

ISBN 3-932212-49-5

CBV

Kay Hoff · Gesammelte Werke · Band 6

Kay Hoff

Voreheliche Gespräche  
oder  
Im goldenen Schnitt  
Roman

Gesammelte Werke in Einzelausgaben  
Band 6

Carl Bösch Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke  
in Einzelausgaben

Herausgegeben von Jürgen H. Petersen

Band 6



Kay Hoff

Voreheliche Gespräche  
oder  
Im Goldenen Schnitt



Kay Hoff

Voreheliche Gespräche  
oder  
Im Goldenen Schnitt

Roman

Mit einem Nachwort des Herausgebers

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 6

Carl Bösch Verlag

**Die Tagebuchnotizen auf den Seiten 107 bis 118 gehen auf Entwürfe und Aufzeichnungen zurück, die Hans F. Erb (1927-1985) hinterlassen hat.**

**Hoff, Kay:**

Werke: In zehn Bänden. Hrsg. von Jürgen H. Petersen.

Band 6: Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt:  
Roman / Kay Hoff.

Mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen

1. Aufl. - Siegen : Böschchen Verl., 2003

ISBN 3-932212-49-5

ISBN 3-932212-49-5

© Carl Böschchen Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschchen-verlag.de>

Textverarbeitung: Jonathan Imme, Siegen

Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

# Inhalt

Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt

9

*Jürgen H. Petersen*

*Nachwort*

209





## I.

Er verstand ihre Frage nicht. Einen Augenblick lang zögerte er. Dann antwortete er, als habe sie sich nach seinem Befinden erkundigt: „Na ja, ein bißchen Verschleiß, natürlich, was man so hat in meinem Alter: die Knochen, der Kreislauf, und die Werte sind auch nicht mehr so. Aber richtig krank war ich eigentlich nie. Vor Jahren haben sie mir den Blinddarm herausgenommen, später auch noch die Mandeln, und 1979 hatte ich so etwas wie einen Herzinfarkt, in der chilenischen Wüste. Doch das war ein stummer Infarkt, kein Doktor, kein Krankenhaus, keine Reha-Klinik, und ich denke, mit meinen 60 bin ich noch ziemlich brauchbar.“

Sie sah von ihrem Strickzeug auf: „Chile? Wie bist du denn dahin gekommen?“

„Hab’ ich dir nicht erzählt? Ein Freund hatte mich eingeladen, Hans-Hermann Richter, ein Kamerad aus dem Lager bei Dresden. Der hatte sein Haus in Valparaiso randvoll mit präkolumbianischer Kunst, in Jahren zusammengesucht, zusammengekauft, vielleicht auch hier oder da beiseitegeschafft, und ich habe das alles fachgerecht fotografiert, Stück für Stück, für ein wissenschaftliches Werk, das allerdings niemals erschienen ist – stattdessen hat sich Hans-Hermann auf internationalen Auktionen eine goldene Nase verdient.“

„Vermutlich zu den goldenen Zeiten des Generals Pinochet“, meinte sie.

„Wenn schon“, sagte er. „Das ging mich nichts an. Jedenfalls sind wir damals auch in den Norden gefahren, den Großen Norden, wie sie in Chile sagen, mehr als 2000 Kilometer Steppe und steinige Wüste, in San Pietro de Atacama sollte es billig Goldamulets und indianischen Federschmuck geben, und plötzlich steckten wir fest, fast 4000 Meter hoch, es dämmerte schon, die Wüste verlor ihre letzten Farben, die Räder mahlten sich immer tiefer in den Sand, bis der Motor endgültig absoff – wir saßen in einer tödlichen Stille, nichts, gar nichts, kein Laut, kein Mensch weit und breit, kein Haus, kein Licht, das Herz

schlug mir unheimlich schnell, klopfte die Ohren zu, ich bekam keine Luft mehr, und Angst stieg in mir hoch, überschwemmte mich, und ich wußte mit einem Male, verrückt: Das war's nun, mein Leben – das war es gewesen – verstehst du: das Ende, endgültig. Aber ich hab's ja dann doch überstanden, und ich nehme eben zweimal ein Adalat täglich, seitdem.“

Sie sah ihn kritisch an, abschätzend, strickte dann weiter.

„Na ja“, meinte er. „Natürlich bin ich nicht sehr robust, das weißt du ja – schon als Kind war ich eher schwächling und schwächlich. Mein Schulfreund Willi, der Stärkste in unserer Klasse, machte sich oft einen Spaß daraus und würgte mich mit seinen großen Händen, er tat jedenfalls so, als ob er mich würgte, wir hatten das richtig eingespielt: Ich sank dramatisch auf dem Schulhof zusammen, lag auf dem Boden wie ein junger Hund, der sich für unterlegen erklärt, bis Willi mir beim Aufstehen half. Dann war er wieder mein Freund und Beschützer, und niemand in Brunau durfte mir etwas tun.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ein ziemlich mieses Spiel, finde ich, und eigentlich gar kein Spaß.“

„Was willst du“, sagte er. „Ich war nicht stark, das kannst du gern wissen, ich war schüchtern, und ohne Willi – ich habe ihn damals einfach gebraucht.“

„Und später?“, fragte sie. „Und jetzt?“

„Ach was!“ Er versuchte ein überlegenes Lächeln. „Du siehst ja: Ich komme ganz gut zurecht.“

Das Damals gab es nicht mehr. Aus Brunau bewahrte er nur noch den schäbigen Schuhkarton SALAMANDER FUSSARZT mit den alten, vertrauten Fotos, abgegriffene Bilder aus einer anderen Welt, anderen Welten: Großvater, Vater, Mutti, als sie noch froh war, Onkel, Tante, Tante, Freunde, Fremde, Großeltern, Eltern, Vettern, Tante, Onkel, Tante – die zahllos verzweigte Brunauer Familie, meistens in mattem Braun, paarweise oder zu dritt, zu viert, manchmal auch gruppiert in sorgfältig austarierten Variationen im Großformat 18 x 24, wer wann wo mit wem wieso, manchmal ein ganzer Verein in würdigen Bratenröcken, die Liedertafel, der Kegelclub, einmal ein Damenkränzchen mit verwegene gekürzten Röcken und Bubi-

Frisuren, das aufgesetzte Stummfilm-Lächeln von 1928, einmal die Freiwillige Feuerwehr mit blinkend hohen Helmen, Vater rechts auf dem Trittbrett der Spritze, dann wieder Tanten, Großtanten im Altersschwarz, hagere Kusinen in Rüschenröcken oder in Badeanzügen, wo die Spalte sich peinlich abzeichnete, Vater als Rottenführer, Tante Ingeborg flott mit der neuen Olympia-Rolle, Onkel Felix strahlend, immer erfolgreich, Onkel Bernhard mit eingefallenen Wangen, er starb an Tuberkulose, doch niemand in der Familie sagte das Wort – eine Arme-Leute-Krankheit –, und hin und wieder er in der Mitte, unser Helmuth, schmal und schüchtern, er selbst.

Die Häuser gab es nicht mehr, die gerade gezogenen Straßen, und wenn es sie doch noch geben sollte, dann trugen sie polnische Namen, die er nicht kannte, nicht wissen wollte. Auf einigen Fotos waren, meistens im Hintergrund, Umrisse dessen zu erkennen, was einmal seine Welt gewesen war, zufällige Erinnerungsstaffagen: der grob gepflasterte Hof, das Erkerfenster mit den Lilien-Ornamenten, die exakt mit dem Pflanzstock ausgerichteten Buschbohnen-Beete, die verwachsene Trauerweide, auch die Liebhaber-Bühne im Festsaal des „Brunauer Hofs“ mit den Salon-Kulissen – noch immer schienen sie zu schwanken –, links Mozart in Gips, lorbeerumrahmt, rechts Schiller im gleichen Gips-Lorbeer, und beim Vorbeimarsch der SA im Herbst 1938, Vater im zweiten Glied rechts, war die Stadtkirche mit ihrer steifen wilhelminischen Ziegelgotik mit ins Bild gekommen.

„Aber ich brauche die Bilder gar nicht“, sagte er. „Ich könnte die Straßen entlanggehen mit geschlossenen Augen, kenne noch alle Scharten und Risse in den Kantsteinen, die Vorgarten-Gitter mit den ovalen Namensschildern, auch die schmalen Schau Fenster mit den ausgeblichenen Anpreisungen, und unser Haus in der Marktstraße steht immer noch da wie damals, behäbig und würdig, der Eingangsflur mit der gewendelten Treppe, das getäfelte Herrenzimmer, die sonnenhelle Küche, der Wintergarten mit den farbigen kleinen Glasscheiben, lila und grün und rot, und oben das Großvater-Zimmer, der lange Weg von der Zimmertür bis zum Fenster links, wo der alte Mann saß,

der mein Großvater war, neben dem hohen Spiegel, ein mürrischer Greis im dunklen Anzug, mit schütterem Bart, steinalt, mit kalten, knochigen Händen, der nach Zigarrenqualm und bitterem Rotwein roch und 'Na?' sagte, ganz langsam: 'Na, Junge, ist wieder Sonntag?' Mehr sagte er nicht, er hatte große Mühe, die wenigen Worte zu finden, beugte sich schwerfällig herab, um den geschuldeten Kuß entgegenzunehmen, kalt war seine Stirn, wandte sich dann wieder dem Fenster zu, sah auf die Straße hinaus, uralt, fast ohne Sprache. Das war Sonntagmorgen für mich, lange Zeit, die Viertelstunde bei Großvater: das träge Ticktack der Hängeuhr, das Raucherhüsteln des alten Mannes, das Schweigen, und über dem breit geschwungenen Sofa hing ein großer Scherenschnitt in goldenem Rahmen, eine Reihe von steifen Figuren unterschiedlicher Statur, die von einem überhängenden Baumwipfel links und den Umrissen einer Gartenlaube auf der anderen Seite zusammengehalten wurden: eine Familie, sorgfältig abgestuft um eine stattliche Vatergestalt, der Hausherr mit langer Pfeife, die rundliche Mutter im Spitzenhäubchen, links drei Töchter mit Kaffeekanne und Strickstrumpf und Puppe, rechts ein Knabe auf einem Steckenpferd mit einer lustigen Peitsche, und alle waren sie ehrbar und achtbar und alle schon lange tot.“

„Eine echte Biedermeier-Familie“, meinte sie. „Preußisch schwarz-weiß und preußisch brav, wie sich's gehört: folgsam und fügsam, Er soll dein Herr sein. Weißt du, manchmal kann ich den alten Adenauer schon verstehen, für den Europa an der Elbe endete. Und Lafontaine – ob der nicht genauso denkt?“

„Was du wieder redest!“, sagte er. „Ihr habt eben nicht mehr gelernt, was Deutschland war, was Deutschland ist, Ihr begreift einfach nicht –“

„Wir sind ein Volk!“, skandierte sie. „Wir sind ein Volk!“

„Jawohl!“, sagte er. „Du wirst schon sehen: In zwei, drei Jahren spricht niemand mehr von Osis und Wessis. Im übrigen gab's solche Scherenschnitte genau so am Rhein wie an der Oder, jawohl, bieder und brav, wie sich's gehört. Mich haben diese Figuren jedenfalls fasziniert, die nichts als schwarz waren und doch eine eigene Art von Leben hatten, jede für sich und alle zusammen als gegliederte Gruppe, und jedes Profil

schien wirklich etwas zu sagen – obwohl, wenn man das selber einmal gemacht hat, dann kennt man die kleinen Tricks und weiß, wie Charaktere entstehen. Vor allem sieht man in Scherenschnitten immer sich selber mit, das ist wahrscheinlich ihr Geheimnis: Jeder sieht in dem Schwarz gerade das, was er sehen will, sehen kann, jeder findet darin seine eigene Vorstellung von Menschen und von der Welt.“

„Aber das ist doch immer so, bei allen Bildern“, meinte sie, „nicht nur bei Scherenschnitten. Im Grunde sehen wir immer uns selbst. Wahrscheinlich gilt das sogar für Fotografien. Würden die Leute sonst so viel knipsen?“

„Aber nein“, widersprach er. „Fotos sind etwas anderes, da kenne ich mich ja wirklich aus. Fotos halten die Wirklichkeit fest, einen kleinen Augenblick unserer Realität, einen kleinen Ausschnitt, gerade dafür werden sie ja gemacht, während Scherenschnitte, die sind ein Spiel mit der Wirklichkeit, ein Spiel mit unendlichen Variationen.“

„Wenn du weißt, was Wirklichkeit ist – vielleicht“, sagte sie. „Und wenn diese Wirklichkeit mit dem Sichtbaren zusammenfällt. Ich bin mir da allerdings gar nicht so sicher. Aber was sollen wir streiten, zuletzt verschwinden doch alle Bilder, so oder so.“

„Jedenfalls kenne ich heute noch jede Figur“, sagte er, „obwohl wir den Scherenschnitt damals nicht mitgenommen haben, Januar 45 – es ging alles so schnell, Hals über Kopf, und wir hatten Angst. Dann denkt man nicht mehr an Werte, und außerdem war es finster, es gab keinen Strom mehr, meine Mutter lief mit einer flackernden Kerze durch das Haus und suchte verzweifelt den Haustürschlüssel, während ich die Leiter zum Fahnenboden hinaufstieg, weil da noch eine Kiste mit meinem Kinderspielzeug stand, den Teddy wollte ich unbedingt retten, verrückt, doch der war gar nicht mehr da, wahrscheinlich hatte Frau Lewandowski ihn weggeworfen beim Entrümpeln für den Luftschutz, und irgendwo schlugen Granaten ein, und wir wußten nicht, wie es nun weitergehen sollte, das Leben. Den Scherenschnitt haben wir jedenfalls völlig vergessen.“

Sonntagmorgen für Sonntagmorgen, bis der Stuhl am Fenster leer war, leer blieb. Die Rappen unter den schweren Decken mit den schaukelnden schwarzen Federbüschen zogen den Wagen mit dem Sarg, die Jäger-Kapelle blies einen unreinen Trauertakt, Vater war bleich unter dem hohen Zylinder, langsam bewegte der Zug sich über das holperige Pflaster der Friedhofsallee, Mutter weinte. Seit damals vergaß er nie mehr, daß Schwarz Tod bedeutete, Trauer und Leere. Die Zeit war eingebrochen, die Dauer aufgehoben. Es gab seitdem gestern und morgen, dazwischen das bunte Wechselspiel Heute, in dem er mitspielen durfte, mitspielen mußte: Sonnenschein heute und Wärme und Garten und glänzende Murmeln, heute mit Struwelpeter und Regengrau und Tantenbesuch am Nachmittag, die silbernen Mokkalöffel ließen die Sammeltassen klingen: „Sitz’ grade, Helmuth!“, Sahnetorte und bröckelndes Kleingebäck, „iß nicht so hastig!“, fremde Erwachsenen-Gespräche – „Was du nicht sagst, wirklich? Hat sie denn –“, Danziger Goldwasser mit den geheimnisvoll schwebenden Blättchen, „Du darfst jetzt in dein Zimmer gehen und spielen, Helmuth!“ Oder sonntags die Marschmusik im Radio früh, Vater schon braun geschniegelt, Dienst ist Dienst, Mutti am Herd in der blaugrünrosa geblühten Kittelschürze, der Sonntagsbraten, der Sonntagskuchen, der Sonntagsspaziergang, und oben das Großvater-Zimmer, leer. Plötzlich stimmte die Entfernung nicht mehr, es war nicht mehr so weit von der Türschwelle bis zum Fenster links, und der hohe Standspiegel mit den gedrechselten Säulen hatte seine Übermacht eingebüßt: Er sah sich im Spiegelglas, er kam auf sich zu – ich –, und er wußte jetzt, daß es Nähe gab und Ferne, Distanz, die er selber bestimmen konnte.

„Das war für mich unheimlich wichtig“, sagte er und zündete sich eine neue Zigarette an. „Schon damals, als Kind: Distanz. Verstehst du? Ich brauchte Spielraum, um mich entscheiden zu können, sonst fühlte ich mich eingeengt, bedrängt. Und entscheiden muß man sich schließlich – rechts oder links, schwarz oder weiß. Ehrlich: Ich bin für Klarheit: Ja oder nein. Anders kann ich nicht leben.“

Sie ließ das Strickzeug sinken: „Das sagst du so. Das sagt man so. Machst du dir da nichts vor?“

„Wieso?“ Er setzte sich auf. „Das mußt du doch wissen: Unsicherheit verwirrt nur, macht ratlos und schwach. Ich will einfach sehen, woran ich bin, auch mit mir selbst. Natürlich muß man zahlen dafür, umsonst ist der Tod. Aber so habe ich das schon als Kind gehalten, und im Grunde ist es auch gar nicht schwer: schwarz oder weiß.“

„Wenn das so einfach wäre“, sagte sie. „Natürlich, ich bin auch für klare Entscheidungen, ja oder nein, wer ist das nicht. Aber wie hält man das durch? Ich bin doch schon bald 40, und wenn ich ehrlich bin, dann habe ich mich in meinem Leben meistens angepaßt, irgendwie, habe nachgegeben, habe mich manchmal sogar aufgegeben. Vielleicht, weil ich das als Kind so gelernt hatte, ich weiß nicht. Es dauert eben, bis man das hinter sich läßt.“

Er sog den Qualm tief ein, ließ ihn langsam ausströmen. Er wußte, daß er nicht aufrichtig war, nicht wirklich. Nirgendwo gab es das reine Weiß, das unverfälschte Schwarz: Am Ende lief alles auf Annäherungen hinaus, auf Übergänge, Schattierungen, und von den Schlagschatten verriet er schon gar nichts, kein Wort davon zu Ruth. Doch er beherrschte die Rolle: der erfahrene Mann, der gestandene Mann, der Mann von Charakter – ja oder nein, kein Kompromiß! –, und er sprach und spielte die Rolle seit vielen Jahren so konsequent, daß er oft schon sich selber glaubte.

Er sah zu ihr hinüber: Ruth. Sie strickte an diesem unendlichen dunkelgrauen Pullover. Sie war nicht mehr jung, wenn auch viel jünger als er, 20 Jahre jünger. Sie trug die Nickelbrille mit den runden Gläsern, die offenen Haare fielen ihr viel zu lang auf die Schultern, die etwas nach vorn gebeugt waren: eine Lehrerin, ermüdet von 15 Jahren Kindergeschrei, mit vagen Erinnerungen an die Aureolen der 68er Jahre. Sie war nicht schön, war sicher nie schön gewesen, wollte wohl gar nicht schön sein, sie sprach nur selten von sich. Er wußte nicht, nicht wirklich, was sie dachte.

„Du mußt das verstehen“, sagte er, obwohl er längst eingesehen hatte, daß sie ihn nicht verstand, sie nicht und niemand (Mutti vielleicht, doch es genügte ihm nicht mehr, von seiner Mutter geliebt zu werden). „Einiges hat mich ja auch umge-



worfen, Hilde zum Beispiel. Vielleicht hätte ich etwas merken müssen, sie hatte ja immer einmal damit gedroht. Aber wer nimmt denn so etwas ernst? Sie hatte doch eigentlich alles, was man sich wünschen kann – und ganz bestimmt sehr viel mehr, als sie sich drüben geträumt hatte –, und wo gibt es denn keine Probleme in einer Beziehung?! Natürlich, wir hatten uns etwas auseinandergelebt, wie alte Eheleute, ich will das auch gar nicht beschönigen. Irgendwie betraf mich kaum noch, was sie sagte und klagte und maulte – verstehst du: Zuletzt schaltet man einfach ab und läßt sie reden. Und ich bin eben so, wie ich bin, man muß doch zu seinen Gefühlen stehen, und jeder hat eben seine eigene Rolle im Leben, die sucht man sich schließlich nicht aus. Ich habe meistens anderen zugesehen, schon als Kind, sonst wäre ich sicher nicht Fotograf geworden: habe beobachtet, habe dann meine Momentaufnahmen gemacht, möglichst effektiv natürlich, mit kräftigen Schatten, obwohl mir das eigentlich gar nicht so liegt, habe die Filme entwickelt, die Fotos vergrößert, Hochglanz 18 x 24, habe die Bilder angeboten, verkauft, und das war's dann. Verstehst du: Abbildungen, Illustrationen, Vordergrund-Ansichten, die sich einfach klischieren ließen. Menschen waren mir nicht so wichtig, und so war es zuletzt auch mit Hilde: Irgendwie lief da ein Leben aus zweiter Hand neben mir ab, obwohl – ich gebe ja zu: Am Anfang war das schon echte Liebe, mit ziemlichem Drive, sonst hätte ich mich ja nicht scheiden lassen. Aber dann war es auch nur wieder wie vorher und immer, Alltag, Probleme – Hildes Probleme vor allem –, Ärger und Sorgen und Streit, Ärger auch immer wieder wegen ihrer verrückten Launen und Spleens – als ob bei uns jeder tun könnte, was ihm gefällt! Weißt du eigentlich, daß wir einmal drauf und dran waren, in einen alten Flak-Bunker zu ziehen, weit vor der Stadt? Und das mitten im Winter! Das war nicht einfach für mich, schließlich war ich damals schon über 50, und da weiß man doch, daß es nichts ist mit der ganz großen Liebe, Romeo und Julia und so, man sollte das jedenfalls wissen, und insofern – na ja, ich habe es damals eben noch einmal versucht, midlife crisis, wenn du willst, und es war schon bitter für mich, daß nichts daraus wurde. Verstehst du: Irgendwo war zuletzt alles falsch und zuende, da war nichts zu ret-

ten. Aber daß Hilde sich umbringen würde, also ich weiß nicht: Das tut man doch nicht. Schließlich hat jeder mal depressive Momente, ich auch, das kannst du mir glauben, jawohl. Gerade deshalb: Eigentlich kann ich immer noch nicht begreifen, wie sie mir das antun konnte. Kannst du das verstehen?“

Er wartete ihre Antwort nicht ab, brauchte die Antwort nicht; er wußte jedes ihrer Worte vorher. „Natürlich habe ich auch mal andere Frauen angesehen, schließlich ist man ein Mann, darüber braucht man doch gar nicht zu reden. Hilde war ja selber kein Kind mehr und hatte einiges hinter sich, und im Bett habe ich mich manchmal sogar gefragt, wo sie das wohl gelernt hatte. Und ich habe auch nie im Haushalt geholfen, fast nie, das muß ich zugeben. Aber das war eben so bei uns in Brunau, dafür waren die Frauen da, und drüben war es doch ganz genau so, in der DDR, bei ihr zuhause. Auch mein Vater hat keinen Handschlag im Haus getan, und mein Großvater erst: Der saß an seinem Fenster oben, las Zeitung und rauchte Zigarren und sah auf die Straße hinunter, oder er sah dann auch gar nichts mehr, was weiß ich, zuletzt war ihm wohl alles gleichgültig geworden, nicht einmal über die neue Wehrmacht hat er sich richtig gefreut, sagte nur immer: ‚Das gibt Krieg, Kinder, das gibt Krieg!‘ Aber im Haushalt rührte er keine Hand, er ließ sich rundum bedienen, sogar das Mittagessen wurde ihm oben serviert, und Widerspruch duldete er nicht, solange er noch ein Wort sagen konnte. Er war eben der Herr im Hause, auch wenn das damals längst nicht mehr sein Haus war. Anfang der 30er Jahre hatte er nämlich pleite gemacht mit seinen Antiquitäten, hatte das Haus aber rechtzeitig auf meine Mutter geschrieben, und seitdem lebte er bei uns auf unsere Kosten, obwohl mein Vater wenig verdiente auf dem Katasteramt, allein die Brüningschen Notverordnungen, und beim Wohnungsamt war es später auch nicht viel mehr, er wurde auch nicht befördert, da hätte mein Großvater schon mal ein bißchen mithelfen können. Doch im Haushalt faßte er grundsätzlich nichts an, dafür war Mutti da und das Dienstmädchen, auch die Waschfrau, die Plättfrau, die Weißnäherin, und an großen Fest- und Feiertagen kam auch noch Frau Lewandowski zu uns ins Haus, zum Kochen, so waren wir das gewohnt.“

Sie ließ die Stricknadeln ruhen, sah ihn an: „Ja – und? Das war doch nichts als die traditionelle Rollenfixierung. Merkst du das nicht?“

„Ich meine ja nur“, sagte er und drückte die Zigarette aus. „So war das eben bei uns, so habe ich das gelernt. Aber das ist doch kein Grund, ich meine, für Hilde – wir waren schließlich mehr als acht Jahre zusammen, fast neun Jahre, und sie kannte mich, wie ich war, sonntags habe ich manchmal sogar das Frühstück gemacht, und meine Mutter sagte auch schon lange nichts mehr, obwohl sie – ich meine natürlich: Hilde, also sie kochte wirklich nicht gut, hatte oft was anderes im Kopf, was weiß ich, irgendetwas fehlte immer, Salz oder Süß, und manchmal stank es tagelang nach Angebranntem. Im Grunde war sie wohl einfach unzufrieden, vielleicht auch ein bißchen hysterisch, so Anfang Mitte 40, und eben eine von drüben, das war schon eine Belastung für mich, meine Mutter hatte mich gleich gewarnt –“.

Sie sagte: „Du wolltest doch nicht so viel rauchen!“

Er schob die Zigarette wieder in die Packung zurück. „Und sie hatte keine Geduld“, sagte er. „Das war schon frustrierend für mich. Wenn sie nur noch ein bißchen gewartet hätte, dann hätte sich alles von selbst erledigt, sie hätte wieder rübergehen können und hätte da ihren Beruf gehabt, Textilgestalterin mit Rüschen und Spitzen und so, das soll es drüben wirklich noch geben, in Plauen, glaube ich, Plauen im Vogtland. Hier kam sie damit natürlich nicht an und nicht weiter, wer interessiert sich denn noch für Klöppelspitzen und Posamenten und hat noch Zeit für Fransen und Quasten und Borten – sie hätte eben abwarten müssen, bis die Mauer weg war, irgendwie hat man das doch schon kommen sehen, ich meine: zuletzt, im Sommer 89. Da mußte sie sich doch nicht umbringen! Das hätte einen ganz sauberen Schnitt gegeben – nicht dieses gräßliche Theater mit Tatütata und Magenaspumpen und Intensivstation, und es hat ja dann doch nichts genützt, und an mir blieb zuletzt alles hängen, sogar die Friedhofskosten, das geht ja gleich in die Tausende, und ich dachte natürlich, das Sozialamt würde das übernehmen – denkste, ich kriegte die Rechnung, obwohl wir doch gar nicht verheiratet waren. Zuletzt war das sowieso

nur noch eine lockere Beziehung, man erzählt doch immer die gleichen Geschichten, es gab keinen echten emotionalen Austausch mehr zwischen uns, und meine Witze kannte sie alle. Aber sie wollte das einfach nicht wahrhaben, das war eben ihr Tick: Sie wollte mich unbedingt so, wie sie mich damals gesehen hatte, am Anfang, und damals kam sie ja direkt von drüben, als Flüchtling, aber auch randvoll mit sozialistischer Moral – vielleicht war auch ein bißchen was Christliches dabei –, als ob es nur anständige Mitmenschen gäbe, ehrlich und fleißig und verantwortungsbewußt, das war schon eine verrückte Erziehung da drüben, und viele haben das wohl wirklich geglaubt. Im Grunde verstand sie mich einfach nicht, auch nicht als Mann, obwohl – ich will da gar nicht ins Detail gehen. Zuletzt lag sie nur noch stocksteif und irgendwie eiskalt neben mir, beinahe schon krankhaft, und dann passierte natürlich auch nichts mehr, schlicht tote Hose. Aber bis zuletzt spielte sie die große Liebende, natürlich auch die große Leidende, Passionsmusik mit vollem Tremolo, schluckte dann jede Menge Valium gegen den Leidensdruck, und mir hielt sie vor, zuletzt noch – ach was, es lohnt ja nicht mehr, darüber zu sprechen. Irgendwie muß das mit Freud zu tun haben, die Juden wissen eben doch mehr. Und auch bei meiner Arbeit wollte sie immer mitreden, obwohl sie vom Fotografieren so gut wie gar nichts verstand, und das tägliche Brötchen-Geld, das mußte schließlich ich bringen, so stressig das manchmal auch für mich war. Und natürlich konnte ich nur auf meine Art fotografieren. Aber das sah sie nicht ein. Der Fotograf müßte ein Jäger sein, meinte sie, der mit der Kamera seine Beute erlegt, Schuß und ab und vorbei, während ich – na ja, du kennst mich inzwischen ja schon ganz gut, ich schieße eben keine Fotos, sondern warte auf meinen Augenblick, dann löse ich aus, und manchmal gelingt mir dabei dann wirklich mehr als ein Foto, nämlich ein Bild. Das hat für mich nichts mit Jagen und Fangen zu tun, sondern ich suche im Grunde immer nach Maßen und Proportionen – du kennst doch den Goldenen Schnitt, ja? Den wollte ich immer treffen in meinen Bildern, vielleicht sogar in meinem Leben: Die Relationen von Tagen und Jahren und Zeiten, das fügt sich manchmal schon seltsam zusammen. Doch auf Lokalseiten am Nieder-

rhein, da ist natürlich nicht Kunst gefragt und Maß und Harmonie, gepflegtes Helldunkel und große Form, sondern der griese Alltag, ein neuer Kinderspielplatz, ein satter Verkehrsunfall – aber die Marke des Schrottautos darf nicht zu erkennen sein, sonst inseriert der Händler nicht mehr! –, oder der Bürgermeister eröffnet die Weihnachtsausstellung im Heimatmuseum, wichtig ist seine klassische Nase im Halbprofil und nicht etwa das, was da an Kunst herumhängt. Ich habe das ja gemacht, all die Jahre, und eigentlich mache ich das auch ganz gern, es ernährt seinen Mann und belastet nicht übermäßig, bis 87 mußte ich ja auch noch für Felix bezahlen – mit Hildes Sozialhilfe wären wir nicht weit gekommen. Aber dann will man doch seine Ruhe haben zuhause und will nicht noch ange-macht werden, das hat mir wirklich gestunken zuletzt, das kannst du mir glauben!“

Sie strich sich die Haare aus der Stirn. „Ich glaube dir ja“, sagte sie. „Das war sicher nicht immer einfach.“

Er sah sie an mit seinen dunklen Augen, Kinderaugen, erwartungsvoll. Ich muß ihm glauben, dachte sie: Ich habe gar keine Wahl, ich muß ihm glauben, oder ich müßte gehen, jetzt gleich. Vielleicht sollte ich gehen. Im Grunde weiß ich nicht, weshalb ich noch hier bin, bei ihm, der redet und redet und immer nur redet von seinen Verlusten und seinen Nöten und seinem Versagen, der sich redend entschulden will, obwohl er doch alt genug ist um zu wissen, daß das nicht möglich ist, so viel einer auch redet – der von magischen Harmonien träumt und von goldenen Zahlen, die auch dann ohne Sinn und Bedeutung wären, wenn man sie wirklich errechnen könnte. Sie sah, wie er versuchte, unauffällig eine Zigarette aus der Packung zu ziehen, sie dachte: Er betrügt sich selbst.

„Aber es macht schon Spaß“, sagte er. „Das Fotografieren.“

Damals gab es manchmal noch einen Film bei Tarnowski am Mühltentor, Agfa-Rollfilm 6 x 9, für die Box. Die Box war ein schlichter schwarzer Kasten, unhandlich, auf dessen winziger Mattscheibe Lichter, Umrisse, Schatten undeutlich und außerdem seitenverkehrt zu erkennen waren. Ein einfacher Hebel, lackiertes Blech, löste den langsam schnappenden Verschuß

aus; mit einem Knebel wurde der Film weitergedreht, bis in einem kleinen roten Glasfenster, nach etlichen schwarzen Punkten und Strichen, die nächste Zahl erschien, die nächste von acht abgemessenen Möglichkeiten, die Welt, die Zeit, das Leben festzuhalten im Standardformat 6 x 9.

Herr Tarnowski entwickelte den Film und machte aus dem Schattengrau Hochglanzbilder in Chamois, mit gezacktem Büttenrand. Fachmännisch schüttelte er den Kopf: „Du mußt die Box gerade halten, mein Junge, und immer ganz ruhig auslösen, nicht wackeln!“, gab aber gelegentlich auch formale Hinweise: „Die einfachen Bilder sind die besten, die mußt du suchen, wenn du die Welt schon mit der Kamera zerlegen willst.“ Manchmal verwunderte er sich sogar: „Chapeau, Chapeau – mit so einem Fensterglas-Objektiv!“ – Mutti unter der Trauerweide im neuen Kostüm, das Jungvolk-Fähnlein angetreten, eine lange Diagonale über den Kirchplatz, Vati auf Urlaub, stolz mit dem Eisernen Kreuz, der Adventskranz mit brennenden Kerzen, fünf Sekunden, genau gezählt, belichtet.

Herr Tarnowski konnte auch Prinzip und Funktionen des kostbaren Apparats erklären, den Vater im letzten Urlaub mitgebracht hatte, eine nagelneue Kine-Exacta, gefunden in einem ungarischen Grafenschloß, auf dem Rückzug – Lichtstärke 2,8, auf der Mattscheibe stand klar das Bild: Die Aufnahme würde scharf sein, gerade so, mußte scharf sein. Aber es gab keinen passenden Film mehr im Frühjahr 1945, Frau Tarnowski bedauerte, nichts mehr, alles vorbei, und sie trug jetzt Schwarz. Herr Tarnowski war zum Volkssturm einberufen worden, ein Panzergraben wurde vor Brunau ausgehoben, der den russischen Ansturm aufhalten sollte; aber noch vor dem Einsatz war Herr Tarnowski plötzlich abgeholt worden, ein Fall von Wehrkraftzersetzung.

„So kam ich zum Fotografieren!“, sagte er. „Mit einer simplen Box für vier Reichsmark. Und Herr Tarnowski brachte mir wirklich einige Grundkenntnisse bei, obwohl er damals schon ein alter Mann war – na ja, noch nicht ganz so alt wie ich jetzt, ungefähr 55, mit runder Glatze, aber damals war er für mich eben uralt und ziemlich verknöchert und stur. Bei Fotos ließ er

nur das Schlichte gelten und das, was für ihn schön war – einfache Perspektiven und Proportionen, klassische Landschaften und Stilleben, harmonische Strukturen. Im Grunde sei das Bild doch nichts als ein Fenster, meinte er, durch das man ins Innere dieser Welt sehen könne. Deshalb war für ihn der Ausschnitt so wichtig – der Rahmen, sagte er –, und ebenso die technische Brillanz. Geschludert wird nicht, sagte er, und er bestand darauf, daß ich das bescheidene Glasauge meiner Box so intensiv mit einem feinen Pinsel aus Pferdehaar säuberte, als wäre es eine kostbare Spezialoptik. Besser und schärfer wurden meine Fotos dadurch wahrscheinlich nicht. Doch Herr Tarnowski hatte seine Prinzipien, darüber diskutierte er nicht – er war eben wirklich schon alt. Wir hatten es ja überhaupt vor allem mit alten Männern zu tun, damals im Krieg, auch in der Schule, Männer mit grauem Haar, die irgendwie noch immer mit Kaiser und König und Sedanstag lebten – oder mit Weimarer Erinnerungen, wie Herr Tarnowski –, die anderen waren damals fast alle Soldat, die lernte ich richtig erst nach dem Krieg kennen, als sie nach und nach heimkehrten, krank die meisten und ausgezehrt und in Lumpen, und so fühlten sie sich wohl auch. Mit Herrn Tarnowski war ich jedenfalls ziemlich befreundet, so ein kleiner, rundlicher Mann, der gern mit den Händen redete. Er legte mir immer mal einen Film zurück, und er konnte herrlich erzählen, bunte Geschichten aus seinem Leben – er war weit herumgekommen in der Welt, und er wußte tolle Witze, politische oft, die ich nicht weitererzählen durfte, nicht mal zuhause. Wir Kinder kannten natürlich auch Witze, die für uns frech und ein bißchen politisch klangen, vom dicken Reichsmarschall Göring in seiner klimpernden Ordenspracht oder vom Humpelmann Hampelmann Goebbels, der die Spargel quer essen konnte, so groß war sein Maul. Tarnowskis Witze waren irgendwie anders, irgendwie böse – ungefähr so, den habe ich nicht vergessen: Treffen sich auf der Straße zwei Juden – viele von seinen Witzen spielten auf der Straße, wo niemand sonst zuhören konnte –, und der eine fragt: ‚Nu, was gibt’s Neues?‘ Sagt der andere: ‚Was soll’s schon Neues geben. Es gibt doch nur schlechtes Neues.‘ Fragt der Erste: ‚Und was gibt’s schlechtes Neues?‘ Sagt der andere: ‚Hitler soll tot sein.‘ ‚Aber das ist

doch nicht schlecht!’, erregt sich der Erste. Meint der andere: ‚Schon. Aber es soll nicht wahr sein.‘ Verstehst du: Daß man eigentlich lachen wollte und doch nicht lachen konnte, schon wegen dem Führer, der uns den Endsieg versprochen hatte, und wir glaubten damals noch alle daran, fast alle.“

„Das werde ich nie verstehen!“, sagte sie. „Hat denn wirklich niemand gemerkt, was das für ein Mensch war, euer Führer, was das für ein Staat war, dieses herrliche Großdeutsche Reich, wo man nicht einmal Witze erzählen durfte?“

„Das kannst du auch nicht verstehen“, sagte er. „Irgendwie begreife ich das heute selbst nicht mehr, nicht ganz jedenfalls. Aber vielleicht liest du mal in den Tagebüchern meines Freundes Hans-Hermann, der hatte sich 44 noch freiwillig gemeldet, 17 Jahre alt – seine Witwe hat mir die Kladde geschickt, sie konnte die Schrift nicht entziffern –, da kannst du ziemlich genau nachlesen, was wir damals dachten – wenn wir überhaupt dachten. Jedenfalls waren wir uns ganz und gar sicher in dem, was wir unsere Weltanschauung nannten und unseren Glauben, buchstäblich todsicher, so verblasen das alles auch war, und wir hätten bestimmt auch dann nicht davon gelassen, wenn wir nicht so abgeschottet gewesen wären gegen Nachrichten aus der anderen Welt. Bis zum letzten Tag des Krieges lebten wir – wir Jungen jedenfalls, das weiß ich – in einer irrealen Welt, konnten und wollten Tatsachen nicht erkennen, und irgendwelche Zweifel an der Größe, der Macht, der Reinheit und damit der Unbesiegbarkeit Deutschlands waren für uns einfach undenkbar – ganz abgesehen davon, daß Defätismus verboten war und mit dem Tod bestraft werden konnte. Deshalb war es schon ziemlich leichtsinnig von Herrn Tarnowski, daß er mir seine schrägen Witze erzählte – ich war doch erst 13 oder 14 und Jungzugführer im Jungvolk, und mein Vater war Parteigenosse seit 33 und Rottenführer bei der SA. Aber ihm machte das wohl nichts aus, er sagte: ‚Das dicke Ende kommt doch, mein Junge, wir werden’s erleben – oder besser auch nicht.‘ Und er hat es ja auch nicht mehr erlebt.“

„Du hast also seine Witze weitererzählt?“, fragte sie.

Er wehrte heftig ab: „Aber nein! Natürlich nicht! Höchstens mal einem Schulfreund, aus Spaß, oder beim Jungvolk, beim



Heimabend. Doch die Jungens hielten dicht, Ehrensache, das war schließlich mein Jungzug.“

Sie sah ihn skeptisch an.

„Bestimmt!“, sagte er. „Bestimmt nicht! Doch Herr Tarnowski hielt eben auch sonst den Mund nicht, das wußte jeder in Brunau, irgendwie blieb er immer ein bißchen fremd in der Stadt, obwohl er eigentlich sehr umgänglich war, mit freundlichen, pffiffigen Augen, und jeden Tag wußte er einen neuen Witz. Zu seiner Zeit, in den 20er Jahren, muß er ungefähr das gewesen sein, was man damals flott nannte, ein junger Mann mit Zukunft, umgänglich und beweglich, voll neuer Ideen, der bei Hansemanns eingehiratet hatte. Nach dem Tod des alten Herrn Hansemann – auf vielen Brunauer Fotos von früher sitzt noch sein Prägestempel, Hansemann in gefälliger Rundschrift mit hoch ausgezogenem H – hatte er aus dem Atelier die schweren Samtvorhänge, das Eisbärenfell, die lieblich gepinselten Wiesen- und Wolkenkulissen entfernt, auch Hansemanns stadtbekannte Werbesprüche: ‚Der Eltern Bild schätzt jedes Kind / Wenn sie nicht mehr auf Erden sind‘ – ‚Dein neues Kleid, dein Hund, dein Hut / Macht sich auf jedem Bilde gut‘. Der Raum wurde glatt und sachlich, beinahe zum Fürchten nüchtern, ein Kubus aus gebrochenem Weiß und gedämpftem Grau, darin ein stählerner Schwingsessel, aus Berlin geliefert, blitzende Lampen wie beim Zahnarzt, und statt der mächtigen Plattenkamera mit dem schwarzen Decktuch stand auf dünnen Stativbeinen eine Rolle, die eine rasche Folge von Aufnahmen erlaubte. Das war aber gar nicht Brunauer Stil, überhaupt nicht behaglich und behäbig, und manche Kunden mieden fortan das Atelier Tarnowski. Irgendwie hat er aber doch überlebt, bis 45 jedenfalls, mit Hochzeitsfotos und Babygrübchen und ausladenden Familienbildern, auch kunstvoll retuschierten Porträts der gefallenen Väter und Söhne der Stadt, mildes Chamois in genormter Rahmengröße 18 x 24, vor allem aber mit Paßfotos, für jeden Ausweis brauchte man damals ein Paßbild, und es gab sehr viele Organisationen, sehr viele Ausweise, das war ein solides Geschäft.“

„Hast du noch einmal von ihm gehört?“, fragte sie.

„Wie denn?“ Er hob die Schultern. „Damals war nichts zu

machen, das wußte jeder, niemand konnte ihm helfen, er war ja auch nicht besonders beliebt, und später – na ja, Frau Tarnowski haben wir Anfang 45 aus den Augen verloren, sie wollte nicht mit uns fliehen, es hat sich wohl nicht mehr gelohnt für sie, und in der letzten Nacht war auch ein furchtbares Durcheinander – Mutti und ich kamen nur noch knapp aus Brunau heraus und irgendwie dann nach Berlin, wo wir durch Zufall ein Zimmer fanden in einem halb zerstörten Mietshaus in Neu-Kölln, zum Hinterhof hin mit einem einzigen Fenster, das mit Kistenbrettern vernagelt war, die Ritzen mit alten Röntgenfilmen verschlossen, so kam wenigstens etwas Licht herein, und in der Küche kochten vier Mietparteien an einem einzigen Herd, der immer ein bißchen nach Gas roch, mit einem Badezimmer für alle, natürlich ohne Warmwasser, die Toilette auf der halben Treppe, und ich ging dann auch noch zum Volkssturm, freiwillig, 14 war ich, und ich fand gar nichts dabei, das war eben so: der heilige Kampf für Führer und Vaterland. Zuletzt kam ich in der Festung Weißwasser zum Einsatz, als Melder, und ab Mai war ich dann gefangen beim Russen, zweieinhalb Monate lang. Wir hatten damals fast gar nichts mehr, gerade zwei Koffer, wir wollten ja wieder nach Brunau zurück, gleich nach dem Kriege, da wurde natürlich nichts draus, und niemand hatte eine Ahnung, wie es nun weitergehen würde. Im Grunde war alles beschissen, Verzeihung, aber so war das wirklich damals, ganz und gar hoffnungslos, und das ging über Jahre so, bis wir endlich nach Düsseldorf umziehen konnten, 1949, mein Onkel Felix hatte uns eine Zuzugsgenehmigung besorgt, irgendwie.

Manchmal saßen wir damals schon im April unten im Hof, die Sonne hatte die Mauerreste ein bißchen aufgeheizt, da war es jetzt manchmal wärmer als oben im Zimmer. Ich weiß nicht mehr, wie kalt der Winter gewesen ist, 46/ 47, wir hatten kein Thermometer, und ich kann es niemandem sagen, so kalt. Es war so kalt, monatelang, daß alles zu Eis wurde, die Trümmer, die Wasserleitung, die Vögel, auch Menschen, die wachten morgens nicht wieder auf. Und als meine Mutter im März meinte, nun hätten wir es glücklich geschafft, es gab ein bißchen Sonnenschein, und man sah schon die ersten Unkrautspitzen,

da kam der Schnee zurück, Berge von Schnee, ich habe geheult wegen dem Schnee, und es gab keine Kohlen, und das Trümmerholz hatten wir längst verheizt. Manchmal brachte meine Mutter ein Stück Brot von der Arbeit mit, sie half bei anderen Leuten im Haushalt, vielleicht hatte sie es auch gestohlen. Ich war sehr dünn damals, 16 Jahre und ziemlich groß schon und eigentlich noch im Wachsen, und mein Vater war immer noch nicht nach Hause gekommen aus Rußland, und er kam dann nie.

Zweimal brachte meine Mutter einen entlassenen Soldaten mit, den sie auf der Straße aufgesammelt hatte, krank, oder am Bahnhof Zoo, ich weiß das nicht mehr – Männer in abgewetzten Uniformen, kahl geschoren, die noch elender aussahen als wir. Einer ging bald wieder fort, er wollte über die Grüne Grenze in den Westen, und wir haben nichts wieder von ihm gehört. Der andere blieb länger, er hieß Hans Dieter und war fast nur noch Haut und Knochen und konnte nichts essen als Mehlsuppe, und trotzdem verbrachte er Stunden auf dem Klo halbe Treppe, so daß es oft Ärger gab mit den anderen Mietern. Dem verdankte ich übrigens meine Chance beim Film. Damals gab es doch beinahe nichts, auch kein Klo-Papier, so daß meine Mutter die ausgelesenen Zeitungen zerschnitt, und die Vierecke hingen dann an einem alten Juteband im Klo, wo Hans Dieter viel Zeit zum Lesen hatte. Da kam er manchmal mit Neuigkeiten die Treppe hoch und einmal mit der Nachricht, daß ein italienischer Regisseur in unseren Trümmern einen richtigen Spielfilm drehen wollte, und dafür suchte er einen Jungen – das wäre vielleicht doch etwas für mich. Irgendwie haben wir auch herausgebracht, wo der Mann zu finden war; damals war er noch nicht so berühmt wie später, und ich dachte, ich hätte ganz gute Aussichten. Aber dann wurde doch nichts daraus. Gesucht wurde ein Junge von ungefähr 12, richtig klein und verhungert, und ich war ja nun schon ein ganzes Stück größer, und außerdem sollte der Junge in die Filmfamilie passen und deshalb blond sein, wie Italiener sich einen deutschen Jungen vorstellen. Also ich hatte keine Chance. Aber zwei Wochen lang bin ich damals nicht zur Schule gegangen, meine Mutter schrieb mir Entschuldigungen wegen akuter

Diarrhöe, was ja auch nichts anderes als Durchfall ist, und ich habe zugesehen, wie sie den Film gemacht haben in den kaputten Straßen, der kleine Edmund war wirklich Klasse in seiner Rolle, ehrlich, das hätte ich auch nicht besser gemacht. Ich hab' auch ein bißchen geholfen, Leitungen legen und Lampe halten und so, und zur Belohnung durfte ich bei einer Szene mitwirken, da hockten wir mit vier Jungens und einem Mädchen in einer Trümmerhöhle, wie wir sie damals überall hatten, zum Spielen und so, und wir redeten rum, was wir damals so redeten von Schwarzmarktpreisen und Amis und was wir tun würden, wenn wir was tun könnten, und Edmund kam dazu. Aber das war auch schon alles, und nachher war kaum etwas zu erkennen – außer Edmund mit seiner blonden Tolle –, weil, das Filmmaterial taugte nicht viel, und zum Ausleuchten gab es da keine Anschlüsse. So war das eben zu der Zeit. Später hat man das Neorealismus genannt. Aber ich hatte dann auch genug vom Film, und bald darauf verschwand Hans Dieter. Zum Glück war dann Sommer, und es wurde richtig warm, auch im Zimmer.“

Er zählte die Zigarettenkippen im Aschenbecher, sechs oder sieben; er spürte, wie es im linken Arm wieder zu prickeln begann. Sie sagte, vorwurfsvoll: „Helmuth!“

„Ach was!“, sagte er. „Ich bin eben so, du wirst mich auch nicht mehr ändern. Mit 14 habe ich angefangen zu rauchen, den Tabak haben wir damals selbst angebaut im Blumenkasten, gezählte Pflanzen, gezählte Blätter, und dann das umständliche Fermentieren, das dauerte und dauerte, und was zuletzt in die Pfeife kam, das war eigentlich ungenießbar. Aber was war schon genießbar damals.“

„Da war ich noch nicht mal geboren“, meinte sie. „Ich kenne die Zeit ja nur aus Büchern, Borchert und Böll und sowas, und natürlich aus Filmen, die alle grau waren und ziemlich trostlos und dabei immer zu trösten versuchten, irgendwie. Wir haben damals in Hessen gelebt, in engen kleinen Städten mit sauberm Fachwerk und Kopfsteinpflaster und Märchenwäldern rundum, eine Welt hinter den Bergen, die von Trümmern nichts wußte, nichts wissen wollte. Nur daß es noch lange Jahre 'die Flüchtlinge' gab und 'Flüchtlingskinder', ärgerliche Überbleib-

sel einer vergangenen Zeit, das deutete darauf hin, daß unsere Bilderbuchwelt nicht ganz so heil war, wie sie sich gab. Doch das Straßenpflaster vor der Haustür mußte jeden Sonnabend blank gefegt werden, im Garten wurde kein Unkraut geduldet, und jede gute Hausfrau schüttelte vormittags gegen 10 ihr Staubtuch zur Straße hin aus.“

„Aber wie Trümmerstaub haftet, bis in die Poren, das weißt du nicht“, sagte er. „Und auch nicht, wie so ein selbstgebauter Tabak stinkt. Und was Hunger ist, das wirst du hoffentlich nie erfahren: Dann bist du nämlich ein anderer Mensch – und bestimmt kein besserer Mensch –, und wie Kälte schmerzen kann, bis in die Zehenspitzen hinein, zum Heulen und Schreien, da hilft dir dann gar nichts mehr, das mußst du aushalten. Na ja, was soll's, das ist natürlich Vorzeit für dich, Steinzeit, Tertiär. Irgendwann haben wir jedenfalls doch eine Fensterscheibe bekommen, ich weiß nicht mehr wie, wir hatten ja nichts zum Tauschen – wir hatten tatsächlich nichts gerettet als die beiden Reisekoffer und eine Tasche, alles andere war zusammengefunden, zusammengeklaut, auch aus Brettern und Resten zusammengeagelt, und dann hatte ich noch den alten Schuhkarton mit den Fotos, aber da gab mir kein Mensch ein Stück Brot für. Wenn sich damals jemand umgebracht hätte! Aber wir lebten einfach weiter, wenn auch, verstehst du: Irgendwie lebten wir nicht richtig, waren beschäftigt mit nichts als dem nackten Überleben, und meine Mutter wartete jeden Tag, daß mein Vater wiederkam oder daß er vielleicht mal schreiben würde, es wurden immer mal Zettel aus den Lagern geschmuggelt, oder Gerüchte gingen herum, daran hängte sie ihre ganze Hoffnung, obwohl sie früher zu meinem Vater eher gallig gewesen war und gar nicht anhänglich, und außerdem wäre mein Vater wahrscheinlich gleich wieder eingesperrt worden, als alter Nazi, das wäre ja auch nichts gewesen – und trotzdem hoffte Mutti, er würde noch leben. Erst in Düsseldorf hat sie ihn endlich für tot erklären lassen, da war sie wenigstens eine richtige Kriegerwitwe und bekam auch ein paar Mark Rente.“

„Aber jetzt geht es ihr doch ganz gut“, meinte sie. „Oder?“

„Na ja, soweit. In vier Wochen wird sie 85. Ich glaube, wir müssen dann hinfahren, sie soll dich ja auch mal kennenlernen.“

Jedenfalls reicht ihre Rente, daß sie dem Jungen immer mal einen Schein zustecken kann, obwohl der das längst nicht mehr nötig hat. Mein Vater war doch bei der Stadtverwaltung in Brunau, da sorgt jetzt der Staat für sie, und gar nicht mal schlecht. Ich brauche mich nicht zu kümmern.“

## II.

„Hältst du mal?“; fragte sie.

Er nickte, hielt ihr die Hände offen hin.

Sie nahm die graue Wolldecke, legte sie sorgfältig um seine Handgelenke, suchte den Endfaden heraus. Dann begann sie, das Knäuel zu wickeln.

„Wann bist du eigentlich nach Hause gekommen, damals?“; fragte sie.

„Ich bin gar nicht nach Hause gekommen!“, sagte er brüsk. „Das habe ich dir doch gerade erzählt.“

„Ich meine ja nur: nach Hause zu deiner Mutter, nach Berlin.“

„Anfang August 45“, sagte er. „Den Tag weiß ich nicht mehr. Interessiert dich denn das?“

„Natürlich“, sagte sie. „Wenn wir schon heiraten wollen! Ich muß doch wissen, wer du warst, wer du bist.“

Der Wollfaden hatte sich verschlungen, sie zerrte daran, es gab einen Knoten. Mit schaukelnden Bewegungen versuchte er, ihr zu helfen.

„Na ja“, sagte er. „Meinetwegen. Aber dann solltest du auch etwas mehr von dir erzählen.“

Das Knäuel wuchs langsam zu einer etwas verformten Kugel heran. „Du bist der Boß!“, sagte sie. „Außerdem, ich habe doch nur diese ganz normale Normalzeit gelebt, 40 Jahre Frieden und Coca-Cola und Eierkuchen: Geboren 1950, mit zehn aufs Gymnasium, braver Durchschnitt, fleißig und sauber, das Abitur mit 2,4, und selbst in meiner Berliner WG ging es ziemlich gutbürgerlich zu, mit Putzwoche und Küchendienst und Klo genau nach Plan und Punkten. Was kann ich schon erzählen?! Wahrscheinlich weißt du mehr von meiner Zeit als ich, auch wenn du manches anders siehst. Ein paar Demonstrationen, Ho-Ho-Ho-T-schi-Minh, natürlich war ich manchmal dabei, und einmal mußte ich sogar meinen Trenchcoat – Burberrys – reinigen lassen, weil ein Berliner Polizeipferd mich wohl für eine echte Revolutionärin gehalten hatte. Aber das war ich eben nicht! Im Grunde blieb ich immer ein Glied jener konservati-

ven Gesellschaft, gegen die wir damals die roten Fahnen schwenkten, und irgendwie wußte ich das auch. Selbst bei nächtlichen Sit-ins fiel mir nichts Besseres ein, als die Parolen und Sprüche sorgfältig mitzuschreiben. Mein Aufbegehren beschränkte sich auf die Familie, genauer: Immer mal wieder versuchte ich den Aufstand gegen meine übermächtige Mutter, immer vergebens – meistens bemerkte sie das gar nicht: ‚Kind, was redest du wieder für Unsinn!‘ Sicher, ich habe nichts Unrechtes getan in diesen Jahren, wie sollte ich auch: die erste Liebe, die zweite Liebe, noch eine Liebe, das war’s dann schon. Aber ich habe eigentlich auch nichts Rechtes getan – eben nur das, was anlag, was man zu tun hatte, wenn man die vorgegebenen Normen anerkannte und darin leben wollte: Klausuren, Scheine, Prüfungen. Deshalb hatte ich auch keine Schwierigkeiten, als ich mich um die Stelle im Oberbergischen bewarb: Ich war sauber im Sinne der FDGO, wurde Beamtin auf Lebenszeit, und das war es wohl auch, was ich wollte. Du dagegen – immerhin hast du volle 20 Jahre länger gelebt als ich, und was waren das für Jahre!“

„Ach, die alten Geschichten!“, wehrte er ab. „Verblaßt und verstaubt und glücklich vergessen, soweit, ich denke nicht gern daran, obwohl, natürlich waren das wichtige Jahre für mich, zuerst in Brunau und dann in Berlin, vor allem aber die Zeit dazwischen, die Lagerzeit, 76 Tage genau, kein Tag zu viel für mich, ich war zuletzt völlig fertig – Hunger, Hunger, wir haben Gras gefressen vor Hunger, sowas vergißt man nie. Es war ein ziemlich großes Lager, gleich hinter Dresden, da hatten sie uns zusammengetrieben, 15000 oder 20000, und jeden Tag waren es einige weniger. Ich lag in einer der alten Baracken, das waren früher mal Unterkünfte für Fremdarbeiter gewesen, andere hatten sich aus Zeltbahnen so etwas wie Hütten geknüpft, aber viele hatten auch nur den Himmel über sich, es gab einfach keinen Platz, und am schlimmsten war es in den drei oder vier kleinen Ziegelhäusern, wahrscheinlich einmal für die Bewacher gebaut, in die Zimmertüren waren SS-Runen geschnitzt: da lagen sie wie gepackt und verschnürt, kein halber Fuß paßte dazwischen. Und Stacheldraht rundherum, natürlich, auf den Wachttürmen russische Posten, und morgens eine Scheibe klit-



schiges Brot, mittags eine Kelle Wassersuppe mit ein paar Graupen darin, wenn man Glück hatte, gezählte Graupen, manchmal auch etwas Trockengemüse, aber immer mit Fischmehl gekocht, irgendwo muß da ein Vorratsschuppen mit Fischmehl gewesen sein, vielleicht eine Hühnerfarm, und immer Hunger, Hunger, Hunger, wochenlang haben wir ständig über Koch- und Kuchenrezepte gesprochen, phantastische Zutaten, wir machten uns ganz verrückt damit, irgendwie masochistisch. Eins habe ich nicht vergessen: Apfel im Schlafrock, das war für mich das Höchste, fast unvorstellbar – ein knusperig brauner Blätterteig mit süßem Zuckerguß, darin ein langsam geschmorter Apfel, der nicht so schmeckte wie die Bratäpfel zuhause, sondern – ich kann es nicht sagen: irgendwie überirdisch. Mein Lebtage habe ich das niemals gegessen: Apfel im Schlafrock – “.

„Kann ich ja mal machen“, warf sie ein. „Backen hab’ ich bei meiner Mutter gelernt.“

„Wozu denn?“, fragte er. „Das kann doch niemals so schmecken wie damals im Lager, in meiner Phantasie, als wir alle dabei waren, uns selber aufzufressen vor Hunger, Dystrophie hieß das, der Körper verzehrte sich nach und nach, zurück blieb das Knochengerüst und Wasser in den Beinen. Natürlich gab es auch nichts mehr zu rauchen – beim Volkssturm hatte ich damit angefangen –, sogar der einsame Baum in der Mitte des Appellplatzes war nach wenigen Wochen kahl, die Blätter in den Pfeifen verglimmt, und ab und zu starb einer, oder einer wurde erschlagen, weil er ein halbes Stück Brot geklaut hatte, natürlich war es dann keiner gewesen, der Totenschein wurde auf Herzversagen ausgestellt, und das war’s ja wohl auch.“

Aber das Schlimmste für mich war, du lachst mich wahrscheinlich aus, schlimmer als Hunger und Stacheldraht – ich war doch gerade erst 15 geworden und hatte wenig mehr gelernt als ‚Deutschland, heiliges Land‘ und sowas, trotz Herrn Tarnowski: Daß es damit jetzt aus war, endgültig, mit diesem herrlichen, heiligen Deutschland. Einige liefen im Lager herum, die hatten sich Danziger Wappen geschneidert, zweimal das weiße Kreuz auf rotem Grund und die Krone darüber, die hatten sie auf ihre Uniformen genäht und wollten jetzt Staatsbürger der Freien Stadt Danzig sein und nicht mehr Deutsche –

und also nicht schuld an Krieg und Zerstörung und Niederlage und Mord, und sie meinten tatsächlich, daß sie als Danziger bald entlassen würden, wie die Ostmärker, die Österreicher, während wir unsere Schuld auf unabsehbare Jahre in Arbeitslagern büßen sollten und unsere Verbrechen in der Lagerzeitung lesen mußten – ich glaubte übrigens nicht, was ich da sah auf den Zeitungsbildern, Leichenberge aus Konzentrationslagern: Ich konnte einfach nicht glauben, daß Deutsche so etwas getan hatten, das konnten für mich nur Bilder aus Katyn sein, nichts als feindliche Propaganda. Doch was ich gelernt hatte, was wir damals alle gelernt hatten, auch wenn wir nicht immer danach gelebt und gehandelt hatten: Kameradschaft, Ehre, Opferbereitschaft, das galt im Lager nichts mehr, das hatte vielleicht nie etwas gegolten – alles nur Lüge, alles Betrug, alles umsonst und vorbei und kaputt, und wenn mich damals nicht einer, Wolfram Berg hieß er und schaffte es auch im Lager, daß er immer etwas gepflegt aussah, rasiert und sauber, wenn der sich nicht um mich gekümmert hätte, ich weiß nicht – “.

„Dein großer Beschützer!“, sagte sie. „Dein Willi.“

„Wieso? Wie meinst du das? Das ist doch Unsinn! Der war nicht stark, der Wolfram, im Gegenteil; aber er war geschickt und schlau, hatte PK-Berichte geschrieben und dann eben rechtzeitig gemerkt, daß es aus war mit unseren deutschen Ansprüchen und Träumen – ‚Am deutschen Wesen wird die Welt genesen‘ und sowas, dem machte niemand mehr etwas vor.“

„Und trotzdem habt Ihr weiter geträumt“, sagte sie. „Jahre, Jahrzehnte, wenn auch bescheidener bundesrepublikanisch in Schwarz-Rot-Gold.“

„Na und?“, meinte er. „Sogar die Franzosen finden jetzt, daß wir zusammengehören, in einem Staat, und Willy Brandt hat gestern dicke Tränen geweint, als in Berlin die Freiheitsglocke läutete, und immerhin freuen sich beinahe 90 Prozent der Deutschen – die letzte Umfrage! – über die deutsche Einheit.“

Sie hob die Schultern: „Ich aber nicht so.“

Sie lagen auf der bloßen Sanderde, Staub, die stoppelbärtigen Gesichter im schmalen Schatten des Barackendachs, müde,

mittags im Juni, oder war inzwischen schon Juli geworden? Heiß war es, Sommer, Zeit ohne Zeit. Die hohen Stacheldrahtzäune bemerkten sie kaum noch und nicht die Wachttürme, an deren Pfosten und Latten die erdbraunen Posten schläfrig lehnten. Einerlei, einerlei nichts. Einer stand auf, taumelte langsam auf den breiten Sandgürtel zu, die Todeszone vor dem ersten Stacheldrahtzaun, die niemand betreten durfte. Eine Maschinenpistole ratterte los, der Mann schrak auf, schrak zurück; nichts war geschehen, wieder nichts. Sonne. Hitze. Staub. Sie waren so schmutzig grau wie ihre Uniformen, auch die Gesichter unter dem kurzgeschorenen Haar: staubig, grau, eine Lederhaut schien über den Schädel gespannt, elende Kreaturen, wie die Mongolen in der Kriegswochenschau 1941, Untermenschen. Einerlei nichts von morgens früh bis zum späten Abend, nichts tun, nichts tun können, nichts denken können als Hunger, Hitze, Hunger, Hunger, Heimweh – was war das noch? Morgens stand ein Leutnant auf dem Appellplatz, ein Student, der mit schlesischem Klang von Eichendorffschen Wäldern und Bergen und Blau schwärmte, klingende Reime, eine kleine Gruppe hörte ihm zu, verlief sich, verträdelte sich wieder. Ein Meteorologe, ein Pfarrer, ein Arzt dozierten aus ihrem Fachwissen, Wissen wofür, wissenswert was, Wissen weshalb, vor dem Ende, einerlei nichts: die Gnade Gottes, Tiefs aus dem Westen, das Wirbelsäulensyndrom, Lumbago, Hiob, ein Hoch, und immer und überall wild wuchernde Gerüchte, die manchmal zu handlichen Nachrichten schrumpften, dann wieder sich aufblähten zu übermächtigen Phantasien: Entlassung vielleicht, Briefe, es soll, Arbeitseinsatz vielleicht, Essenzulage, ab morgen, übermorgen, Sibirien, Transporte, aber wohin? Jeden Abend der Zählappell in genau ausgerichteten Blocks, Hundertschaften: „Stann!“ Meldung beim Lagerkommandanten, Hackenschlagen, preußisch, so oft gedrillt, wenn auch die Mattigkeit nach und nach alle Glieder durchdrang: „Die Augen – links! Au – gen gerade – aus! Rührt Euch!“ Müde. Matt. Taumelig. Ohne Hoffnung oder, oder doch, vielleicht, es sollen, es soll – ? Der Appellplatz leerte sich langsam, hundert in einem Barackenraum nachts, stickige Luft bis unter die Decke, Gerüche, Gestank. Gerüchte im halben Schlaf noch: Rußland. Arbeitseinsatz.

Entlassungskommission. Sibirien. Manchmal schrie einer im Schlaf – ist nichts, war nichts, Ruhe! Hunger am Morgen früh, endlich kamen die Träger, keuchend, mit den frischen Broten, noch warm, auch das Messer zum Teilen der Brotlaibe brachten sie mit, das jeden Morgen von der Wache ausgegeben und anschließend gleich wieder eingezogen wurde, kein Messer war sonst im Lager. Die Blicke begehrlisch, Brot, Brote, die großen, die größeren Stücke, gierig empfangene Brocken, das größte Stück – meins! – sie bissen hemmungslos in den weichen, klebrigen Teig, schlürften dazu eine heiße, schwärzliche Flüssigkeit aus dem Kochgeschirrdeckel. Apfel im Schlafrock. Gefüllter Bienenstich. Kronenkuchen mit Sahnehäubchen. Schwarzwälder Kirsch. Mittags die übelriechende Suppe aus Kübeln, fischige Brühe, fast ungenießbar; manchmal erbrach sich einer, konnte dann nichts mehr essen davon, die restlichen Portionen wurden um ein Geringes größer – oder wer hat den Nachschlag bekommen? Der? Warum der? Und wieder Gerüchte, wieder Appell, Zählung, neu gegliedert, wieder gezählt, irgendwas stimmte nicht, stimmte nie, tagelang, Wochen lang. Stunden im Glied in der glühenden Sonne, nackt: Ärztliche Untersuchung, vortreten, bücken, links, rechts, kehrt, Gruppe 2, Gruppe 3 – Mensch, Gruppe 3 soll entlassen werden, hab' ich vorhin gehört, oder? So mager bin ich doch allemal, eindeutig Dystrophie. Der mit der kaputten Schulter, natürlich ein Simulant, aber die Ärzte glauben ihm, weshalb denn, wahrscheinlich ein Kommunist, ein Genosse, so geht das. Ich kann nicht mehr, kann nicht mehr, will nicht mehr. Ach was, im Revier gibt's auch nur Ordnung und Fischmehl und Ärzte, sonst gar nichts, da stirbst du besser gleich hier. Vielleicht Gruppe 3, die sollen – oder? Halt' deine Sachen zusammen, man kann nie wissen – die Decke, das Kochgeschirr, das graue Unterzeug, der Rucksack: Vielleicht kommst du wirklich raus?

„Mit dem Rucksack hatte ich Glück“, sagte er. „Den konnte ich nämlich gegen einen Tornister tauschen, fast neu mit echtem Fell, und zwei volle Tagesrationen Brot schlug ich dabei auch noch heraus. Der mit der kaputten Schulter – und das war Hans-Hermann Richter – konnte nämlich keinen Tornister mehr tragen, ein Granatsplitter hatte ihm ein ganzes Stück

Oberarm weggerissen, und er selbst hatte sich noch den Rest der SS-Tätowierung herausgeschnitten, die Narben eiterten immer noch. Wir haben richtig hart gehandelt, aber darüber wurden wir Freunde – das gab es sonst kaum einmal im Lager, außer mit Wolfram Berg, aber das war ein anderer Fall.“

„Also bei der SS war er, dein Hans-Hermann? Und so einer war dein Freund?“

Er versuchte, ihr zu erklären: „Er war bei der Waffen-SS. Im Grunde war er ein feiner Kerl, und er hatte nichts verbrochen, soweit ich weiß. Damals war er gerade erst 18, und was soll er in den wenigen Monaten Fronteinsatz schon getan haben?“

„Aber die SS war schließlich eine verbrecherische Organisation, verurteilt in Nürnberg – die haben Millionen auf dem Gewissen, gezählte Millionen, und wer zur SS ging, der mußte damals doch wissen –“.

„Was du dir vorstellst!“, sagte er. „Die Waffen-SS war eine ganz normale Truppe, nur etwas härter und strenger als die Wehrmacht, die ließen sich eher zusammenschießen, als daß sie zurückgingen.“

„Und sie schossen andere zusammen!“, sagte sie.

„Was willst du? Das war eben Krieg. Jedenfalls war Hans-Hermann kein schlechter Kerl, das mußt du mir glauben, wenn er mich auch in Chile – na, sagen wir mal: Da hat er das bessere Geschäft gemacht, für mich kam eigentlich nur die Reise dabei heraus und der Herzinfarkt. Übrigens ist er zuletzt an seiner Sammlung gestorben, verrückt: Er hatte ein phantastisches Maja-Opfermesser, ich zeig’ dir das Foto mal, mit dem hat er sich beim Staubwischen die Hand geritzt, kein Arzt konnte ihm dann noch helfen. Aber er war schon jemand. Morgen bringe ich dir seine Tagebücher aus dem letzten Kriegsjahr mit.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ich glaube nicht, daß die mich interessieren.“

„Na, hör’ mal!“, sagte er. „Er war mein Freund, und irgendwie gehört er zu meinem Leben. Ihr wollt doch sonst immer alles wissen und möglichst noch mehr, die ganze psychologische Kacke bis hin zur ersten Windel –“.

„Bitte, Helmuth!“, sagte sie; sie erschrak, als sie sich im Ton-

fall ihrer Mutter sprechen hörte.

Er rutschte tiefer in den Sessel. „Na ja“, sagte er. „Entschuldige, bitte. Jedenfalls gehörte Hans-Hermann im Lager auch zu den Kranken, Gruppe 3, die nicht zur Arbeit taugten, und das war sein Glück. Wir mußten wieder antreten, die Sonne glühte, von der Latrine stank es herüber, obwohl wir die kaum noch brauchten, wofür auch, und dann wieder Warten und Warten, wieder gezählt, geordnet, noch einmal, Namen wurden verlesen, meiner war nicht dabei, und niemand wußte, was das bedeuten konnte, es dauerte und dauerte, die Mittagssuppe fiel aus, wahrscheinlich waren wir in der Küche schon abgemeldet, dann wieder Namen, Namen, einige mußten rechts raus-treten, warum, die blieben zurück, im Lager. Und wir marschierten – ja, richtig im Gleichschritt, zum Lagertor, eine lah-mende, humpelnde Marschkolonnie von 40 oder 50, die Wacht-posten sahen von ihren Türmen auf uns herab und grinsten, ich war wie taub und gelähmt, konnte nicht glauben, daß das schwere Eisentor wirklich geöffnet würde, daß es sich wirklich hinter uns schloß – nicht umsehen, nicht umsehen! Aber das war es dann, wirklich – wir waren frei.“

„Das hört sich an wie ein Traum“, sagte sie. „Und dann bist du nach Berlin gefahren, ja?“

„Natürlich. Obwohl, das sagt sich heute so einfach. Damals gab es keine Verbindungen, irgendwo waren noch Geleise gesprengt, schon gar keine Fahrpläne, nach ein paar Stationen war Schluß, stundenlang ging ich am Bahndamm entlang, obwohl ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte, bis da ein Güterzug stand mit offenen Kohlewaggons, und der fuhr tatsächlich nach Berlin. Als ich endlich in der Zimmertür stand, kohleschwarz, da erkannte mich meine Mutter nicht, zuerst jedenfalls, es war ja auch dämmerig in dem Zimmer mit dem verbretterten Fenster, oder sie dachte vielleicht, ich wäre mein Vater. Ich hatte die ganze Zeit in keinen Spiegel gesehen – es war schon verständlich, daß meine Mutter einen Augenblick brauchte, bis sie wußte, daß ich es war. Damals wog ich noch knapp 40 Kilo.“

Sie lächelte: „Viel mehr wiegst du heute doch auch nicht.“

„Wieso? Seit fünfzehn Jahren halte ich mein Gewicht,

strichgenau 70 Kilo, mein Idealgewicht nach der Tabelle. Ich kann ja essen, was ich will und bleibe trotzdem schlank. Letztes Jahr bei Hildes Beerdigung hat mir sogar noch mein schwarzer Anzug gepaßt, und den habe ich schon seit 1958, preiswert von Müller-Wipperfürth in Düsseldorf, wenn auch die Hose oben ein bißchen gespannt hat.“

„Sicher“, sagte sie. „Rank und schlank und jung und schön!“

Er sah unsicher zu ihr hinüber: „Findest du denn, daß ich alt bin?“

„Aber nein“, sagte sie. „Überhaupt nicht! War ja nicht so gemeint – du, paß auf, die Wolle verheddert sich! Du weißt doch, ich steh’ auf ältere Herren von Welt und Erfahrung – das ist eben mein Problem!“

„Na ja – Erfahrung!“, sagte er. „Um meine Erfahrungen brauchst du mich wirklich nicht zu beneiden. Im Grunde sind wir doch alle angeschlagen, beschädigt von dieser Zeit ganz ohne Cola und Eierkuchen, wenn du weißt, was ich meine. Irgendwie bin ich jedenfalls immer durchgekommen, obwohl ich ja nichts gelernt habe – nicht mal ein richtiger Soldat bin ich gewesen, konnte gerade das, was wir beim Jungvolk geübt hatten, stramm stehen und ‚Hier!’ schreien und volle Deckung nehmen, ‚Jawohl!’ sagen und Meldungen überbringen, die sehr wahrscheinlich sinnlos waren, so sinnlos wie die Festung Weißwasser im März 45, da war ich dem Kampfkommandanten zugeteilt, im alten Amtsgericht neben dem Rathaus – eine Festung sollte die Stadt tatsächlich sein und war doch nicht mehr als ein Haufen braver Bürgerhäuser mit ein paar Schützengräben rundherum, und als der Iwan wirklich Ernst machte zuletzt, im April, da war natürlich Sense und nur noch Bruch und Blut und Trümmer und Dreck, und ich lag in einer geräumten Wohnung in der Karlstraße auf dem Küchenfußboden, schwarz-weißer Terrazzo wie zuhause, und futterte eingemachte Sauerkirschen, jede Menge, die Weckgläser hatten wir da im Keller gefunden, während Granaten einschlugen, die Fenster zerplatzten, die Jalousien sausten herunter, ich spuckte den ganzen sauren Kirschbrei wieder aus und schrie ‚Hier! Hier!’, als ein alter Volkssturmmann nach mir rief. Wir liefen dann zusammen zu der gesprengten Straßenbrücke, die Böschung hinab zu den

Bahngeleisen, und irgendwie kamen wir wirklich noch raus aus der Festung Weißwasser, Richtung Spremberg, glaube ich. In der Eile hatte ich aber meine Gasmaske vergessen, und das war strafbar: Ohne Gewehr und ohne Gasmaske konnte jeder Soldat vor ein Standgericht kommen, vor allem dann, wenn man dem Feldmarschall Schörner über den Weg lief, der fakelte nicht – ‚Wer den Tod in Ehren fürchtet, der stirbt ihn in Schande‘: Solche Schilder hingen den Soldaten um den Hals, die an den Straßenbäumen aufgehängt waren. Mein Gewehr hatte ich ja bei mir, Karabiner 98k. Doch als ich nachmittags endlich einen Toten fand, dem ich die Gasmaskenbüchse abnehmen konnte, da war ich richtig erleichtert. Im Grunde wußte ich eben gar nichts damals, Jahrgang 30, das ist schon ein Schicksal, und wenn man dann noch auf der anderen Oderseite zuhause war –. Irgendwie habe ich mich ja durchgeschlagen, auch in Berlin, aber es war alles nichts Rechtes. Die Schule konnte man vergessen, stattdessen haben wir damals mit allem gehandelt und geschoben zwischen Ost und West und West und Ost, was man nur tragen konnte – zuletzt hatte ich mich spezialisiert auf Fuchs’ Sittengeschichte und ähnliche Bücher mit scharfen Bildern, vor allem die Ergänzungsbände waren gefragt, hatte auch feste Kunden bei den Amis in Dahlem, und mit Ami-Zigaretten konnte man dann wieder eintauschen, was immer man wollte, dafür gab’s alles und noch was dazu. Das habe ich damals wirklich gelernt, da war ich richtig gut, und als dann mein Onkel Felix bei uns auftauchte, Emil hieß er damals, Emil Mantow – aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls gab er mir Tips, daß ich noch besser ins Geschäft kam, und er sorgte dann auch dafür, daß wir im Herbst 49, gleich nach der Blockade, nach Düsseldorf umziehen konnten, sogar eine eigene Wohnung mit Rheinblick bekamen wir, wenn ich dafür auch Vaters Kine-Exacta hergeben mußte. Mein Onkel kannte eine Frau auf dem Wohnungsamt, und die wollte nicht nur Bargeld sehen – wenn er mich damals nicht beschwindelt hat.

Das war aber wieder ein schwieriger Anfang, und meine Mutter lag mir jeden Tag in den Ohren, ich sollte doch endlich etwas Vernünftiges lernen, Schlachter oder Schneider oder Bäk-



ker, irgendeinen Beruf, der seinen Mann ernährt. Aber das lag mir alles überhaupt nicht, schon gar nicht drei Jahre Lehrzeit – immerhin war ich damals schon 19, und ich hatte das schnelle Kohlemachen bei meinen Berliner Ost-West-Geschäften kennengelernt. Deshalb machte ich erstmal eine Wohnungsvermittlung auf, als Makler brauchte man nur ein Schild an der Tür, schlichte Pappe – SOFORT-VERMITTLUNG –, dazu ein Telefon und ein Postscheckkonto, na ja, und einen Quittungsblock und dazu möglichst gute Beziehungen zum Wohnungsamt, da hatte mein Onkel Felix – er hatte gerade wieder seinen alten Namen angenommen – ja vorgesorgt, er kam immer gut an bei Frauen. Aber dann wurde doch nichts daraus, weil – ausgerechnet jene Dame beim Wohnungsamt geriet in Schwierigkeiten, irgendwo war da eine undichte Stelle gewesen und alles flog auf, so daß ich meinen Kunden auch nichts anderes anbieten konnte als die anderen Düsseldorfer Wohnungsmakler – Untermieten auf dem Oma-Sofa in der Wohnküche, kümmerliche Dachbodenschrägen ohne Wasser und Heizung und halb ausgebaute Trümmerkeller, also das war nichts, und die Leute drängten sich bei uns im Treppenhaus und forderten ihre Vorauszahlungen zurück, die ich natürlich längst ausgegeben hatte, das war schon ziemlich unangenehm. Da habe ich das Schild SOFORT-VERMITTLUNG wieder abgenommen, und nach und nach verliefen sich die Kunden, die sahen ja selbst, daß bei mir nichts zu holen war. Aber dann kam der Frühling, der Sommer, das große Schützenfest auf den Rheinwiesen, die Jahrmärkte, und da bastelte ich mir einen kleinen Zeltbahn-Stand und verkaufte Scherenschnitt-Porträts, aus freier Hand geschnitten, und wenn auch kein Vermögen dabei herauskam, irgendwie machte es mehr Spaß als eine dämliche Lehre, und die Leute waren auch meistens mit ihren schwarzen Charakterschädeln zufrieden.“

„Wo hast du das denn gelernt?“, fragte sie. „Man kann doch nicht einfach ein Stück schwarzes Papier nehmen und drauflos schneiden!“

„Bei Herrn Tarnowski natürlich“, sagte er. „Der hatte das richtig drauf. Im übrigen kann man das schon, wenn man’s kann, und irgendwie konnte ich das, jedenfalls nach ein bißchen

Übung, und die Jahrmarktskunden waren auch nicht sehr anspruchsvoll, meistens staunten sie nur über die Ähnlichkeit ihrer Silhouette – so sahen sie sich zum erstenmal, und sie sahen sich gern so, so würdig! –, zahlten rasch und schlenderten weiter zu Würstchenbuden und Kettenkarussells. Man muß natürlich auch einen Blick dafür haben, für dieses Schwarzweiß: muß Konturen sehen, Schatten und Licht, auch die Eigenheiten eines Gesichts erkennen, und ohne geschickte Finger geht es schon gar nicht. Aber dann ist es nicht schwer, und eben: Wenn man's kann, dann kann man es.“

Zuerst hatte er nur das gemacht, was alle anderen Kinder auch taten: ein Blatt Papier gefaltet, zweimal oder auch dreimal, dann mit der Nagelschere Muster in den Rand geschnitten, herausgeschnitten – Zacken zuerst, spitz und immer spitzer, Rundungen dann, Kreise auch und in der Mitte ein einsamer Stern. Mit der Zeit gelangen ihm eigene Muster und Strukturen: Kristalle, die auf eine silberne Pappe geklebt wurden – willkommene Weihnachtsgeschenke –, anmutiges Blütengeranke, aus alten Heftdeckeln hervorgezaubert, Versuche auch, im glatten, ungefalteten Papier einen Kopf zu finden und festzulegen, ihn zu erfinden: lockeres Haar, eine hohe Stirn, die kräftige Nase, ein leicht eingezogener Mund, das Kinn, und schließlich Figuren aus Großvaters Familienbild: ein kleines Mädchen mit Puppe und Strickzeug, die Mutter im strengen Empire-Kleid, der würdige Vater und Hausherr. Der Vater wollte ihm lange nicht recht gelingen. Wenn er die untersetzte Gestalt mit dem freundlichen Bierbauch nachzubilden versuchte, geriet sie ihm immer etwas zu schlank, manchmal fast hager, niemals so ruhig und selbstverständlich gerundet wie jener Urur – er wußte nicht genau, wieviele Urs er dem Großvater voranzustellen hatte – jener Urahn im Kreise seiner großen Familie, in der Mitte seines Hausgartens, der behäbige Bürger in der gelassenen Selbstverständlichkeit gediegenen Wohlstands. Die Schere brachte immer wieder eine Figur ohne rechtes Volumen zustande, eine unentschlossene, offenbar unzufriedene, ungemütliche Gestalt, die ihn an seinen eigenen Vater erinnerte, obwohl er sehr darauf sah, daß das Gesicht nicht ähnlich geriet.

Er lernte rasch. Herr Tarnowski half mit Anerkennung und Rat. „Du mußt mit beiden Händen arbeiten“, sagte er, „mit beiden Händen gleichzeitig. Die rechte Hand wartet ganz ruhig mit der Schere, die linke dreht das Papier, immer weiter, zur Schere hin. Nur gemeinsam können deine Hände etwas Gutes machen. Siehst du? Es wird schon!“ Er lernte den ruhigen Rhythmus der Hände, ihr selbstverständliches Zueinander-Arbeiten, und weil er immer vor Augen hatte, was er sehen wollte – er sah die Formen in das Papier hinein, brauchte sie nur noch nachzuschneiden –, war Herr Tarnowski mit ihm zufrieden. „Wirklich, du bist begabt“, meinte er. „Wenn du so weitermachst, dann kann aus dir etwas werden. Aber du mußt auch weitermachen, hörst du? Begabung ist beinahe nichts, ein Geschenk ohne Wert – alles andere mußt du dir erst erarbeiten. Vergiß das nicht!“

Damals war er elf Jahre alt, und er vergaß das bald. Es war Krieg, und zuletzt war Rußland dran, täglich zog er auf bunten Landkarten die deutschen Angriffskeile und ihre Siege nach, Riga, Leningrad, Moskau, Pfeile zum Kaukasus, nach Indien, Asien, Sondermeldungsfanfaren beinahe täglich, Großdeutschland wurde immer noch größer und mächtiger, Millionen Gefangene, sein Vater schrieb aus Kiew und Rostow, Sieg, Sieg, vorwärts, „Ein großes Volk kann nur heroisch denken“, sagte der Führer, war auf den Hitler-Jugend-Kalender gedruckt, da galten die kleinen schwarzen Figuren nichts mehr, die feine Schere, das leise Miteinander von linker Hand und rechter Hand – jetzt, im Schicksalskampf der Nation für das nächste Jahrtausend, unser deutsches Jahrtausend. Außerdem war er enttäuscht und ernüchtert, weil seine Mutter beiläufig erwähnt hatte, daß Großvaters Scherenschnitt – er hing jetzt in der halbdunklen Diele, neben dem Treppenaufgang – eine fremde Familie darstellte, irgendeine, Menschen ohne Namen, keine Verwandten, keine eigene Vergangenheit, sondern nichts als ein zufälliges Überbleibsel aus Großvaters Händler-Jahren, irgendein beim Ausräumen übersehenes Zeugnis eines beliebigen Gestern, Vorgestern, das nichts mit ihm selbst zu tun hatte, gar nichts. Jahrelang rührte er Schere und Papier nicht mehr an.

„Ich weiß nicht“, sagte er. „Aber das hat mir etwas genom-

men, einen Zauber vielleicht, verstehst du? Obwohl es doch eigentlich ganz egal ist, ob man etwas von seinen Vorfahren weiß und was, wo man doch schon mit seinen Eltern nicht fertig wird. Erst in Düsseldorf habe ich wieder mit den Scherenschnitten begonnen, für Geld dann, zum Leben; seitdem habe ich so ziemlich alles für Geld gemacht, für Kleingeld meistens, obwohl ich vielleicht auch – verstehst du: Vielleicht hätte mehr aus mir werden können.“

„Eigentlich kannst du doch ganz zufrieden sein“, meinte sie. „Hier bist du anerkannt als Fotograf, bei manchen sogar beliebt, und wenn wir wirklich heiraten, dann wirst du sogar noch beihilfe- und pensionsberechtigt – jedenfalls, wenn ich vor dir sterbe.“

„Was ja nicht sehr wahrscheinlich ist!“, sagte er. „Als ob es mir darauf ankäme. Weißt du denn nicht – ?“

Er brach ab, zerknüllte die leere Zigarettenpackung, sah an ihr vorbei. Sie blickte auf, er sah plötzlich müde aus, elend alt.

„Komm“, sagte sie. „Ich meine es doch nicht so. Du bist der, der du bist, und ich mag dich so, wie du bist, ich will dich auch gar nicht anders.“

Er stand auf, holte sich eine neue Packung Zigaretten aus der Fototasche mit den Objektiven, ließ das Feuerzeug klicken. „Wer bin ich denn schon?“, sagte er. „Es wartet ja nicht einmal jemand darauf, daß ich in Rente gehe! Im Grunde bin ich ganz und gar überflüssig, das bißchen Knipserei macht heute doch jeder Volontär mit links. Wenn ich wenigstens in Düsseldorf geblieben wäre! Doch 50, 60 Kilometer rheinabwärts ist eben nur noch Provinz, Mief und Klüngel und Katholizismus, da kommt so einer wie ich nicht mehr hoch. Im Grunde hat mir das damals die Lore vermasselt, du weißt schon, die Sache mit Dorenbuschs Tochter.“

„Dorenbuschs Tochter?“, fragte sie. „Davon hast du mir nichts erzählt.“

„Aber ja doch“, sagte er. „Natürlich – bestimmt! Glaube ich jedenfalls, also – na ja, eigentlich war es auch gar nicht so wichtig, verstehst du: emotional gesehen, für mich. Bloß, daß Dorenbusch damals in Düsseldorf erster Lokalredakteur war, und nach acht Jahren – acht Jahre mies bezahlte freie Mitarbeit! – hatte er

mir gerade eine halbwegs anständige Pauschale angeboten. Und da kam Lore dazwischen, Eleonore Dorenbusch, gar keine Schönheit, eher ein bißchen zu massig, besonders die Oberschenkel, ihr Taschengeld reichte für zweimal wöchentlich Sahnetorte und Eiskaffee bei Hemesath auf der Kö – aber eben jung, siebzehneinhalb, nett anzufassen, die Pubertätspickel hatte sie hinter sich und das tolle Leben im Blick – na ja, und ich war wohl ihr Typ, irgendwie, zehn Jahre älter als sie, bei mir konnte sie allerhand lernen in Sachen Erotik und Sex, das war schon scharf, wenn auch im Grunde eher belanglos, ehrlich, ich war ja auch nicht der Erste bei Lorchen – ja, Lorchen habe ich sie gerufen, und sie ließ sich das gern gefallen, wollte bei mir wohl immer ein bißchen das große kleine Kind sein, so mit blauem Augenaufschlag und etwas piepsiger Stimme ‚Hach du du!‘, obwohl sie ihren Jahren damals ziemlich voraus war, 1958, als andere Mädchen in ihrem Alter noch von Sissi träumten – der Romy-Schneider-Sissi natürlich, süß und rein und so. Sie war entschieden mehr für das Handfeste, irgendein Vetter – oder ein Onkel, was weiß ich – hatte ihr die ersten diesbezüglichen Kenntnisse vermittelt, und nun wollte sie mehr und alles probieren – na ja, und ich war dumm genug, ihr dabei zu helfen, obwohl ich damals schon richtig verlobt war, mit Anneliese, und insofern hätte ich eigentlich ganz zufrieden sein können oder mindestens doch gescheit. Aber da sag’ mal Nein – als Mann, meine ich –, und dann damals, als man noch einen richtigen Halbtagesausflug in den Grafenberger Wald planen mußte – mit gehörigem Diener vor der Frau Mama beim Abholen und wieder beim Abliefern von Fräulein Tochter –, wenn man nur mal ein bißchen länger und enger zusammensein wollte. Lore Dorenbusch stand einfach vor meiner Tür, mollig und rundlich und rosig, sie wollte ein künstlerisches Porträtfoto haben, aber ein bißchen besonders, bitte, privat und persönlich, und außerdem wollte sie mich – na ja, und sie hat auch beides bekommen, übrigens sehr gelungene Bilder, ich hatte inzwischen ja einiges bei der Baronin gelernt: zuerst im klassischen Stil, lang fallendes Blondhaar diagonal und dazu ein träumerischer Blick um die Ecke, später dann aber immer lockerer, manchmal auch richtig schräge und kess – sie machte alles

mit, und wir hatten beide unseren Spaß daran. Bloß daß der alte Dorenbusch dahinterkam, das war natürlich nicht vorgesehen. Ich hatte eine Art Mustermappe, mit der ich bei Redaktionen vorsprach, Klasse-Vergrößerungen 18 x 24, und darin lag damals auch ein wunderschönes Aktfoto, eigentlich nur der runde Rücken von Lore mit ein bißchen Po, beinahe abstrakt, aber ihr Vater erkannte sie doch, an einem Muttermal – und da war es natürlich nichts mehr mit dem Pauschalvertrag, meine Hochglanzfotos konnte ich anbieten wo immer, bei Dorenbusch jedenfalls nicht mehr, und bald darauf wurde ich auch kein Stück mehr bei der Konkurrenz los, keiner sagte etwas, aber mein Ruf als Verführer und Kinderschänder lief mir überall voraus, es war schlicht eine Katastrophe, beruflich gesehen. Schließlich mußte ich dann noch froh sein, daß Dorenbusch mich hierher empfahl – was er natürlich nur tat, um mich aus Düsseldorf loszuwerden, wo seine liebe Tochter ihm nicht mehr so gehorchte, wie er das früher gewohnt war – vielleicht war auch Eifersucht dabei, was weiß man schon von Vätern.“

Er sah mit einem halben Blick zu ihr hin und versuchte, unauffällig eine Zigarette aus der Packung zu ziehen. Sie hatte mit dem neuen Knäuel zu stricken begonnen. Die Nadeln schlugen mit leisem Klirren aneinander. Dann begann sie, irgendwelche Maschen zu zählen, mit einer Nadel tastete sie über die letzte Reihe. „Hast du sie später wiedergetroffen?“, fragte sie.

Er war sich beinahe sicher, eigentlich ganz sicher, daß er ihr alles schon einmal erzählt hatte. Einen Augenblick lang dachte er: Sie belauert mich, sie will immer noch mehr von mir wissen, viel mehr, als ich sagen kann – im Grunde glaubt sie mir nicht, vielleicht, traut sie mir nicht.

„Gelegentlich“, sagte er. „Wenn ich mal in Düsseldorf zu tun hatte, in der ersten Zeit. Aber das war dann schon nicht mehr das Rechte, wir hatten keine Ruhe, auch kein Zimmer für uns, mein Standard-VW hatte keine Liegesitze, es war ein Krampf, und ich hab’s dann gelassen und habe mich nicht mehr gemeldet. Wir taten zuletzt ja auch nur noch so, beide, als wäre da etwas, die alte Lust, der alte Spaß; wahrscheinlich hatte sie damals längst einen anderen. Und für mich war es auch ziemlich schwierig mit Anneliese, sie hatte zuletzt natürlich doch

etwas mitbekommen von der Geschichte, halb Düsseldorf sprach davon; sie sagte zwar nichts, kein Wort, nicht einmal eine Andeutung – aber wie sie mich ansah, also sie wußte bestimmt Bescheid, und im Grunde gab es für mich auch keine Ausreden mehr. Ich hatte ihr ja nicht einmal richtig erklären können, weshalb ich gerade jetzt aus Düsseldorf wegziehen wollte, sie war im vierten Monat und ihre Mutter lebte da, die Freundinnen, Freunde, und ich war bis dahin ja doch ganz gut im Geschäft gewesen, sogar nach Amerika hatte die Redaktion mich einmal geschickt, 1956, in einer wackeligen DC 6 mit fünf Dutzend Ungarn-Flüchtlingen, das war schon etwas. Und natürlich mußte dann geheiratet werden, das war damals so, da gab es gar nichts, Anneliese im wallenden weißen Schleier und ich im schwarzen Anzug von Müller-Wipperfürth, die ganze heilige Familie rundherum gepudert und gelackt, meine Mutter fand alles ganz wunderbar und wunderschön und weinte vor Rührung, wenn das unser lieber Vati noch erlebt hätte – und dazu Kalbsbraten mit drei Gemüsen der Saison nach Art des Hauses und segentriefende Tischreden von Smoking-Onkeln beiderseits. Aber anschließend mußten wir gleich in Richtung Niederrhein verschwinden, Flachland und Niederdruck und Altbier und Dauerschnupfen, es war zum Heulen. Immerhin, wir haben uns hier eingerichtet, so gut es eben ging, ich bekam sogar eine Pauschale beim hiesigen Blättchen, bescheiden natürlich, aber es langte fürs Tägliche und später fürs Reihenhaus von der katholischen Baugenossenschaft, die Dunkelkammer im Souterrain, und Anneliese fand schließlich auch eine Halbtagsstelle im neuen Supermarkt, da arbeitet sie immer noch, jetzt allerdings in Düsseldorf, in der Hauptverwaltung, und sie ist wohl auch soweit zufrieden. Ja, und Lorchen, die hat natürlich solide geheiratet, einen strebsamen Oberregierungsrat aus dem Finanzministerium, hat Haus und Garten und Swimmingpool in Hubbelrath und zwei oder drei Töchter, ich weiß nicht genau – einmal hab' ich sie noch getroffen, ganz zufällig, bei einer Vernissage in der Düsseldorfer Altstadt, und zuerst hatte ich sie gar nicht erkannt: Nichts mehr von mollig und Rubens und ‚Hach!‘, sondern richtig etepetete die Dame von Welt, sportlich getrimmt und fein gefältelt, beinahe schon ko-

misch. Aber das ist nun auch schon wieder lange her, ungefähr 12 oder 15 Jahre. Wahrscheinlich ist sie inzwischen längst Großmutter, so eine flotte graue Dame im Schneiderkostüm, die unermüdlich die Spielzeuggläden der Innenstadt für ihre reizenden Enkel durchstöbert. Wirklich komisch.“

Damals dachte er manchmal noch, im stillen Rotlicht der Dunkelkammer, allein vor dem Kopierahmen, im sauren Dunst von Entwickler, Wasch- und Kopierbad, er sei ein Künstler, vielleicht, gestaltend mit Licht und Farben, oder er könne doch noch ein Künstler werden, ein Zauberer mit Schatten und Formen, trotz der täglichen Schwarz-Weiß-Routine, die ihn spätestens 30 Minuten vor dem Umbruch in die Redaktion trieb, wo Dr. Krause mit traumhafter Sicherheit aus seinem Angebot das Foto auswählte, das am ehesten niederrheinischer Normalität entsprach: brave, flache Abbildungen von leichter Faßbarkeit, vorzugsweise eingeebnet von hartem Blitzlicht, deutlich erkennbare Köpfe, von links nach rechts eindeutig zu bezeichnen, auswechselbar die Bilder wie die Menschen darauf.

In den ersten Jahren fuhr er noch regelmäßig, auf eigene Kosten, zur Fotokina nach Köln, kam heim mit einer Überfülle von drängenden Bild-Ideen, neuen Strukturen und Perspektiven, auch verblüffende technische Tricks und Verfremdungen im Kopf, ohne daß er dann irgendetwas davon in seine Alltagsarbeit umsetzen konnte: Mit jedem Tag blieb das faszinierend Neue weiter zurück, verlor nach und nach alle Konturen, verblaßte, bevor es Gestalt gefunden hatte. Nur noch in seinen seltenen Träumen sah er manchmal die magischen Bilder, groß und überwältigend neu, er schrak hoch, und mit dem Blick auf die langweilig vertrauten Leuchtzeiger des Weckers sank alles ins Dunkle zurück; er schlief nicht wieder ein.

Immer häufiger hockte er im tröstlichen Halbdunkel vor dem Vergrößerungsapparat, schob irgendein Negativ in die Bildbühne, ohne Sinn, ohne Zweck, nur so, ließ die Bilder einzeln durchlaufen und spielte mit den Möglichkeiten, Ausschnitte daraus zu vergrößern und dabei vielleicht genau den zauberischen Punkt zu treffen, wo die Linien sich zu vollendeter Harmonie zusammenfanden, ohne daß er das nachzumessen brauch-



te: im Goldenen Schnitt. Manchmal schob er das Lampengehäuse übermäßig hoch, so daß am Ende nur noch ein grieses, körniges Muster aus unkenntlichen Graus vor ihm zitterte, Erde, Asche, Leichenbrand, ohne Form, und ab und zu legte er dann wirklich ein Papier auf den Kopierahmen, hart oder extrahart, belichtete kurz oder auch unsinnig lang, und neugierig betrachtete er, was aus der Entwicklungsschale auftauchte: phantastische Deformationen, Amorphes, Mißgebildetes, Zerrbilder einer Phantasie, die nicht ihm gehörte. Manchmal holte er auch vom obersten Bord, unter der Zimmerdecke, wo er die Vorräte an unterschiedlichen Papieren verwahrte, die rote Schachtel herunter, in der die Bilder lagen, ihre Bilder, seine Bilder, niemand außer ihnen beiden hatte sie gesehen: die glücklichen Fotos von Lore, Lorchen, damals, nichts von Aufbau und Perspektive und Maß, keine Strukturen, keine Bemühung um Kunst, sondern nur blankes, williges Fleisch, üppig und weich, er hörte ihr Lachen, kein Blitzlicht, keine Effektbeleuchtung, sondern nur die freundliche Nachmittagssonne, warm, egal wie, die blanke Freude, noch einmal und noch einmal, ja du, ich auch, was du willst, wie du willst, ihre kleinen Lustschreie, und die Schatten machten das Runde erst richtig rund, das Licht streute sich aus, wie es wollte, so jung war sie damals, so jung war er damals, so – . Anneliese kam nie in die Dunkelkammer, niemals. Auch den Arbeitsraum nebenan mit der Rollenquetsche, der Hochglanzpresse, der Schneidemaschine, den Archiv-Schubladen – mit dem Blick durch das vergitterte Fenster auf den Bürgersteig, die fremden Schuhe, Kinderbeine, Röcke von wem, der mühsame Spazierstock des alten Herrn Bremer – betrat sie nur dann, wenn es nicht zu vermeiden war. Sie war fern von ihm, blieb ihm fern; so hielt er sie aus und hielt sich aus, jahrelang.

Nach der Scheidung zog sie zu ihrer Mutter nach Düsseldorf. Hilde kam, war fremd in dem Haus und allein, brach ein in seine Dunkelkammer, schon war es zu spät, was willst du, für immer zu spät, sie hatte alles gesehen, hatte ihn gesehen vor den Fotos, seinen Fotos, unerlaubt, mit offener Hose, und sie schwieg nicht, konnte nicht schweigen.

### III.

„Das verstehe ich eigentlich nicht“, sagte sie. „Wieso ist deine Frau nach der Scheidung zu ihrer Mutter gezogen? Das Haus hätte sie doch beanspruchen können, mindestens eine Hälfte, schließlich hat sie doch auch verdient, und du hast nie etwas angefaßt im Haus und im Garten. Außerdem hatte sie noch den Jungen.“

Er zögerte: „Na ja, wenn du das so siehst. Aber die Dunkelkammer im Keller und der Arbeitsraum daneben mit allen Anschlüssen und Geräten, als Fotograf kann man nicht einfach umziehen in die nächstbeste Mietwohnung. Und Anneliese sah ja auch ein, daß ich die Räume brauchte, schließlich sollte ich noch für Felix bezahlen, der machte damals gerade sein Abitur und wollte natürlich studieren – heute müssen ja alle studieren, egal, was das kostet! Und man schlachtet die Kuh doch nicht, wenn man die Milch haben will.“

„Trotzdem!“, beharrte sie. „Das war nicht richtig, finde ich, das war nicht gerecht. Schließlich warst du es doch, der die Scheidung wollte. Ich hätte mir das nicht gefallen lassen, bestimmt nicht, obwohl ich doch eigentlich friedlich bin. Hast du deiner Frau wenigstens ihren Anteil ausgezahlt?“

„Wieso? Davon war nie die Rede. Außerdem lag auf dem Haus noch eine Hypothek, die mir damals die Baronin gegeben hatte, aus alter Freundschaft, dazu ein 7c-Darlehen von Onkel Felix und der Lastenausgleich von meiner Mutter. So einfach halbe-halbe war das nicht zu trennen, und wir haben uns eben geeinigt, daß ich das Haus behielt, mit allen Belastungen, Anneliese war einverstanden, zumal sie ja später das Haus ihrer Mutter erbt, wenn die mal stirbt, beste Lage in Stockum, heute schon unbezahlbar. Überhaupt das Haus, das Haus – als ob es das gewesen wäre! In Wirklichkeit war ich zuletzt doch der Verlierer, und manchmal habe ich schon gedacht, daß Anneliese mir etwas antun wollte mit dem Haus. Sonst war sie ja ziemlich vernünftig und stellte keine besonderen Ansprüche, und auch später hat sie nie mehr von dem Haus gesprochen.“

Aber sie hatte so eine eigene Art – ich weiß nicht, vielleicht war es Arroganz oder Hochmut oder einfach nur ihre bürgerliche Erziehung, das tut man, das tut man nicht: Jedenfalls ließ sie mich einfach links liegen, kein Vorwurf, kein Streit, gar nichts – sie sah durch mich hindurch und ließ mich fühlen, daß sie mich nicht mehr brauchte, daß sie nichts mehr wollte von mir, auch nicht das Haus, und sowas tut weh, verstehst du, nach über 20 Jahren, das hat mich richtig fertig gemacht. Und mit Hilde ging es dann auch nicht gut, weil – also es ging einfach nicht. Natürlich zog sie dann zu mir. Aber sie mochte das Haus nicht, sie fühlte sich nicht zuhause darin, obwohl sie eigentlich nicht verwöhnt war, sie war doch damals gerade erst aus der DDR gekommen. Der Eingang war ihr zu eng, machte ihr angeblich Angst, na ja, er ist ja auch nicht besonders breit, mit Gästewc und Garderobe, das Haus ist eben Anfang der 60er Jahre gebaut, 69 Quadratmeter sozialer Wohnungsbau, damals war man noch sehr bescheiden, und die beiden durchgehenden Zimmer unten nannte sie einen Schlauch, die Kochküche ein Kabuff, und in das Schlafzimmer wollte sie zuerst überhaupt nicht einziehen, schlief monatelang im Kinderzimmer, also irgendwie war ihr das Haus zuwider. Auch der Chemikaliengeruch aus der Dunkelkammer – der war eben nicht zu vermeiden, damals gab es noch nicht die modernen Entwicklungsgeräte, jedenfalls konnte ich mir keins leisten –, sie konnte das nicht riechen, buchstäblich, und nicht mal das Arbeitszimmer unten machte sie sauber, obwohl sie zuerst ja reichlich Zeit gehabt hätte, da war sie monatelang ohne Job.“

„Du hast sie eben nicht verstanden“, sagte sie. „Typisch Mann!“

„Na, hör’ mal!“ Er rückte den Sessel etwas näher zu ihr hin. „Das war nicht so einfach, auch für mich nicht, das kannst du mir glauben. Was haben wir diskutiert miteinander, stundenlang, halbe Nächte, über unser Leben hier, aber auch über die DDR und den realen Sozialismus – sie war doch abgehauen drüben, und trotzdem versuchte sie immer wieder, mich zu bekehren, mich zu überzeugen, daß drüben das bessere Deutschland war mit den besseren Menschen. Irgendwie doch hirnrissig! Heute denke ich manchmal, die Stasi hat sie geschickt, was

weiß man schon, was die für Pläne hatten, obwohl – ich war ja eigentlich nicht so prominent, daß sich das ausgezahlt hätte für die da drüben, und nicht mal in ihrem Abschiedsbrief hat sie etwas davon erwähnt. Und das Haus war nun mal so, wie es war, ich konnte es schließlich nicht anders machen, und ich hing daran, das gebe ich gerne zu, ich wollte es behalten, ja, wohl, es war eben mein Haus, und die 5-Prozent-Hypothek der Baronin und das zinslose Darlehen von Onkel Felix – so etwas gibt man doch nicht ohne Not aus der Hand!“

Sie zog die Mundwinkel herab: „Natürlich, das zinslose Darlehen, die günstige Hypothek – das war es, was zählte! Aber wie es deiner Frau zumute war, das war nicht so wichtig – oder? Für sie war das doch ein fremdes Haus, das Haus deiner Ehe, ein Haus voller unbekannter Gerüche und Erinnerungen – begreifst du das wirklich nicht: ein feindliches Haus! So etwas muß man doch fühlen!“

Er versuchte ihre Hand zu nehmen, vergebens; sie strickte weiter. „Das siehst du nicht richtig“, sagte er. „Oder willst du mich nicht verstehen? Ich gebe mir schließlich doch auch alle Mühe und erzähle dir mein ganzes Leben, während du – du schließt dich vor mir ab, bleibst immer die Lehrerin, die alles weiß und alles besser weiß und für alles Zensuren hat –, Setzen, vier! –, und ich darf mich dann anstrengen, daß es nächstesmal vielleicht eine Drei gibt. Und wieso soll ich denn ‚typisch Mann‘ sein? Natürlich bin ich ein Mann. Aber du kennst mich inzwischen doch schon ganz gut und weißt, daß ich so nicht bin, daß ich so nicht sein will und daß ich gern etwas für andere Menschen tue, vor allem, wenn ich – na sagen wir mal: wenn man eine gute Beziehung aufgebaut hat.“

„Aber man kann doch nicht alles entschuldigen und alles vergessen“, sagte sie. „Und man muß sich doch fragen, ob es genügt, wenn man in guter Absicht gehandelt hat. Und was die Lehrerin angeht, das ist auch nur ein Klischee, und eigentlich müßtest du das wissen.“

„Na ja“, sagte er. „Ich meine es ja nicht böse. Aber Hilde hätte mir eben auch entgegenkommen müssen, finde ich. An ein Haus kann man sich doch gewöhnen, und den Arbeitsraum hätte sie wirklich aufwischen können, wenigstens einmal die

Woche. Aber stattdessen nervte sie mich mit immer neuen Plänen und Phantasien, spätestens alle vier Wochen etwas ganz und gar Neues, die große Erfahrung, die echte Lebendigkeit, als ob sie etwas nachzuholen gehabt hätte aus ihrer DDR-Jugend, und immer sollte es mit einem Umzug beginnen – raus aus dem Haus! Zuerst wollte sie das ganz natürliche Leben, das war damals gerade in, grün und Gras und Körnermüsli, selbst geschrotet, und sie fand eine wunderhübsche, wunderschiefe Kate hinter dem letzten Dorf, Fachwerk mit einem völlig verwilderten Garten rundum, verknorpelte Bäume mit ungespritzten Äpfeln daran, also einmalig. Aber das urgemütliche Strohdach war dreiviertel verrottet, mit dickem Moos darauf, die Mauern feucht bis in die Dachbalken, mit schwarzen Schimmelflecken, die Tapeten verfault, und bis zum nächsten Tante-Emma-Laden war's eine gute halbe Stunde. Meine Dunkelkammer hätte ich irgendwo in der Stadt einrichten müssen, schon wegen der Feuchtigkeit, und es gab zwar Strom, aber die Leitungen waren von leipzigeinundleipzig, die reichten gerade für die Tischlampe abends und für die Wasserpumpe – eine Wasserleitung gab es da draußen natürlich nicht, dafür ein Klo mit echtem Ein-Kammer-System, das alle Jahre geleert werden mußte, damit der Garten nicht völlig versumpfte und verseifte. Also ein richtiges Paradies, und ich mußte das alles ausmessen und durchrechnen und ernsthaft mit Hilde diskutieren: unser Haus, unsere Liebe, unser Garten, unsere Verdauung, und künftig nur Dill und Borretsch statt Pfeffer und Salz – obwohl man mit einem Blick sehen konnte, daß daraus nichts wurde, und wochenlang setzte sie dann ein Gesicht auf, als ob der Erzengel Michael ihr gerade ein amtliches Schild vor die Nase gestellt hätte: ‚Eintritt verboten!‘ Und dann der Flakbunker, im Jahre 1940 solide gebaut für mindestens tausend Jahre – hab' ich dir doch schon erzählt, eine einmalige Gelegenheit, und das im Januar, mitten im Winter! Als wir mit dem Makler zur Besichtigung rausfahren, mußten wir uns richtig durchschauflern durch den Schnee – jawohl: ganz weißer Schnee, wie im Märchen, ohne Ruß und Dreck und Chemie, aber eben weit hinter dem Ende der Welt, und seit dem Krieg hatte da niemand mehr gewohnt, höchstens mal ein Landstreicher über-

nachtet, Dosen und Lumpen und Müll lagen zuhauf in den Räumen aus grauem Beton, dumpf und feucht und grabeskalt, echt romantisch, mit einem Treppenaufgang zum Flachdach, wo früher die Flak gestanden hatte – Dachgarten, sagte Hilde dazu und schwärmte von Sonnenbaden und Sommergrill, während ich die alten Geländer prüfte, nichts wie Rost natürlich, wenn auch das ganze Objekt wirklich ‚beinahe geschenkt‘ war, wie der Makler immer noch einmal betonte, der endlich Dumme gefunden zu haben meinte – bloß für geschenkt war der Bunker immer noch viel zu teuer! Also indiskutabel. Aber es dauerte zwei volle Monate, bis Hilde das halbwegs begriffen hatte – dreimal sind wir noch rausgefahren, zuerst im Schnee, dann im niederrheinischen Frühjahrmatsch, meine Hose mußte gleich in die Reinigung. Zum Glück bekam Hilde dann eine Aushilfsstelle bei der Arbeiterwohlfahrt, Abrechnungen und Spesen und sowas, da war sie erstmal beschäftigt und merkte bald, daß man hier für das gute Geld auch gute Arbeit leisten muß, und im Mai stellte sie ganz überrascht fest, daß die Sonne nachmittags auch in unseren Garten schien, sogar zwei Liegestühle paßten noch auf die Terrasse, und sie legte einen Kräutergarten an, 60 mal 60 Zentimeter – selbst der Hackbraten schmeckte damals nach Salbei und Thymian, so richtig gesund. Dann ging es eine Weile ganz gut mit uns beiden – na ja, bis eines Tages Onkel Felix vorfuhr, in einem silbergrauen Mercedes-Coupé, so eins mit Pagodendach, sehr elegant, und obwohl er inzwischen ja nicht mehr der Jüngste war, begann er ein Techtelmechtel mit Hilde, versuchte das jedenfalls, und irgendwie scheint er wirklich auf sie gewirkt zu haben, wenn auch wohl mehr als Vaterfigur. Aber er war schon eine Erscheinung, ganz Kavalier der Alten Schule, Kammgarn und Handkuß und Siegelring, und meine kleine Hilde fiel darauf rein.“

„Tatsächlich?“, fragte sie. „Aber der muß doch schon grau und gelb gewesen sein und greisengeil!“

„Na und?“, sagte er. „Er glaubte einfach an sich und seine Unwiderstehlichkeit, obwohl – passiert ist da sicher nichts, im Grunde wollte er nur was Junges, Hübsches neben sich haben bei Ampelstart und sportlicher Kurvenfahrt. Erst lud er uns

zum Abendessen ein, die Kinder sollten's mal richtig gut haben, ganz große Show mit Rheinblick und weiß gestärkten Servietten und Consommé, Côtelettes d'agneau, trockenem Bordeaux und Pâte d'amandes, er wußte tausend Abenteuer und Episoden aus 50 Jahren – lauter Erfolgsgeschichten, natürlich, alles andere zählte für ihn nicht –, und dann kam er häufiger vorbei, seit ein paar Jahren war er Witwer, und wenn ich gerade zu tun hatte, fuhr er mit Hilde spazieren, auch mal zum Ryksmuseum nach Amsterdam oder nach Brüssel zum Männeken pis, einmal sogar in die Ardennen, wo er Ende 1944 beinahe noch den Krieg gewonnen hätte: das Kind sollte doch mal sehen, wie man im Westen lebt, alles tiptopp und prima prima und alles mit Diner's bezahlt. Na ja, er wußte eben zu leben, ein typischer Löwe, wenn du weißt, was das heißt: großzügig und großspurig und immer grand, immer der Größte! Irgendwie ist er damit ja auch sein Leben lang durchgekommen, sogar in der schwierigen Zeit nach dem Kriege, als er einiges zu verbergen hatte.“

Er lebte nur drei Jahre und zwei Monate: Emil Mantow. Seine amtliche Existenz begann am 19. Juli 1945 in einem Dorf nordwestlich von Kiel. Nicht zufällig meldete er sich gerade hier auf dem Bürgermeisteramt: In Kiel wußte er Verwandte, eine verheiratete Kusine, und außerdem rechnete er damit, daß auch seine Familie nach Schleswig-Holstein geflohen war.

Das Meldeamt war in der Schule eingerichtet. In den niedrigen, grau und dunkelgrün gestrichenen Klassenräumen bewegte sich der Zug der Hilfesuchenden langsam an hochbeinigen Tischen vorbei. Herr Mantow stellte sich an das Ende der ungeduldigen Schlange, und gegen 5 Uhr nachmittags hatte er seine Papiere: Emil Mantow, geboren am 10. August 1906 in Grünberg, wohnhaft zuletzt dortselbst, Kfz-Schlosser, ledig. Den Namen hatte er schon unterwegs benutzt, seinen Geburtstag verlegte er nur um wenige Tage, und von Autos verstand er immer noch genug. In diesem Namen wollte er sich für den Rest seines Lebens einrichten. Daß es anders kam, lag nicht an ihm allein.

Zuerst verschaffte Herr Mantow sich im Pfarrhaus eine zweite

Decke und ein Kissen, so daß das Strohlager in der Massenunterkunft erträglicher wurde. Er säuberte seine Kleidung und pflegte den melancholisch herabhängenden Schnurrbart, der seinen Zügen einen Anhauch von Trauer und Verlassenheit lieh. Dann besuchte er reihum die verstreut liegenden Höfe des Dorfs und bat um Lebensmittel für seine darbenenden Kinder, bettelte sogar ohne Scham, und das nicht ohne Erfolg. Als er seine Bittgänge dann in die weitere Umgebung ausdehnte – ihr Ertrag hatte rasch abgenommen –, bemerkte er auf den Feldern Ährensammler, gebückte Vogelscheuchen, und einer Gruppe schloß er sich an. Am Abend kehrte er mit steifem Rücken zu seiner Schlafstelle zurück. Aber die Ausbeute war nicht schlecht, und schon nach einer Woche hatte er einen kleinen Körnervorrat gesammelt.

Der hagere, große Mann, der im Wettlauf auf die abgeernteten Felder immer zu den Ersten gehörte und an Geschick und Ausdauer die meisten anderen übertraf, fiel bald einem Bauern auf, so daß er eine feste Anstellung fand, die mit einem bescheidenen Deputat von Mehl, Milch und Fleisch vorerst seinen Lebensunterhalt sicherte. Er erhielt sogar ein Bett in der Knechtekammer, und nach wenigen Wochen hatte er sich so weit erholt, daß seine Hose auch ohne die abgescueuerten Hosenträger hielt.

Die Hose hatte er erst in der Nähe von Arolsen eintauschen können, eine ausgebeulte, geflickte Hose, die für den Vorbesitzer kaum noch einen Wert dargestellt hatte, und die Beine waren für ihn zu kurz, der Bund zunächst viel zu weit gewesen. Herr Mantow hatte aber sehr gern getauscht. Seine Uniform war aus feinem Tuch gewesen, und wenn auch Litzen und Biesen und Schulterstücke, ebenso der verräterische Ärmelstreifen längst in einem Straßengraben bei Würzburg lagen: Die Militärpolizei war mehrmals auf ihn aufmerksam geworden, hatte nach seinen Papieren gefragt, und nur mit Glück und Geschick – er hatte sich als Zwangsarbeiter aus dem Generalgouvernement ausgegeben – war er wieder freigekommen.

In Schleswig-Holstein hatte Herr Mantow zunächst versucht, bei den ehemaligen Ortsgruppenleitern in kleinen Gemeinden Unterstützung zu finden. Das hatte er aber bald wieder aufge-



geben, nach ärgerlichen Enttäuschungen. Daß die Leute ihn nicht kannten, hatte er ihnen nicht verübelt; er war nur einer von vielen Referenten in einer Nebenstelle des Reichsinnenministeriums gewesen, SS-Standartenführer ehrenhalber, und hierzulande hatte man nichts von ihm gehört, zumal sein Aufgabenbereich zunächst in Berlin und später vornehmlich in den neuen Ostgebieten gelegen hatte. Auch dann aber, wenn er sich zu erkennen gab: Die Leute blieben verschlossen und verstockt, gaben ihm vielleicht rasch ein Stück Brot, manchmal eine dünne Suppe, häufig aber auch gar nichts; dann stand er wieder auf der Straße. Ein britischer Militärlastwagen hatte ihn schließlich aufgesammelt, und bei einer Steigung nahe dem Dorfe war er abgesprungen.

In diesen Tagen wurden die Postschalter wieder geöffnet. Herr Mantow sandte sofort eine Postkarte an Frau Henny Jansen in Kiel mit der Frage, ob sie wohl etwas von seiner Frau und seinen Kindern Ute, Dietrich und Gunther gehört habe. Er unterschrieb mit dem neuen Namen, Henny würde schon verstehen.

Es kam keine Antwort. Nach drei Wochen fragte er noch einmal an. Als es aber September wurde, ohne daß Henny geantwortet hatte, beschloß er, nach Kiel zu fahren; möglicherweise war ihr in den letzten Kriegswochen noch etwas passiert.

Am Tag vor der Reise erhielt er eine Karte, die erste Post, die ihn nach dem Krieg erreichte, und Ingeborg hatte sie geschrieben. Die Karte kam aus Itzehoe, und Ingeborg teilte ihm mit, daß sie zufällig seine Anschrift erfahren habe, daß es ihr und den Kindern soweit ganz gut gehe, daß sie aber seit Monaten nichts mehr von ihrem Mann gehört habe – vielleicht könne Herr Mantow helfen?

Er antwortete noch am gleichen Tage, daß er Herrn Mergenhof noch am Tage der Kapitulation gesehen, ihn dann jedoch aus den Augen verloren habe; in dieser Zeit sei eben jedermann sich selbst der Nächste. In einigen Wochen, nach der Ernte, werde er aber einmal nach Itzehoe kommen und ihr ausführlich berichten.

Zunächst fuhr Herr Mantow nach Kiel. Er erkannte die Stadt, die Trümmerstraßen nicht wieder, und die Straßenbahn zu

Henny fuhr nicht mehr, so daß er den öden Weg durch die Ruinenlandschaft zu Fuß machen mußte. Aber das Haus war stehengeblieben, zufällig, und vor der Ladentür, an Schutthalten entlang, staute sich eine Menschenschlange – Frauen mit Zeltbahntaschen, Kinder, die krampfhaft die Lebensmittelkarten festhielten, einzelne Männer in giftgrün gefärbten Uniformen. Die Schaufenster waren mit Brettern vernagelt. Aber die große goldene Brezel hing über der Tür, die Wohnungsfenster waren schon wieder heil, und es duftete aufreizend nach frisch gebackenem Brot. Er ging an den Wartenden vorüber zur Hofeinfahrt, die Tür hing schief in den Angeln, mit Kreide war „Eingang verboten!“ darauf geschrieben. Die Wohnungstür war verschlossen, auf sein Pochen und Rütteln antwortete zuerst niemand. Als er dann Henny gegenüberstand, war mit ihr nichts anzufangen. Immer wieder redete sie ihn mit „Felix“ an, obwohl das Küchenmädchen sich in der Stube zu schaffen machte, und dann verfiel sie in ein unsicheres Flüstern. Auch Heiner machte eine verschlossene Miene; sie ließen ihn im Wohnzimmer allein, vom Flur her hörte er ihr erregtes Tuscheln. Damals waren sie sehr viel freundlicher gewesen, als er geholfen hatte, daß Heiner in die Partei aufgenommen wurde, obwohl er Freimaurer gewesen war.

Als die Kartoffeln eingebracht waren, machte Herr Mantow sich auf die Reise nach Itzehoe. Er hatte sich angemeldet, Ingeborg erwartete ihn am Bahnhof, blaß und sehr mager, und sie hatte Angst. Sie wollte ihn nicht in ihr Zimmer mitnehmen, die Kinder könnten ihn verraten. Doch es war kalt, und als es auf die Sperrstunde zuing, gab sie nach, und über einen dunklen Flur schlich er sich in das Zimmer. Die Kinder schliefen fest. Die Jungen lagen auf einer Matratze zusammen, er konnte nur ihre zerwühlten Schöpfe sehen, Ute schlief in Ingeborgs Bett. Lange saßen sie bei dem trüben Flackern einer Hindenburgkerze, bis Ingeborg einschlief. Vorsichtig hob er Ute aus dem Bett und legte sie zu den Jungen, sie war ganz leicht, und sie merkte nichts.

Morgens ging er sehr früh aus dem Haus. Später erzählte Ingeborg, Ute habe nach ihm gefragt. Ingeborg war unruhig, und sie stellte ihm Fragen, die er von ihr nicht erwartet hatte.

Nie hatte sie sich um seinen Dienst gekümmert. Nur wenn es besonderen Ärger gab, hatte er ihr gelegentlich etwas erzählt von Intrigen im Ministerium, von unsicheren oder unsauberen Leuten, von Eilberichten aus Warschau oder Budapest, Transportproblemen, die wieder zusätzliche Arbeit für seine überlastete Abteilung bewirkten. Von seinen Dienstreisen hatte er ihr oft etwas Schönes mitgebracht, Schmuck oder auch einen Pelz. Vom Dienst aber hatte er ihr kaum etwas erzählt, das war seine Sache.

„So war das eben“, sagte er, „bei uns in Brunau und überhaupt, das war damals einfach so: Beruf war Männersache, und das war sicher gar nicht so unvernünftig, die Frauen hatten mit Haushalt und Kindern genug zu tun und waren damit auch zufrieden, einige wurden sogar von ihren Männern verwöhnt. Und mein Onkel hatte sich schließlich aus eigener Kraft emporgearbeitet, das war damals nicht einfach, obwohl – er war ja ein richtiger Alter Kämpfer, Parteibuch von 1929, er hatte sich sogar mit seinem eigenen Vater zerstritten, als er als Erster in Brunau die Hakenkreuzfahne heraushängte. Das hat ihm natürlich nach 33 geholfen. Aber irgendwie war er auch tüchtig und hatte ein Händchen für das, was sich machen ließ – deshalb hatte er eben Erfolg.“

Sie saßen in einem ungeheizten Warteraum, tranken brand-süßes Heißgetränk, sahen sich an. Ob es denn wirklich wahr sei, fragte sie, was jetzt die Zeitungen schrieben, Ghettos und Gaskammern und ausgebrochene Goldzähne, Folter und Mord. Er beherrschte sich, schüttelte ruhig den Kopf. „Natürlich mußten wir durchgreifen“, sagte er. „Schließlich war Krieg, es ging um Deutschland, um unsere Zukunft, und Verbrecher und Saboteure erhielten ihre gerechte Strafe, wie überall auf der Welt. Das hat uns auch keinen Spaß gemacht, das kannst du mir glauben. Im übrigen hatte ich selbst damit nichts zu tun, ich bin doch kein Jurist.“

Dieses Gespräch fiel ihm häufig wieder ein, auf dem Feld, im Stall, vor dem Einschlafen. Obwohl Ingeborg ihn gebeten hatte, erst einmal nicht wiederzukommen, beschloß er, die Rei-

se bald noch einmal zu wagen; es könnte gefährlich werden, wenn Ingeborg ihm entgleiten sollte.

Doch es wurde November, ehe er wieder fortkommen konnte vom Hof, und zunächst fuhr er wieder nach Kiel. Er fühlte, daß er etwas unternehmen mußte; das flache Land bot einem Mann wie ihm zu wenig Möglichkeiten.

Bei Jansens fand er die gleiche frostige Gastlichkeit. Tagsüber durfte er das Wohnzimmer nicht verlassen. Er saß an dem grossen Eßtisch und machte sich nützlich, indem er Brotmarken auf große Bogen Zeitungspapier klebte, zur Abrechnung beim Ernährungsamt. Abends ließ er sich durch die Stadt treiben, er suchte ihre faulen Ecken. Wo Menschen sich zusammendrängten, blieb er stehen, sagte gedämpft vor sich hin: „Brot! Brotmarken! Brot!“ Nach einer halben Stunde hatte er 820 Mark eingenommen. Als die Polizei kontrollierte, hatte er nur Geld bei sich, Geld war nicht strafbar.

In den folgenden Wochen wurde er ein wohlhabender Mann – 10.000 Mark etwa, er zählte die Scheine nicht, trug er lose bei sich, als er Jansens verließ, um sich ein Zimmer zu mieten, in der Nähe des lebendigsten Markts. Ingeborg sandte er tausend Mark in einem Einschreibebrief mit seiner neuen Adresse.

Bald darauf, er hatte gerade sein Kapital in feldgrauen Regen- umhängen angelegt, kam eine Nachricht aus Itzehoe, die seine Pläne und Rechnungen empfindlich störte. Er war gezwungen, den ganzen Posten auf einmal abzustoßen, fast ohne Gewinn. Ingeborg fand er blaß, erregt, verzweifelt. Aber er redete ihr gut zu, drückte ihr einen Packen Hunderter in die Hand, erklärte ihr auch genau, wohin sie sich wenden müsse – die Anschrift des gefälligen Arztes in Hamburg hatte er vorher erkundet –, und obwohl er seine Frau ungern allein ließ, in dieser besonderen Lage, fuhr er noch am selben Abend nach Kiel zurück. Er hatte günstig Zigaretten einkaufen können, und er konnte hoffen, damit die Aufwendungen für den Arzt in etwa wieder hereinzuholen.

Während Ingeborg sich langsam erholte – sie schrieb nur selten –, weiteten sich seine Geschäfte aus. Er war nie Kaufmann gewesen. Nach seiner Lehrzeit als Schlosser war er arbeitslos geworden, und in der Kampfzeit – den bewegten Jah-

ren bis 1933 – hatte er nicht an Geld und Erwerb gedacht. Später hatte er sehr rasch Karriere gemacht, das Gehalt war sprunghaft angestiegen, Aufwandsentschädigungen und Sonderzuwendungen waren hinzugekommen: Er hatte dem Geld nie einen besonderen Wert beigemessen. Jetzt handelte er mit Decken, Süßstoff, Gasmaskenbüchsen, mit Feuersteinen, Rübenschnaps und ganzen Lebensmittelkarten. Er lebte gut, gewann Freunde, Freundinnen, und er wurde sorgloser, bis die Haussuchung kam, Verhaftung, Verhöre, Gericht und Gefängnis. Glücklicherweise ging es schon auf den Sommer zu, so daß er in der Viererzelle zwar hungern, aber nicht frieren mußte.

Im Herbst kam er wieder frei. Bei seinem ersten Besuch war Ingeborg sehr abweisend. Sie hatte eine Stellung gefunden, hämmerte acht Stunden lang täglich Schmuck aus Messing und Eisenblech, nannte das Kunstgewerbe. Ihren eigenen Schmuck hatte sie, zu seinem tiefen Ärger, in einen Klingelbeutel geworfen, war auch wieder in die Kirche eingetreten, hatte sogar die Kinder taufen lassen. Er unterdrückte seinen Mißmut, redete Ingeborg gut zu. Doch die Entfremdung war überdeutlich, und er nahm es als ein schlechtes Zeichen, daß sie nicht einmal nach seinen Plänen fragte.

Deshalb beschloß Herr Mantow, eine geordnete Tätigkeit aufzunehmen. In Kiel packte er seine Habseligkeiten zusammen, meldete sich ab und fuhr nach Berlin, wo er vorerst bei einem alten Kameraden unterkam. Für eine nicht unerhebliche Summe erstand er ein graphologisches Lehrbuch, beschaffte sich dann eine solide Remington-Schreibmaschine, hochbordig, vom Anfang des Jahrhunderts, und den Rest seines Barvermögens investierte er in anderthalb Souterrain-Zimmer eines ansehnlichen Bürgerhauses in Wilmersdorf. Dann gab er Zeitungsanzeigen auf. Die Werbung für sein graphologisches Fachinstitut schlug ein, zumal er das Doppelte des üblichen Honorars für seine Gutachten verlangte. Nach kurzer Zeit konnte er schon eine akademisch gebildete Hilfskraft einstellen, ein entlassener Studienrat, der sich als sehr anständig erwies, so daß er selbst zuletzt nur noch die schwungvollen Unterschriften zu leisten und die eingehenden Gelder zu verbuchen hatte. Allerdings

hatte er versäumt, sein Institut anzumelden, und er war gänzlich unvorbereitet, als Steuerfahndungsbeamte bei ihm erschienen: Fast 19.000 Mark an Steuern mußte er nachzahlen. Daraus zog er den Schluß, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen mit ehrlicher Arbeit wenig auszurichten sei. Deshalb verkaufte er die Firma an seinen Mitarbeiter, und nach acht Wochen, die er nicht untätig verbrachte, erhielt er eine Anstellung als Fahrer bei der britischen Besatzungstruppe.

Zunächst war Herr Mantow nicht ganz sicher gewesen, ob er sich so weit vorwagen sollte. Doch seine Besorgnisse erwiesen sich als unbegründet. Seine Papiere waren einwandfrei, er konnte auch eine gültige Entnazifizierungsbescheinigung vorweisen, und da er sich in seiner Dienststelle bald als tüchtig, fleißig, zuverlässig erwies, erhielt er schon im Frühjahr 1947 die Verantwortung für eine Unterabteilung des Fuhrparks. Nebenher nahm er auch seine händlerischen Aktivitäten wieder auf, fand mühelos Abnehmer für Benzin, Öl und Ersatzteile aller Art, und in der gehobenen Stellung konnte er gelegentlich sogar größere Abschlüsse tätigen.

„Und plötzlich stand er dann in unserem Zimmer in Neu-Kölln, strahlend wie stets, ganz unverändert, zog aus einer Manteltasche eine Flasche Speiseöl, aus der anderen eine Tüte Kaffee hervor – Bohnenkaffee natürlich! –, brachte auch argentinisches Frühstücksfleisch mit und süß duftende Zigaretten und ließ sich bewundern als eine Kreuzung von Weihnachtsmann und Robin Hood, Retter und Helfer der Armen. Jedesmal stellte er dabei fest, daß wir in diesem erbärmlichen Loch nun wirklich nicht länger bleiben könnten – ‚Ich mach’ das schon, wär’ doch gelacht!‘ Meiner Mutter steckte er ein paar größere Scheine zu – sie schwärmte: ‚Mein Felix! Du warst schon immer so gut!‘ –, mir half er mit nützlichen Winks und guten Adressen, und wenn er nach einer Stunde wieder ging – ‚Ich muß, Kinder, ich muß, aber ich komme ja wieder, und dann – !‘ –, blieben wir bewegt und etwas erschöpft zurück, wie nach einem großartigen Theaterabend, und meine Mutter versank in lieblichen Erinnerungen, wie doch ihr kleiner Felix schon immer, schon als Kind, und wie würde Papa sich freuen, wenn er das noch erlebt

hätte, trotz der Hakenkreuzfahne, und der Bohnenkaffee ließ sie Stunden nicht einschlafen, so daß sie immer noch einmal die alten Brunauer Geschichten erzählen konnte, und manchmal rauchte sie dann drei Zigaretten nacheinander, das Stück zu acht Reichsmark.“

In dieser Zeit kam er auch Ingeborg wieder näher. Trotz ihrer Bedenken und Ängste besuchte er sie regelmäßig, brachte Konserven mit, Süßigkeiten und Tabak, schaffte auch Holz und Kohlen heran, als überall sonst die Öfen kalt blieben, und er überredete sie schließlich, daß sie ihre schlecht bezahlte Arbeit aufgab. Zuerst hatte Ingeborg noch Angst, die Kinder könnten ihn wiedererkennen. Doch er beruhigte sie, und wenn er die Kleinen von ferne sah – mit Ingeborg hatte er solche Gelegenheiten verabredet –, dann wurde ihm warm ums Herz, und Tränen stiegen ihm in die Augen.

Im Sommer 1947 konnte Herr Mantow seiner Familie dann eine Wohnung vermitteln, im freundlichen Zehlendorf. Ingeborg bekam zwei Zimmer und die Küche, das dritte bezog er selbst, als Untermieter. Ingeborg war dann auch einverstanden, daß sie das Aufgebot bestellten. Er beschaffte die eidesstattliche Erklärung eines soeben aus Sibirien heimgekehrten Feldarztes, daß Felix Mergenhof schon im Oktober 1945 im Lager X/4937 verstorben sei. Die Todeserklärung war nur noch eine Formalität, und im Februar 1948 konnte Herr Mantow die verwitwete Frau Mergenhof heiraten.

Lange hatten sie gezögert, Ute ins Vertrauen zu ziehen. Doch das Mädchen erwies sich als erstaunlich einsichtig und vernünftig. Manchmal zwar sah sie ihren Vater etwas mißtrauisch an. Aber sie gewöhnte sich bald daran, daß die Familie jetzt Mantow hieß, und auch die beiden Jungen schlossen den neuen Vater in ihr Herz.

Indessen hatte Herr Mantow planmäßig seine englischen Sprachkenntnisse vervollkommenet, so daß er den Abteilungsleiter ablösen konnte, als der – dank eines anonymen Hinweises – wegen unsauberer Machenschaften mit Öl und Benzin entlassen werden mußte. Im März allerdings traf ihn ein Mißgeschick, das böse Folgen hätte haben können. Er sollte

ein halbes Dutzend neuer Wagen bei einem Automobilwerk abholen, dessen Produktion der Besatzungsmacht zugute kam, und gleichzeitig wollte er einen Wagen für eigene Rechnung erwerben. Seit längerem gab es Gerüchte wegen einer bevorstehenden Währungsumstellung, und er wollte sein Geld rechtzeitig in soliden Sachwerten anlegen.

Er kannte das Werk aus seiner ersten Berliner Zeit, als er gelegentlich den Aufbau und das Anlaufen der Produktion, auch den Einsatz von Fremdarbeitern zu überprüfen hatte. Jetzt erkannte ein Monteur aus der Verkaufsabteilung ihn wieder. Es war kein unmittelbares Erkennen, der Mann sah nur auf, erstaunt, und sein Gesicht spannte sich. Herr Mantow ging weiter, sobald das unauffällig möglich war. Doch als er vor den Autos stand, die er abnehmen sollte – das überzählige wartete hinter einem anderen Fabrikator –, erschien der Mann aus der Verkaufsabteilung noch einmal, fragte zuerst etwas Nebensächliches und meinte dann, herausfordernd: „Kennen wir uns nicht?“ Herrn Mantow wurde etwas unbehaglich zumute hinter seinem gepflegten Schnurrbart, er antwortete aber freundlich: „Ich wüßte nicht. Aber vielleicht stammen Sie auch aus Grünberg?“

Der Mann war in Stettin zuhause, es gab keine gemeinsamen Erinnerungen. Aber Herr Mantow spürte, daß er den anderen nicht überzeugt hatte. Zum erstenmal seit langer Zeit kam ihm die Gefährlichkeit seiner Lage wieder zum Bewußtsein, und er sann auf einen Ausweg.

An einen neuerlichen Namenswechsel oder gar an ein Bekenntnis zu seiner Vergangenheit hätte er aber gewiß nicht gedacht, wäre ihm nicht der Zufall zu Hilfe gekommen. Auf dem Kurfürstendamm sah er ein halb vertrautes Gesicht, auch der andere stutzte: „Mensch, Felix – alter Halunke!“ Sie hatten sich wiedererkannt: ein Freund aus gemeinsamen Tagen im Ministerium, Parteirichter damals und seinerzeit sehr geschätzt als dritter Mann beim Skat, der jetzt als Rechtsanwalt in einer kleinen mainfränkischen Stadt lebte und nur zu einem Gerichtstermin nach Berlin gekommen war. Noch am gleichen Abend leerten sie gemeinsam eine Flasche irischen Whisky, und dabei wurden sie sich einig, daß Felix Mergenhof Anfang Juli aus



russischer Gefangenschaft heimkehren sollte.

Herr Mantow wußte recht gut über die Lebensbedingungen in russischen Lagern Bescheid, weil er zeitweise – nachdem er das graphologische Gewerbe aufgegeben hatte – für eine ausländische Dienststelle Heimkehrer befragt hatte. Zwar war es damals mehr darum gegangen, Einzelheiten über Bahn- und Straßenverbindungen, Fabriken, Produktionskapazitäten und Ähnliches zu erfahren. Aber er hatte genug gehört, um sich in den Verhältnissen auszukennen und gegebenenfalls darüber auszusagen. Die Schwierigkeit, die in der inzwischen von Frau Mergenhof eingegangenen zweiten Ehe lag, wußte der Freund aus dem Wege zu räumen: Mantow mußte sterben.

Zunächst machte allerdings die Währungsreform einen Strich durch den genau geplanten Zeitablauf. Schließlich gelang dann aber alles nach Wunsch. Auf der Durchreise besuchte Herr Mantow einen befreundeten Rechtsanwalt in einer kleinen mainfränkischen Stadt, wo er überraschend an einem Herzinfarkt verschied. Ein praktischer Arzt, Kamerad vergangener Zeiten, erledigte die Formalitäten. Die Beerdigung fand in aller Stille statt. Nur Frau Mantow und der rechtskundige Freund folgten dem Sarg, auf dem ein würdiger Kranz der Militärregierung lag.

Ende September 1948 kam Felix Mergenhof über die Zonengrenze. In Friedland erhielt er seine Entlassungspapiere als Spätheimkehrer. Anschließend ließ er sich in einer westdeutschen Großstadt nieder, wo er in einem Entnazifizierungsverfahren in die Gruppe IV der Minderbelasteten eingestuft wurde. Dabei wurde von der Kammer berücksichtigt, daß er durch langjährige Gefangenschaft unter unmenschlichen Bedingungen gesühnt habe, zumal ihm eine Beteiligung an irgendwelchen unrechtmäßigen Handlungen nicht nachzuweisen war.

Von seiner Familie hörte Herr Mergenhof durch Frau Henny Jansen, eine entfernte Kusine. Frau Mantow, noch in Trauerkleidern, fuhr sogleich zu ihrem irrtümlich für tot erklärten ersten Mann, und nach Klärung einiger juristischer Fragen zog sie mit den Kindern zu ihm.

„Nach Düsseldorf natürlich, da hatte Onkel Felix sich sehr

schnell eingelebt – irgendwie war das die richtige Stadt für ihn. Zufällig war er an einen kleinen Gebrauchtwagenhandel gekommen, hatte sich dann auf englische Nobelwagen spezialisiert, er selbst fuhr einen grauen Bentley aus Vorkriegsproduktion, sehr distinguiert, und weil ihm eigentlich jeder vertraute – wahrscheinlich waren die Kunden ihm noch dankbar, denen er seine Rostlauben verkaufte –, brachte er es bald zu allgemeinem Ansehen, zumal er mit Spenden für Heimat- und Karnevalsvereine, auch für schlesische Trachtengruppen und katholische Kindergärten nicht geizte. Er hatte eben immer Erfolg. Und ein halbes Jahr später holte er uns dann nach.“

Inzwischen war Herr Mergenhof einer konservativen Partei beigetreten. Dort erkannte man sehr bald seine besonderen organisatorischen Fähigkeiten, so daß er Geschäftsstellenleiter der Partei wurde – ehrenamtlich zunächst –, die in seinem Bezirk einen beachtlichen Aufschwung nahm. Auch von der Landesleitung wurden seine Erfolge geschätzt und anerkannt, und man dachte schon daran, ihm größere Aufgaben anzuvertrauen, zumal er inzwischen auch in das Presbyterium seiner Kirchengemeinde gewählt worden war.

Aber Herr Mergenhof lehnte das Angebot ab, aus familiären Gründen. Auch seinen florierenden Gebrauchtwagenhandel verkaufte er bei erstbestener Gelegenheit, mit bescheidenem Gewinn. Seit einiger Zeit kränkelte seine Frau, und seine Tochter Ute, ein nervöses, offenbar schwer erziehbares Kind, hatte einen Selbstmordversuch unternommen. Deshalb beschloß Herr Mergenhof, sich künftig mehr seiner Familie zu widmen, und es traf sich gut, daß ihm gerade jetzt ein Posten im Innenministerium angeboten worden war, der – bei angemessener Besoldung und guten Beförderungsaussichten – seinem Werdegang und seinen Fähigkeiten entsprach.

„Letztes Jahr ist er gestorben“, sagte er. „Vier Wochen vor Hilde, an Darmverschluss. Halb Düsseldorf stand um das Grab herum, der Sarg unter Bergen von Kränzen, als hätte er selbst sie bestellt, sogar die Baronin war gekommen, und wir natürlich auch – Hilde mit einem blödsinnigen Orchideen-Strauß, ich

weiß nicht, was der gekostet hat, den warf sie mit Schwung ins offene Grab, das war schon ein bißchen peinlich, obwohl sie nicht einmal weinte. Aber er war schon jemand, mein Onkel Felix. Du hättest ihn kennenlernen sollen.“

„Ich weiß nicht, ob ich mit ihm gekonnt hätte“, meinte sie. „Ich schätze: eher nicht. Irgendwie liegen mir diese extrovertierten Typen nicht, ganz abgesehen davon, daß er doch ein richtiger Nazi war.“

„Na ja, schon“, räumte er ein. „Jedenfalls in seiner Jugend. Aber damals glaubte er eben daran, an die Idee, wie viele andere auch, und außerdem – er gehörte zu meiner Familie, und seine Verwandtschaft kann man sich schließlich nicht aussuchen.“

„Ein bißchen wohl doch“, widersprach sie. „Jedenfalls kann man auch in der Familie Ja sagen oder Nein oder Lau, und ich meine, das tut man auch, ganz von selbst. Aber für dich war dieser Onkel offenbar wichtig, sonst hättest du deinen Sohn wohl nicht Felix genannt.“

„Er war der Bruder meiner Mutter“, sagte er. „Muttis einziger Bruder, und er hat sich um uns gekümmert, als niemand uns half, zuerst in Berlin und mehr noch in Düsseldorf. Und für mich war er eben immer da, Onkel Felix, schon in Brunau, obwohl er unser Haus nicht betreten durfte, solange mein Großvater lebte, der konnte die schwarze Uniform nicht ausstehen. Mir hat er schon imponiert, das gebe ich zu, sein schneidiges Auftreten damals, und wenn er am Wochenende aus Berlin kam, im offenen Wanderer-Kabriolett, dann saß Tante Ingeborg neben ihm, warm und lachend und duftend, ganz anders als meine Mutter in ihrer Kittelschürze, mit schmalen, weichen Händen, in denen sie die Lederkappe hielt, die roch nach Benzin und Straße und Abenteuer. Erinnerungen – was willst du machen?! Es gibt eben sehr verschiedene Menschen, mit denen dein Leben verbunden ist, ohne daß du gefragt wirst – meinen Vater hätte ich mir auch nicht ausgesucht, nicht einmal meinen Sohn, wenn ich ehrlich sein soll.“

Sie lachte: „Und dein Sohn wollte ganz bestimmt einen anderen Vater!“

„Wieso? Warum lachst du? Das ist nicht zum Lachen,

überhaupt nicht! Man steckt doch darin und kann sich nicht wehren, irgendwie muß man doch fertigwerden mit seiner Familie und mit sich selbst!“

„Sicher“, sagte sie. „Und dann muß man sich entscheiden, so oder so, wie du vorhin gesagt hast: schwarz oder weiß, da gibt es am Ende keine Ausreden mehr und keine Entschuldigung. Es stimmt ja nicht, was ich gelernt und lange geglaubt habe: daß der Mensch vor allem aus seiner Umwelt und seiner Lebensgeschichte zu verstehen ist – und alles verstehen bedeutet dann alles verzeihen. Ich meine, am Ende muß man ganz persönlich verantworten, was man tut und was man getan hat, auch was man nicht getan hat: die Fehler, die Versäumnisse, die Schuld, und dabei kann dann keine Therapie helfen, sondern nur ehrliche Antworten an sich selbst, wie immer die ausfallen.“

„Das hört sich gut an“, sagte er. „Aber wer stellt die Fragen, die richtigen Fragen? Und wer kann wirklich ehrlich sein? Schon als Kind habe ich immer wieder gehört: ‚Sag‘ die Wahrheit!‘ Aber die anderen, die Großen, die redeten um die Wahrheit herum. Wir galten doch etwas in Brunau, die Mensings, die Mergenhofs. Doch das war eigentlich nur Fassade. Zum Beispiel mein Großvater, der Vater meiner Mutter, der mit dem Haus, der war gar kein richtiger Antiquitätenhändler, sondern ein Trödler, der mit seinem Pferdekarren die Dörfer abfuhr und trauernden Witwen für billiges Bargeld ihre paar Erbstücke abluchste, und das wußte natürlich jeder in Brunau. Und mein Vater – ach, das ist eine lange Geschichte, jedenfalls weiß ich nicht, wie oft er abends betrunken nach Hause gekommen ist. Aber gesprochen wurde darüber nie, kein Wort. Und als mein reicher Onkel Felix versuchte, Hilde anzumachen – und dabei so tat, als wäre alles die reine väterliche Güte – : meinst du, ich hätte das gern gesehen?! Aber was sollte ich sagen, zumal er ja alt war und nur noch den stolzen Gockel spielte. Außerdem war ich ihm eigentlich überlegen, weil ich ihm etwas voraus hatte an Wissen, von dem er nichts ahnte – dir kann ich’s ja sagen, das ist lange vergangen. Als wir nämlich nach Düsseldorf kamen, im Herbst 49, da war seine Tochter, die Ute, schon ziemlich ansehnlich, 15 oder 16, wenn auch – na ja, ein bißchen

seltsam vielleicht. Natürlich war sie nicht das erste Mädchen, das ich geküßt habe – du weißt schon, mit 17, 18, 19, da spielt man erst einmal alles durch, als Mann, damit man Bescheid weiß. Aber wie die Ute küßte, also das kannte ich überhaupt nicht bis dahin, ehrlich, ich hatte keine Ahnung, das warf mich richtig um, und ich habe immer gedacht, schon damals, wo sie das wohl gelernt hat – verstehst du: Zungenküsse, ganz tief, obwohl sie eigentlich aussah wie – na ja, wie Mädchen in dem Alter aussehen. Irgendwo muß sie das doch gelernt haben, bei irgendeinem Mann mit Erfahrung. Und mein Onkel, der hatte offenbar keine Ahnung davon, nicht mal von unseren Schmuseereien, wenn auch nicht mehr drin war – sobald ich versuchte, na, was man so versucht in dem Alter, dann wehrte sie sich wie wild, einmal biß sie mir sogar beinahe die Zunge ab, so daß ich's dann aufgab, das hätte höchstens noch Ärger mit Onkel Felix gegeben, wenn er was gemerkt hätte.“

„Vielleicht war er es“, überlegte sie, „bei dem sie das Küssen gelernt hat? So etwas gibt es ja, und gar nicht so selten, leider.“

„Mein Onkel? Nein!“, sagte er entschieden. „Bestimmt nicht! Auf gar keinen Fall! Er hatte es ja immer gern mit Frauen, da war er wohl gar nicht besonders wählerisch. Aber die eigene Tochter – ausgeschlossen!“

„Was weißt du“, sagte sie. „Was weiß man überhaupt von anderen Menschen?! Irgendwo lebt doch fast jeder Mensch hinter Schutzzonen von Unaufrichtigkeit – wenn du weißt, was ich meine.“

Er zögerte einen Augenblick lang, antwortete nicht. Dann sagte er: „Na ja.“

„Und was hatte das alles mit Hilde zu tun?“, fragte sie.

„Nur so“, sagte er. „Ich fühlte mich meinem Onkel einfach überlegen, weil ich etwas wußte, von dem er nichts wußte – das hat mir geholfen.“

„Komisch“, sagte sie. „Beinahe hätte ich wieder ‚typisch Mann‘ gesagt: Wie die kleinen Jungens! Und was ist aus dem Mädchen geworden?“

„Na ja, erstmal natürlich die Schule, das Abi, sie war ja nicht dumm, und sie hat auch noch angefangen zu studieren, irgend-etwas Soziales, glaube ich, was damals gerade in war. Aber

dann ist sie eines Tages verschwunden, in der aufgeregten Zeit Ende der 60er Jahre, in Richtung Indien, Poona wahrscheinlich, ich weiß nicht genau, mein Onkel hat nie mehr von ihr gesprochen.“

„Jedenfalls hat er nun seine Ruhe“, sagte sie. „Sofern es nicht doch so etwas gibt wie eine rächende Gerechtigkeit. Im übrigen kann ich die Ute schon verstehen, irgendwie.“

„Wieso? Daß sie nach Poona ging, zu dem verrückten Guru, der es mit jeder trieb? Das hätte sie hier doch wohl billiger haben können!“

Sie legte das Strickzeug fort. „Das verstehst du nicht“, sagte sie. „Aber ich muß noch etwas tun, Hefte korrigieren. Sehen wir uns morgen?“

Er stand auf, drückte die halb gerauchte Zigarette aus. „Wenn du Zeit hast – natürlich, gern. Kommst du zu mir? Ab halb 7 bin ich wieder zuhause, spätestens gegen 7. Ich kann uns auch eine Suppe machen.“

„Ich rufe dich an“, sagte sie.

#### IV.

Sie kam nicht. Sie war nicht gekommen. Sie rief nicht an. Er wartete weiter, sah auf die Uhr. Viertel nach 7. Fünf vor halb 8, gleich Viertel vor 8. Er wählte ihre Nummer. Der Ruf kam, immer noch einmal der Ton. Keine Antwort. Sie war nicht zuhause. Oder sie nahm den Hörer nicht ab, vielleicht.

Er drückte die Fernbedienung, der Tagesschau-Sprecher erschien glatt, grün, beflissen. Er hörte nicht zu, verstand nichts, der grinsende Kanzler, das geeinte Vaterland, die schwarzen Partei-Limousinen, flackernde Feuer, Kreuzberger Anarchisten, hagere Kinderbeine, Spenden auf Konto. Endlich der Wetterbericht, ein Tief über Irland, Schauer, polare Kaltluft. Viertel nach 8. Er schaltete ab. 8 Uhr 18. Vielleicht war sie jetzt zuhause. Er versuchte es noch einmal, wählte jede Zahl langsam, kein Irrtum möglich. Wieder der Ruf, der Ton, immer noch einmal. Keine Antwort.

Er ließ sich in den Sessel zurücksinken – viel zu breit für das Zimmer, viel zu mächtig die Polsterlehnen und dazu noch dunkelblau, Hilde hatte auf Dunkelblau bestanden –, schlug die Zeitung auf, nahm die Bilder, die Buchstaben wahr, ohne zu sehen, ohne zu lesen. Schwarz und Weiß, Grau, sechsspaltig grau. „Ganz Deutschland feiert.“ Er wußte nicht, was er falsch gemacht hatte, irgendetwas, ein mißverständenes Wort, eine plumpe Anspielung, manchmal war sie empfindlich, ein überhebliches Lachen. Vielleicht wollte sie nichts mehr wissen von ihm. Halb 9. Vielleicht wußte sie schon zu viel, obwohl er von Hildes Brief nichts gesagt hatte, kein Wort.

Er stand auf, ärgerte sich über das schmerzhaftes Ziehen im Rücken, Lumbago, die Sessel waren zu weich und zu tief, täuschten Gemütlichkeit und Entspannung nur vor, und die Raten liefen noch immer, 15 Prozent Zinsen, ein Wahnsinn, und am Ende war alles umsonst gewesen: Hilde hatte nur noch am Eßtisch gesessen, hatte sogar den Stuhl mit der skandinavisch geknickten Lehne herübergeschoben, wenn sie fernsehen wollte, während er sich im Polsterblau lang machte, die Füße auf

dem Lederpuff, ein Souvenir aus Marokko, wo er niemals gewesen war, aber billig, er brauchte die Schuhe nicht auszuziehen.

Sie kam nicht. Sie rief nicht an. Vielleicht hatte sie gestern die Korrekturen nur vorgetäuscht. Sonst blieb er meist über Nacht, keine Leidenschaft, wie denn, mit 60, keine Sensationen, aber freundliche Gewohnheit, nah beieinander, ruhiger Schlaf, und morgens dann ihr Frühstück mit Vollkorntoast und frisch gepreßtem Orangensaft und Spiegeleiern von frei laufenden Hühnern. Frei. Wer das glaubt. Man muß daran glauben, wie damals, Anfang der 50er Jahre, als die Wunderkraft von angebrüteten Hühnereiern Glaubensgewißheit war, sogar die Baronin ließ sich die Eier frisch aus der Brüterei kommen, per Kurierdienst, obwohl sie vom Lande war, aus Hinterpommern, sie hätte den Unfug erkennen müssen: neue Lebens- und Liebeskräfte aus angebrüteten Hühnereiern, roh auf nüchternen Magen getrunken. Aber sie glaubte daran, schlicht, wollte glauben. „Wenn ich schon weiter nichts habe“, sagte sie, „kein Haus und kein Huhn und keinen Hektar Land, auch keine Familie mehr: Warum dann nicht Bruteier am Morgen, es kann ja sein, daß sie mir gut tun, und Bibelsprüche von Billy Graham über den Tag verteilt, vielleicht helfen die ja gegen Hysterie und heulendes Elend, und mein Kleiner zur Guten Nacht, da weiß ich jedenfalls, was ich habe!“

Von Billy Graham hatte sie sich an einem warmen Sommertag im Rheinstadion erwecken lassen, 25000 Neugierige auf den Rängen und Fahnen, Fahnen rundum, dazu 250 Posaunenbläser vom Niederrhein und einige echte Pastoren in schwarzen Talaren, und zuletzt trat sie vor mit ein paar anderen, der HERR hatte sie gerufen mit Billys wohltonender Stimme, wenn auch auf Amerikanisch, sie wollte gehorchen und hören und NEU sein im HERRN. Allerdings hielt das, wie der Bruteierglaube, nur zwei oder drei Monate lang, während die Liebesnächte, meistens zweimal die Woche, sich über Jahre hinzogen. Er wurde erwachsen dabei.

Sie trug einen blonden Pagenkopf, die Mode der frühen 30er Jahre. Als er ihre Silhouette schnitt, gegen Abend schon, es war rheinisch schwül, und er arbeitete nicht mehr so konzentriert,



geriet ihm ihre Frisur ins Knabenhafte. Sie lachte, schüttelte die kurze Mähne – eigentlich habe sie sich immer für eine Frau gehalten! –, zahlte aber sehr großzügig, und später, als er sein Zeltbahn-Gehäuse neben dem Kettenkarussell schon abbrach, kam sie noch einmal zurück: Sie brauche immer mal einen flinken Boten für die Stadt, nachmittags oder abends, verwöhnte Kundschaft – ob er nicht Zeit dafür habe und Lust? Er sagte Ja.

Sie rief nicht an. Gleich 9. Sie kam nicht. Vielleicht kam sie nie mehr. 9 vorbei und allein, wieder allein. Kaum eine Wahl noch, mit 60, schon etwas älter, wenn auch nicht alt, noch nicht am Ende, aber das Ende in Sicht, von grauer Skepsis geschlagen, wie Herr Tarnowski damals: „Wir werden’s erleben – oder besser auch nicht.“ Der wußte das Ende vorher, der alte Tarnowski, der machte sich keine Illusionen mehr, spielte sogar auf das Ende hin, wenn er am Stammtisch fragte: „Was gibt’s denn für neue Witze?“ und selber die Antwort gab: „Ein Jahr KZ!“ Das konnte nicht gut gehen, damals, das ging nicht gut mit solchen Spitzen und Witzen – daß ein Mann in der verdunkelten Stadt spätabends nach Hause geht und plötzlich im Nacken einen Pistolenlauf spürt mit der unmißverständlichen Aufforderung: „Halt! Keine Bewegung!“ – daß der Mann zitternd stehenbleibt, während der hinter ihm flüstert: „Und die Brieftasche her, aber dalli!“ – daß das Opfer erleichtert hervorstößt: „Und ich dachte schon, es wäre die Polizei!“ Böse Witze, zersetzende Witze, verboten damals, natürlich. Er wußte nicht einmal, wer von den Jungen nicht dichtgehalten hatte, aber er hatte nicht nachgefragt, das hätte gefährlich werden können auch für ihn selbst, nichts wissen war allemal besser, und es war ja doch nichts zu machen, danach.

Manchmal schämte er sich. „Ach was“, sagte die Baronin. „Du mußt dich nicht schämen, Kleiner, warum denn, bist doch ein durchaus brauchbarer Kerl, für mich jedenfalls!“ Sie hatte geschickte Hände, sie wußte, was ihm wohl tat, war eine erfahrene Frau, er gehorchte ihr gern, und sie schämte sich überhaupt nicht, obwohl sie zweimal sein Alter hatte – oder deshalb vielleicht. Er liebte sie nicht, schon gar nicht ihr breites pommersches Becken, nicht ihre milchigen Brüste. Doch wenn sie ihn fragte, nickte er, sagte Ja. Natürlich. Natürlich liebe er

sie. In der nächsten Woche erst Mittwoch, ja, gern. Natürlich werde er ihr beim Vergrößern helfen, er lerne ja viel dabei. Ja, morgen, und heute noch die Bilder in die Brehmstraße – Fotos von hartem Schwarzweiß, der eigene Stil der Baronin, unverkennbar, so schätzten es Düsseldorfs Damen, obwohl die Gesichter faltig wurden im scharfen Seitenlicht, ziegig, manchmal wie ausgedörrt von Schlankheitsdiäten, brutal entblößt. „Das geht dich nichts an“, sagte die Baronin. „Sie finden sich schön so oder bedeutend, ist mir egal, ihre Männer sehen meistens schon lange nicht mehr zu ihnen hin, und sie zahlen gerade so – ohne hinzusehen nämlich. Sonst könnte ich mir meinen tüchtigen Boten ja gar nicht leisten!“

Anneliese mochte sie nicht, gar nicht: „Dieses Zicklein, überhaupt kein Volumen – was machst du eigentlich mit der?“

Er machte alles mit ihr, was er bei der Baronin gelernt hatte, obwohl sie schmal war und zart, nichts wußte, zuerst, nichts wollte, und sie weinte – ein kleines Mädchen von 18, Kriegskind, Urlaubskind, der Vater vermißt in Kurland, verschollen, die Mutter schon füllig, matronig, Korsett und Silberbrosche und ein Haarnetz über den straff ondulierten Wellen, dem Kanzler vertrauend und der Kirche, voll versorgt mit Einfamilienhaus und Staudenbeet und Studienrats-Pension, und für das Kind gab sie alles, wenn auch stets in gehörigem Maß: Kinderballett und Klavierstunde, Czerny-Etüden, Träumerei, An Elise, Tennis in Grafenberg, Nachhilfe in Latein, abends ein gutes Buch, die strenge Auswahl des Borromäus-Vereins sorgte dafür, daß Jugendgefährdendes nicht über die Schwelle kam, auch nicht die gräßliche „Blechtrommel“, darin soll ja wirklich – . Dann plötzlich die viel zu frühe, die peinliche Hochzeit, im letzten Schuljahr, das Gymnasium konnte natürlich solch eine Schülerin – ich bitte Sie: derartige Verfehlungen – wirklich nicht dulden, was sollen denn sonst die anderen Mädchen denken? Aber sie liebte ihn, verrückt, sie liebte ihn wirklich, heiß und fraglos und dankbar, nur ihn allein, wie im Groschenroman. Er begriff einfach nicht, wie jemand so lieben konnte, ihn lieben konnte, so. Manchmal tat sie ihm wirklich leid. Manchmal tat er sich aber auch selber leid.

Die Klingel schrillte, draußen im Flur, die Haustürklingel.

Er sprang auf, halb 10 gleich, vielleicht, oder, vielleicht doch? Ganz langsam ging er zur Tür, zwang sich zur Ruhe, schaltete das Außenlicht ein. Im geriffelten Glas der Haustür sah er die Umrisse eines roten Mantels; Ruth trug nie Rot. Er riß die Tür auf: „Ja?“

Frau Markmann von nebenan, das Endreihenhaus, drei Kinder. „Oh, Guten Abend – bitte?“

Sie stand verlegen unter dem Licht, die Handtasche unter den linken Arm geklemmt. „Entschuldigen Sie, Herr Mensing, es ist doch später geworden. Wir hatten Elternversammlung, und Frau Schulten mußte anschließend gleich zu ihrer Mutter fahren, läßt sie Ihnen sagen, es war wohl sehr eilig, ein Krankheitsfall, glaube ich, sie ruft dann selber noch an. Oder hat sie schon angerufen?“

„Nein – noch nicht. Aber wollen Sie nicht hereinkommen?“ Er öffnete die Tür bis zum Anschlag.

Sie trat ins Halbdunkel zurück. „Nein, nein, mein Mann wartet schon. Danke. Und Gute Nacht.“

Er schob die Tür zu, legte die Sicherheitskette vor. Plötzlich war er allein, ganz allein: kein Laut mehr, keine Störung, keine Hoffnung. Oder, vielleicht? Er trat an den Wohnzimmerschrank, weiches, rötliches Tropenholz, Annelieses Mutter hatte damals für Teak geschwärmt, öffnete das Barfach, die unverzollten Flaschen vom letzten Ausflug nach Maastricht, französischer Cognac, Napoleon, ein Duft wie Blumen und Schwelgen und Herbst. Die Wärme breitete sich angenehm in ihm aus. Er stellte die Flasche neben sich auf den Couchtisch, auch dänisches Teakholz, solide und unverwüstlich, etwas fürs Leben und mehr, für die Erben, den Jungen, die Enkel – Annelieses Mutter hatte Jahre davon geträumt, Jahre dafür gespart, während die Einrichtung ihrer eigenen Wohnung, die Mitgift von 1939, unverändert zu bleiben hatte, ein Denkmal in Möbeln – deutsches Volkstum in heller Buche, handgewebte Bezüge, der schlichte Blumenkrug aus grauem Ton, eine gehämmerte Messingschale wie für das Opferfeuer bei den Olympischen Spielen, die Hängelampe in Kirschbaum mit Deckenstrahlern, der Schafwollteppich, die anderthalb Jahre Glück.

Er schenkte sich nach, lehnte sich in das Polster hinein, blin-

zelte in das helle Licht der Stehlampe, müde, schlief ein. Die helle Scheibe, die Sonne, Sonne, ein leeres Auge am Himmel, Köllemanns Auge, Lagerappell, Gesundheitsappell, die weißen Kittel der Ärzte, die grauen Kittel der Ärzte, plötzlich ist alles grau, das Licht wird sauer, was ist denn, was ist das, die Sonne zerläuft am Himmel, mittags, die Sonne im Schatten, kühl ist der Mittag, die finstere Sonne, Köllemanns Auge: wer hat das Brot hast du das Brot hab' ich das Brot gestohlen, bestimmt nicht, ich nicht, nur einmal im Leben, nie wieder: Köllemann war es, Köllemann, schlägt ihn, sie schlugen, ich schlage sein Auge aus, rot, rote Sonne, Strafe muß Strafe muß Strafe, wo ist die Sonne geblieben, nie wieder, ich wollte nicht will nicht, Köllemanns Auge, wir haben alle geschlagen gestohlen geschlagen, wer will mich, wie kann ich, wer ruft mich, Telefon, das Telefon Telefon – er schrak hoch. Wieder das Schrillen. Noch einmal. Mühsam erhob er sich. Stille. Lumbago. Kein Klingeln, kein Laut mehr. Er hob den Hörer ab. „Hallo?“ Nichts, nichts mehr. Aufgelegt.

Aber sie war es, sie war es gewesen. Ruth. Also doch. Niemand sonst rief so spät bei ihm an, gleich halb 11. Sie wollte ihn sprechen, wollte erklären, erzählen, vielleicht sich entschuldigen. Also doch. Sie wollte ihn.

Erleichtert ließ er sich in den Sessel sinken, stand gleich wieder auf, Hexenschuß Hexenschuß, holte das Telefon vom Bücherschrank herüber. Vielleicht rief sie noch einmal an, später vielleicht. Halb 11. Die Tagesthemen, der Reichstag, der Kanzler, das Kabinett, die Wahlen, weiß ich doch längst, eine Boeing beim Landeanflug, Trümmer, verdeckte Leichen, ein Taschentuch, der besorgte Reporter, die abgezehrten Beine der Negerkinder, Konto, nichts Neues. Er ließ das Bild springen, gepflegtes Bühnen-Pathos beim ZDF, wippende Brüste bei RTL, bayerisch heute, SAT 1 mit einer knalligen Western-Jagd, immer dasselbe, im 3. Film-Kunst, zum Gähnen. Zu müde. Kunst. Aus.

Er konnte nicht einschlafen, obwohl die Müdigkeit ihn immer tiefer durchdrang, seine Glieder lähmte, und im linken Arm breitete sich wieder das unangenehme Prickeln aus. Er drehte sich auf die rechte Seite, zum leeren Bett-Doppel hin, schob

das Kissen stramm unter den Hals, das mußte helfen, half immer, meistens, manchmal, es half nicht. Er legte sich auf den Rücken. Draußen fuhr langsam ein alter Diesel vorüber, der Lichtschatten huschte über die Zimmerdecke, das harte Motorenklopfen hielt an, zwei oder drei Häuser entfernt, Stimmen, Lachen, die jungen Leute, Türeenschlagen, dann wieder Stille, endlich. Ich muß jetzt schlafen, morgen früh frisch sein für Kalkar, wenn das Wetter, ich muß noch, ich will – man braucht nur sechs Stunden Schlaf im Alter, fünf Stunden, ich bin schon aber 60 ist noch nicht alt, wie Herr Tarnowski, wir werden's erleben oder auch nicht, oder auch nicht, wie Großvater damals, steinalt, alles vergessen, kein Wort mehr, kein Schlaf mehr, wie Vater, wenn er noch lebte, wäre er 90, kein Alter heute, wenn er noch lebt, was weiß man, Sibirien, wir werden alle werden wir älter als würden wir – .

Er wußte nicht, wo er war, wer er war. Dunkel. Er war nicht hier, war nicht zuhause hier, wo, wo denn, wo bin ich, ich, wo? Er sah in den unvertrauten Raum, unheimlich, fremd. Doch nach und nach gelang es ihm, die einzelnen Wahrnehmungen zu ordnen, sie sich zuzuordnen: der Kleiderschrank, die Fenstertür zum Balkon, mein Balkon, mein Haus, der runde Spiegel, die Leuchtziffern – ja, er war da, war hier, er selbst, und der Traumschrecken verblaßte, zerfiel. Zuhause. Hier. Daheim. Er versuchte, den Traum wiederzufinden, der ihn verstört hatte – Nacht war gewesen, die letzte Nacht, Blitze im Dunkel, als sie Brunau verließen, das Grollen der Abschüsse im Osten, die Angst auf dem Trittbrett des rüttelnden Wehrmachtlastwagens, die schreienden Mütter, die wimmernden Kinder, und Eis, Eis im Gesicht, schon ohne Gefühl, schon erstarrt, doch eine tiefere Angst überwältigte ihn, ließ ihn fallen in ein Loch von Entsetzen, als Hilde – oder Anneliese oder wer, wer war die Frau, die ihn so eng umarmte, daß er nicht atmen konnte, erstickte, bis die Welle ihn fortspülte, aufhob und weiter und fort, fort, er sah hinab in die saugende Tiefe, das Trümmerloch, wie im Film, springe doch, springen wie Edmund, der seinen Vater vergiftet hatte, taub von dem dummen Gerede der Großen von Leben und Opfer und Pflicht und Güte, Güte, das Gift zerstörte ihn selbst, doch es war nur ein Film, Vater war tot und betrunken,

der mit dem langen Rohrstock, du sollst doch du weißt doch, der mit den großen Sprüchen, daß du ein deutscher Junge ein deutscher Mann wie dein Vater, betrunken, der mit den krummen Schultern, der Mann meiner Mutter, die ihm den Atem nahm, wenn er jemals geatmet hatte, Liebe als Haben und Halten als Liebe – Trümmer, ich weiß, es ist nur ein Traum: Er sprang, sprang mit geschlossenen Augen. Er setzte sich auf, atmete tief. Dann legte er sich wieder zurück in den Traum mit Edmund im Jahre Null, in den Trümmerstraßen Berlins: ein hübscher Junge, blond, kurze Hosen, ein strammer Junge, wie der Lehrer ihn streichelte, streichelte, ein Kind noch, er weiß nichts, noch nicht, will nichts als leben, und der Lehrer streichelt mit Wolframs Händen, Wolfram im Lager, mein Kleiner, ich liebe dich liebe ihn liebe ihn nicht, in Brooklyn, mein Kleiner, kein Kind mehr – wo, wo bin ich? Halb 4 schon und nicht geschlafen, höchstens zwei Stunden, und morgen, ich muß doch wieder ich will – .

Das Teewasser begann gerade zu kochen, als sie anrief, halb 9. „Ziemlich schlecht“, sagte er. „Sonst träume ich ja nie, du weißt, ich bin für Träume zu nüchtern, aber heute nacht – also schrecklich! Und was war gestern mit dir? Ich habe mir Sorgen gemacht.“

„Ach was!“ Ihre Stimme im Hörer klang heiser, wie aufgerauht. „Es war wie immer bei meiner Mutter: Nichts als Langeweile und Überdruß und Kopfschmerzen, aber Migräne klingt ja gefährlicher, also hat sie Migräne, eine schwere Migräne natürlich, das hat sie bei ihrer Mutter gelernt, die Ärzte sind vollkommen ratlos, wie immer – und ich, ich falle darauf herein, immer wieder. Irgendwie schafft sie es mit drei oder vier Sätzen – und mit ihrem Tonfall, natürlich –, daß ich denke, ich muß ihr helfen, jetzt gleich, ich als die Tochter, ich allein kann ihr helfen, obwohl es wahrscheinlich ein Aspirin täte. Aber ich reagiere zuverlässig wie ein Pawlowscher Hund, fahre bei Nacht und Regen und übermüdet 250 Kilometer zu ihr nach Gießen, und ich ärgere mich, daß ich fahre – und anrufen konnte ich dich auch nicht mehr –, und ich fahre natürlich trotzdem, Sorge im Herzen, es könnte diesmal ja wirklich, vielleicht liegt

Mutter hilflos, was weiß ich – und dann ist wieder nichts, gar nichts, wie immer. „Es geht mir schon etwas besser, mein Kind, wirklich – daß du dir so viel Mühe machst! Dabei will sie ja gerade, daß ich mir so viel Mühe mache, möglichst noch etwas mehr, und ich weiß das und habe das x-mal durchgespielt und kann doch nichts daran ändern, an mir nicht und an meiner Mutter schon gar nicht. Und dann wählt sie noch CDU!“

„Na, na“, sagte er. „So kenne ich dich ja gar nicht! Bei Hilde war’s übrigens ähnlich, die hatte ständig ein schlechtes Gewissen, daß sie ihre Mutter alleingelassen hatte – bloß daß sie dann nicht mehr zu ihr nach Karl-Marx-Stadt fahren konnte, wegen der Mauer. Du kommst also heute zurück?“

„Nein“, sagte sie, „Das geht nicht, leider. Ich muß noch einiges regeln und besorgen, wenn ich schon hier bin. Meine Mutter hat einfach nicht mehr den Überblick, obwohl sie erst 74 ist, und mein Bruder kümmert sich gar nicht um sie. Aber vielleicht komme ich morgen, ich rufe dich vorher an.“

„Tatsächlich?“

„Bitte!“, sagte sie. „Die Ironie kannst du dir sparen. Ich hab’ mich doch auch auf unser Wochenende gefreut. Also bis morgen, denke ich. Und träum’ inzwischen was Schönes!“

Er träumte beinahe nie, und wenn er träumte, war alles am anderen Morgen versunken, vergessen. Er wollte nicht träumen, wollte kühl sein und nüchtern: ein Mann, besonnen, gelassen, gefaßt. Gefühle hatten belanglos zu sein, beinahe belanglos. Er wollte protokollieren, sachlich, fünf Fotos zur Auswahl der Redaktion oder sechs. Empfindlichkeiten konnten dabei nur stören, Romantik war nicht gefragt. Es gab Kollegen, die ließen sich darauf ein: Gefühle, Affekte, sensible Erregungen, und manchmal hatten sie damit Erfolg, vor allem bei Frauen. Sein Ehrgeiz war es, mit seinem Objektiv Ergebnisse zu erzielen, die sich an Hand von Honorarabrechnungen überprüfen ließen. Was er konnte, was er brauchte als Fotograf für den Lokalteil, das hatte er bei der Baronin gelernt, vor allem eine Reihe von technischen Tricks und formalen Kunstfertigkeiten, und damit kam er aus. Dabei wußte er wohl, was er sich selber nicht eingestehen wollte: Daß es nicht allein dieser banale Auf-

trag oder jene Chance zum raschen Geldverdienen mit einer Hochglanz-Werbung waren, die ihn den Auslöser niederdrücken ließen. Im Grunde griff er aus dem gleichen Antrieb zur Kamera wie die Amateurfotografen, die sich wie eine unheilbare Flechte über die Welt ausbreiteten und, jeder für sich, versuchten, die bescheidenen Glückserlebnisse ihres Daseins, die standardisierten Reisen ebenso wie die Kinder auf der eigenen Bungalow-Terrasse, mit dem handlichen Apparat zu dokumentieren und festzuhalten: eine tiefe, tief verborgene Angst vor dem Vergessen und dem Vergessenwerden, vor der Vergänglichkeit. „Das Einfache einfach tun“, hatte damals Tarnowski gewußt, „das allein zählt. Einfach zeigen, was ist, ohne Hintergedanken, ohne Mätzchen, das mußt du lernen. Das Bild selbst wird dich richten.“ Das konnte er nicht verstehen, damals, und später wollte er es nicht wissen. Auf seinen Fotos war festgehalten, was einen Augenblick lang wichtig gewesen war – und wert, schon im nächsten Augenblick vergessen zu werden. Er knipste, leidenschaftslos, wie andere auch, wenn er auch mehr von den Reizen der Oberfläche wußte als die bemühten Freizeitkünstler mit den überlangen Teleobjektiven vor dem Bauch. Dabei wartete er aber insgeheim darauf, daß sich die unendlichen Zufälle der Realität einmal zusammenfinden würden – zufällig auch das – zur großen Harmonie der Goldenen Punkte, zu einem Bild. Deshalb bemühte er sich zu vergessen, was hinter dem Außen war oder sein konnte – Verwerfungen, Widersprüche, Leid. Er begnügte sich mit der schlichten Wiedergabe einer Wirklichkeit, der er selbst längst nicht mehr traute, er versuchte das jedenfalls. Gelegentlich dachte er noch an Herrn Tarnowski. Aber er beruhigte sich selbst damit, daß er im Grunde doch gar nichts anderes tue als eben das: „Einfach zeigen, was ist“, und er sagte sich – und wiederholte sich das so lange, bis er ganz sicher war –, daß er nichts anderes und nicht mehr liefern wollte als gut verwertbare Abbildungen für den Tagesbedarf, den raschen Konsum. Dafür reichte allemal, was er fotografierte und wie er fotografierte, es mußte jedenfalls reichen, und von niemandem ließ er sich dabei reinreden: Nicht von Tarnowski mit seinen alten Altersweisheiten, auch nicht von der Baronin – manchmal rief sie noch an, hatte in einer



Zeitschrift ein Foto von ihm gefunden, versuchte ein kleines Lob, einen freundlich versteckten Tadel, ohne ihn damit zu erreichen –, und ganz und gar nicht von Hilde, deren kränkende Worte ihn noch immer verfolgten, nach mehr als einem Jahr, ihr letzter langer Brief mit den bitteren Anschuldigungen, die ätzten und schmerzten wie gestern: die ihn oberflächlich und verlogen genannt hatte, einen Blender und Schaumschläger ohne Hintergrund und Format, ja, einen Betrüger, der sich hinter Fassaden versteckte, um ein möglichst billiges Wohlleben führen zu können. Er nannte das bei sich krankhaft, erklärte sich ihren hysterischen Haß aus Zwangsvorstellungen und Frustrationen – die klägliche Kindheit in der DDR, das gescheiterte Leben unter den roten Hoffnungsfahnen des Sozialismus –, und er erkannte darin auch gekränkte Eitelkeit – zuletzt sah sie nicht mehr sehr gut aus, verhärmt und blaß und verbittert –, so daß er den unangenehmen Brief rasch hätte vergessen können, zumal er sicher war, daß Hildes Tod exakt einen Zeitpunkt markiert hatte, der seinem eigenen Lebens-Rhythmus – einmal in seinem magischen Maß erkannt und dann penibel zurückgerechnet – entsprach: Fast neun Jahre mit ihr, das war es gewesen, endgültig, mehr war nicht drin. Auf eine infame Weise hatte sie aber dafür gesorgt, daß jede Zeile, die sie ihm geschrieben hatte, jedes Wort von Abscheu und Verachtung in ihn eingebrannt blieb: sechs mal – mindestens sechs mal – hatte sie ihren Brief fotokopiert und hatte die Fotokopien sechs mal, unmittelbar vor ihrem Tod, an Menschen gesandt, die ihm nahestanden oder doch für ihn wichtig waren. Sechs mal hatte er das bestätigt bekommen, ohne daß er sicher sein konnte, daß nicht noch andere Kopien bei Freunden oder Bekannten lagen, die vielleicht deshalb nichts mehr von sich hören ließen. Mindestens sechs Menschen jedenfalls hatten gelesen, was sie ihm, bitter und blind, zum Abschied geschrieben hatte, so daß er ihre Vorwürfe stets auch mit den kritischen Augen dieser anderen lesen mußte. „Bericht von der langsamen Zerstörung einer Frau durch einen Mann, der nicht lieben konnte“ hatte sie über ihren Brief gesetzt. Das ließ ihm keine Ruhe, länger schon als ein Jahr. Er fühlte sich wehrlos und gedemütigt, geschlagen und bloßgestellt. Noch immer wußte er nicht, wie er weiterleben sollte.

Der Tag war grau. Der Wind schlug die Birkenäste gegen das große Wohnzimmerfenster, Regenstreifen, einzelne braune Blätter hafteten an dem Glas, kühl war es, unfreundlich, Doppelfenster hätten sich lange bezahlt gemacht, aber damals, es fehlten immer die letzten tausend Mark. Er drehte am Thermostat, daß die Heizung knurrend ansprang, am besten zuhause bleiben, die Kalkar-Fotos hatten noch Zeit, Termin am 14.10., vor allem mußten sie scharf sein und technisch sauber, so unangreifbar wie elegant, und solche freundliche Eingängigkeit war am besten im halben Sonnenschein, vormittags früh oder am Nachmittag, zu erreichen.

Er spielte mit der Fernbedienung: Telekolleg Algebra, Deutschland-Rundfahrt, bei diesem Wetter, danke, schwarzweiße Krimispannung, Randall & Hopkirk, im Ersten Programm Aerobic, ein paar Minuten lang sah er sich in die schlanken, biegsamen, kunststoffbunten Körper hinein, sprang mit und tanzte und tollte mit im strengen Rhythmus der Musik, schaltete endlich ab, was soll's, mit 60. Lumbago.

Die Zeitung, Becker im Halbfinale – halb 11 Zusammenfassung in SAT 1 –, Kernkraftwerke gegen den drohenden Klimaschock, wer sagt's denn, immer die Grünen, die Roten, das ganze Demo-Theater, als ob die wüßten. Die Westautos sind für die Kinder der DDR – der ehemaligen DDR – gefährlich, 30 Prozent mehr tote Kinder in diesem Jahr, weil der Trabi laut war und langsam, mit grellen Kunststofffarben, Plaste und Elaste, kennt man ja, die Bundesanstalt für Straßenwesen in Iserlohn: Vor allem die Vorschulkinder kommen mit den schnellen und leisen Westautos nicht zurecht. Das müssen sie eben lernen, das wird schon werden, unsere Gebrauchten kaufen sie drüben wie wild, wenn auch mit unserem Geld, mit meinem Ersparten, wahrscheinlich ist Lafontaine gar nicht so dumm, aber Kohl hat gesagt und Blüm hat gesagt und Waigel, also. Ruth wählt die Grünen, ich wähle gar nicht, weshalb soll ich wählen, ist mir doch egal, drüben wählen sie Kohl und die DMark, unsere DMark, gezahlt wird später, die werden sich wundern. Ruth ist für Runde Tische, na ja, meinerwegen, aber was bringt das, am Ende bleibt alles doch so, wie es ist, wie es immer war, und es ist ja nicht schlecht, alles in allem, in drei Jahren habe ich

meine Rente, das reicht mir, nur die Jungen wollen immer noch mehr, maßlos verwöhnt, mehr wollen sie alle, die Yuppies, haben und haben, aber mehr leisten wollen sie nicht, in unserer Jugend: ‚Sitz‘ grade!‘ ‚Sei ruhig!‘ ‚Ein deutscher Junge!‘ ‚Der Teller wird leergegessen, jawohl!‘ Das goldene Kaufhof-Angebot, wirklich sehr preiswert, vier strahlende Varianten zum glänzenden Preis, 18karätiges Gold und funkelnde Diamanten, aber Ruth ist für Gold nicht zu haben, leider, Gold macht Schenken so einfach, ein Diamantring für DM 199,-, das wäre doch etwas und gar nicht teuer, Mutti hätte sich würde sich ganz bestimmt freuen, vielleicht dann zum Fest, unter dem Tannenbaum, strahlende Varianten, ein echtes Wertstück, ich erbe zuletzt ja doch.

Mutti war entsetzt, fassungslos, beinahe sprachlos. Sie rief sofort an, die dünne Stimme, alt und asthmatisch: Sie habe da, eben, also ein Brief von Hilde, ja, eine Fotokopie, aber selbst unterschrieben, dazu noch mit Nachporto, das sei doch, also so etwas habe sie in ihrem ganzen Leben noch nicht, nein, niemals und nie gedacht, daß ein Mensch so, so ein Mensch, so falsch, so häßlich, gemein, und dann diese Drohung, diese – diese Person, sie wolle ihn ja nur heiraten – ‚Nein, laß mich ausreden!‘ –, so jemand von drüben, mit nichts als einem Pappkoffer herübergekommen und mit großen Sprüchen, doch in der Küche herumgestanden wie bestellt und nicht abgeholt und keine Ahnung von nichts, so jemand, und dieser Brief – ‚Nein, nein, mein Junge, das muß ich dir sagen!‘ –, das sei doch das Allerletzte, wie man überhaupt so etwas denken, so etwas schreiben könne, wo er doch immer und immer wieder – ‚Ich weiß es doch, mein Junge, du hast dir unendlich viel Mühe gegeben mit ihr!‘ –, und als Dank so ein Brief, gemein, das grenze ja an Erpressung, das dürfe er sich nicht gefallen lassen, notfalls müsse er sie verklagen, wofür habe er schließlich die Rechtsschutzversicherung, man brauche sich nicht beleidigen lassen von so einer, so einer – Person – ‚Nein, ich rege mich gar nicht auf!‘ –, aber das dürfe er sich nicht bieten lassen, das müsse er seiner Mutter versprechen – ‚Wo ist sie denn jetzt?‘

Hilde lag auf der Intensivstation im Kreiskrankenhaus, drei Tage lang, ehe sie endlich starb. Sie war nicht wieder aufge-

wacht. Er packte zwei 20-Kilo-Pakete mit ihrer Hinterlassenschaft, beigelegt Totenschein und Todesanzeigen, in tiefer Trauer, und sandte alles nach Karl-Marx-Stadt, ausgenommen die goldene Armbanduhr, die er auch dann nicht herausgab, als ihre Mutter danach fragte – ein persönliches Geschenk, dafür habe er Zeugen. Inzwischen kam dann heraus, nach und nach, jeder Tag neue Angst und neues Entsetzen, daß sie ihren Abschiedsbrief nicht nur an seine Mutter geschickt hatte, sondern auch an Max Brandes, Lokalreporter und verhinderter Dichter – „Ein starkes Schicksal, Helmuth, sehr menschlich, von gleichsam antikischer Gewalt – damit mußt du nun fertig werden, mein Beileid, ehrlich, nimm’s nicht so tragisch!“ –, an Joseph Odenthal, den Vorsitzenden der katholischen Baugenossenschaft, mit dem er alle zwei Wochen Skat spielte, regelmäßig bis dahin, an Dr. Friedrich Warsinke, den Hausarzt, sogar an Felix, und nach einer Woche meldete sich schließlich auch die Baronin am Telefon und fragte, was denn das für ein Miststück sei – oder ihretwegen, bitte: gewesen sei, er habe ja wohl ein etwas gestörtes Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, seit damals, auf so ein neurotisches Trotzköpferchen könne ein ausgewachsener Mann doch nicht hereinfallen, und wie lange schon? Das sei ja überhaupt nicht zu fassen – er habe jedenfalls völlig richtig gehandelt, sie abblitzen zu lassen, so eine Hysterikerin heirate man doch nicht, das wäre bestimmt sein Ende gewesen als ernstzunehmender Künstler – wie gehe es denn mit dem Geschäft?

Und Dr. med. Friedrich Warsinke, Hausarzt seit beinahe 30 Jahren, die Praxis inzwischen ein wenig altväterlich und abgegriffen, aber gleich um die Ecke: jovial, überlegen, gut durchblutet, mit allen Krankheiten und Gebrechen der Welt vertraut: Felix’ Masern, Keuchhusten, Mumps, Polypen, grippale Infekte, Annelieses Myom, seine Magenbeschwerden, Bronchial-Beschwerden, sein Hals-Wirbel-Syndrom, Arthrose, Arthritis, Lumbago zum wievielten Mal, vegetative Dystonie, Herzkranzgefäße, Bluthochdruck, Belastungs-EKG, Dyskardie, Allergien, Prostata, Pyodermien, alles bekam bei Dr. Warsinke einen soliden, verlässlich Namen, eine vielversprechende Therapie. Die Krankenscheine wurden pünktlich zu jedem Quartalsbeginn

in der Praxis abgeliefert, die Krankheiten stellten sich regelmäßig ein, so daß sich im Laufe der Jahre eine gewisse Vertrautheit, fast so etwas wie eine lockere Freundschaft entwickelt hatte: „Ja, mein lieber Herr Mensing, das tut mir nun wirklich leid, mein Beileid, ich wollte ja selbst zur Beisetzung gekommen sein, aber die Praxis, sie wissen ja, gerade in der Ferienzeit. Frau Lempel war gewiß ein besonders liebenswerter Charakter, wenn ich mir dieses Urteil erlauben darf, wenn auch natürlich – nun, etwas komplex. Als Arzt ist man ja stets bemüht, Beschwerden zu lindern, zugleich aber deren Ursachen zu erforschen, nicht wahr, und man fragt sich natürlich, ob und wie weit man möglicherweise selber versagt hat – nun, ich weiß mich insoweit frei von Schuld, möchte ich sagen, wenn auch die ärztliche Kunst naturgemäß ihre Grenzen hat, das wissen wir alle. Was allerdings die liebe Verstorbene zuletzt noch aufgezeichnet hat – sie hat mir, ein rührender Vertrauensbeweis, eine Fotokopie ihres Abschiedsbriefes zukommen lassen –, das verweist meiner Meinung nach doch auf eine gesteigerte psychische Empfindlichkeit und Verletzlichkeit, zweifellos endogener Natur, gegen die auch ein erfahrener Neurologe ziemlich machtlos sein dürfte – Sie wissen, ich habe Frau Lempel mehrfach fachärztlich untersucht und auch behandeln lassen. Und dabei sollte man – wenn Sie mir diese Anmerkung gestatten – auch das besondere politische Ambiente dieses allzu kurzen Lebens nicht außer Acht lassen, eines Lebens gleichsam auf der Grenze, über das uns eine Beurteilung gewiß nicht zusteht, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich war mir allerdings, offen gesagt, nie ganz sicher, wie weit Frau Lempel sich mit dem System der sogenannten DDR identifiziert hatte, bei aller kritischen Distanz. Gelegentlich konnte man schon den Eindruck gewinnen – nicht wahr, obwohl ich gewiß nichts Schlechtes sagen möchte, de mortuis, nicht wahr? Im übrigen enthalten diese etwas befremdlichen Aufzeichnungen für mich, als Ihren Arzt, auch gewisse Hinweise – nun, vielleicht sagen wir besser: Anregungen zum Überdenken dessen, was Sie selbst und ihre diversen krankhaften Befunde betrifft. Verstehen Sie mich, bitte, richtig: Ich argumentiere keineswegs so, daß ich Ihnen etwa im Sinne von Frau Lempels Ausführungen unmit-

telbar Schuld zuweisen würde, auf gar keinen Fall. Aber der Mensch ist eben – nun ja, komplex, und gewiß wäre es angebracht, daß wir alle uns fragen – nicht wahr? Ich denke, wir verstehen uns. Wo fehlt es denn heute?“

Drei Wochen nach der Beerdigung stand Felix vor der Tür, unangemeldet, ein großer, erwachsener Mann, im gedeckten Nadelstreifen des Bankkaufmanns: Er komme gerade vorbei, geschäftlich, wolle demnächst heiraten, benötige dafür aber das Familienstammbuch mit seiner Geburtsurkunde sowie die Heiratsurkunde der Eltern.

Er sprach kühl, sachlich, gedämpft, irgendein Kundengespräch – er sagte wirklich: „Ich benötige“ –, sah seinen Vater an mit den Augen seiner Mutter, unnahbar, der Abstand war unermeßlich. Als er ins Wohnzimmer eintrat, tat er fremd.

„Na, links im Schrank, mein Junge, im zweiten Fach – das hast du doch nicht vergessen!“, sagte er. „Magst du vielleicht einen Cognac – französischen?“

Danke, nein, er trinke beim Fahren nie, grundsätzlich nicht. Nein, leider habe er heute keine Zeit, vielleicht ein anderes Mal. Das Stammbuch werde er nach Gebrauch per Einschreiben retournieren.

„Und wen wirst du heiraten? Das interessiert doch deinen Vater!“

„Ja? Ich hatte eigentlich den Eindruck, du wärest mit deinen eigenen Frauengeschichten genügend ausgelastet. Apropos, wenn du den Brief von Frau Lempel haben möchtest, ich kann ihn dir gern beilegen, habe selbst keine Verwendung dafür.“

„Felix!“, sagte er. „Bitte! Können wir nicht –?“

Das war sein Sohn, sein Junge, sein Kind. Eine Antwort gab es nicht mehr. Der Händedruck leicht, höflich, geschäftsmäßig. Er sah dem Wagen nach, ein dunkelblauer Mercedes 190 mit Schiebedach.

Nein, kein Wort davon zu Ruth.

„Dies ist nun das Ende. Ich weiß nicht mehr weiter. Ich bin vergiftet, Du hast mich vergiftet. Ich will nicht mehr leben, ich kann nicht mehr.“

Am Anfang war doch, trotz allem, noch Hoffnung. Als ich Dich traf, war ich gerade erst 35. Ich war allein, ich war enttäuscht, entmutigt, vielleicht sogar verbittert; ich sah keine Zukunft für mich. Da kamst Du, gabst mir das Leben zurück, gabst mir mein Leben neu, weil ich Dir glaubte, daß ich die Frau sei, auf die Du immer gewartet hattest, und ich glaubte Dir, daß wir gemeinsam einen neuen Weg finden wollten, wir miteinander.“

Was man so sagt, wenn man verliebt ist, Worte, du du nur du, das sagt doch jeder, in jedem Lore-Roman, in jedem besseren Hollywood-Schinken, und man glaubt doch selber daran: mein Herz, mein Schatz, mein Ein und Alles – die kleine Nachtmusik für kleine Mädchen, noch nie so nie eine so geliebt, wer wird denn das wörtlich nehmen, und jeder weiß das und jede. Nur Hilde Lempel, die wollte es besser wissen.

„Seltsam war es: Er, ein Mann von 50 Jahren, sprach von der Liebe wie die Herzensbrecher in den rosaroten Jugendbüchern meiner Mutter. Das machte mich stutzig, und es machte mich unsicher, so gern ich ihm zuhörte – zärtliche Worte, die er fließend aussprach und ohne Scheu, während ich sie immer gemieden hatte –, und ich brauchte lange, bis ich mein Mißtrauen und meine Ängste überwand. Vor allem hatte ich Angst, diesen ungewöhnlichen, unbegreiflichen Mann zu lieben, weil ich in meinem Leben schon viel verloren und viel gelitten hatte, und ich wollte jetzt nicht mehr leiden und verlieren, ich hatte die Kraft nicht mehr. Er war ja auch gebunden mit seiner Frau, seinem Sohn. Erst als er ernsthaft von Scheidung sprach, begann ich nach und nach, ihm zu vertrauen. Das mag berechnend klingen. Es war aber so, daß ich in meiner kritischen Lage nach einem Halt, nach irgendeiner Sicher-

heit suchte, und damals ahnte ich schon – und mochte mir das doch nicht eingestehen –, daß dieser große, erfahrene Mann vielleicht gar nicht so stark und so stabil war, wie er mir und sich selber das vorzumachen versuchte.

Oft wich er Konflikten aus, versteckte sich hinter Fassaden, verschanzte sich manchmal wie ein bockiges Kind hinter Ausreden und Argumenten, an die er eigentlich selbst nicht glauben konnte.

Trotzdem liebte ich ihn, gerade so, wie er war, mit seinen Eigenheiten, seinen Schwächen und Ängsten. Ich meinte, ich wäre gut für ihn, ich könnte ihm helfen zu leben. Oft schrie er nachts im Schlaf, er zitterte, hatte Angst, sein Herz könnte aussetzen, und jedes kleine Unwohlsein erlebte er als eine bedrohliche Krankheit und Krise, jeder Husten schien ihm eine beginnende Lungenentzündung, jedes Muttermal bedeutete für ihn Krebs und das nahe Ende.

So war er eben, und ich habe ihn so akzeptiert, wie er war. Was ich allerdings von ihm erwartete, ja, forderte, das waren Offenheit und Ehrlichkeit. Außerdem mußte er wissen, und das habe ich ihm immer wieder gesagt, gerade am Anfang unserer Beziehung, daß er mit mir auch eine Verantwortung, eine Last übernommen hatte.

Er meinte – und er lachte sogar dabei –, daß nichts umsonst sei im Leben, und alles dies und noch einiges mehr würde er gern für mich einsetzen. ‚Geschenkt, Kleines!‘, sagte er. ‚Geschenkt!‘ Im Laufe der Zeit stellte sich dann aber heraus, daß er mir nicht nur an Jahren und Welterfahrung überlegen war, sondern auch und vor allem in der Fähigkeit, sich zu verstellen: Während ich ihn aufrichtig liebte, spielte er mit mir ein Spiel, sein Spiel. Zwar kam es schließlich wirklich zur Scheidung. Doch die Hochzeit, die wir uns versprochen hatten, verschob er unter wechselnden Vorwänden von Mal zu Mal, von Jahr zu Jahr.

Dabei hatte ich immer Angst, ich könnte ihn wieder verlieren, um so mehr, als ich gerade in der ersten Zeit hier in der BRD oft sehr allein gewesen war. Zuhause hatte ich alles zurückgelassen, was bis dahin mein Leben ausgemacht hatte, nicht nur die Zwänge und Nöte und Widrigkeiten, sondern auch alle



Menschen, mit denen zusammen ich gelebt und gearbeitet, gelacht und gehofft und gelitten hatte, mit denen ich eine Sprache sprach. Meine Ehe war zwar schon vor Jahren zerbrochen – fast eine Kinder-Ehe, die auch unter anderen Umständen kaum gehalten hätte –, das hatte ich überwunden, und dem Staat DDR, der von früh an über mich verfügt, der mich gekränkt und schikaniert hatte, weinte ich keine Träne nach. Doch ich hatte Freundinnen drüben und gute Freunde, dazu meine Mutter, die seit vielen Jahren allein leben mußte, weil mein Vater, Berufsoffizier der Wehrmacht, gleich nach der späten Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft in den Westen gegangen war, und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Außerdem hatte ich einen Beruf erlernt, den ich mir zwar nicht ausgesucht hatte – viel lieber wäre ich Keramikerin geworden, es gab aber keine Lehrstelle für mich –, der jedoch einige Möglichkeiten zu bieten schien. Die ständigen Ärgernisse und Schwierigkeiten mit dem Staat und der Partei, dazu die Schikanen und Verhöre der Stasi hatten mich aber nach und nach mürbe gemacht. Meine Mutter arbeitete als Fürsorgerin bei der Kirche, das hatte schon meine Schulzeit überschattet, und mein Mann war freiwillig zur Grenztruppe gegangen, da stand ich dauernd unter Beobachtung, auch nach der Scheidung. Deshalb beschloß ich eines Tages, die DDR zu verlassen – und ich weiß bis heute nicht, wie mir das gelungen ist: Ob ich einfach unglaubliches Glück gehabt habe, daß ich gegen alle Erfahrungen den Grenzstreifen überwinden konnte, wie im Traum, oder ob man mir den Weg gezeigt hat, vielleicht, um mich endlich loszuwerden. Vielleicht hat auch mein geschiedener Mann mir geholfen, ich weiß das wirklich nicht. Im Westen wollte mir anfangs niemand glauben, daß ich einfach so über die Grenze gekommen war, ein verstecktes Mißtrauen habe ich lange gespürt, vor allem natürlich auf Ämtern, aber auch bei Helmuth.

Damit mußte ich eben leben, genau wie ich früher mit den Einengungen und Nötigungen der DDR zu leben gelernt hatte. Schwer war es aber für mich, daß ich hier keine sinnvolle Arbeit finden konnte. Daß ich in der BRD mit meinem Beruf kaum eine Aussicht haben würde – ich habe drei Jahre die Fach-

schule für angewandte Kunst in Schneeberg besucht und dort die Prüfung als Textilgestalterin in der Fachrichtung Handspitze abgelegt –, das war mir natürlich klar. Trotzdem ging ich zunächst nach Krefeld, weil ich dort in der Textilindustrie noch am ehesten eine Anstellung zu finden hoffte. Doch daraus wurde nichts, so daß ich monatelang von Sozialhilfe leben mußte. Später wurden mir vom Arbeitsamt verschiedene Jobs vermittelt, untergeordnete Hilfsarbeiten, bei denen ich es meistens nur kurze Zeit aushielt. Immer wieder litt ich unter starken Migräneanfällen, mußte schwere Mittel dagegen nehmen und fehlte häufig an meinem Arbeitsplatz. Gewöhnlich kündigte ich dann selbst, es war sinnlos, wenn auch die amtliche Kündigung stets vom Arbeitgeber ausgesprochen wurde, damit ich Arbeitslosenunterstützung erhalten konnte; dieses Verfahren hatte ich bald gelernt, obwohl ich mich dadurch gedemütigt und erniedrigt fühlte. Jedenfalls war es so, daß ich nach über 30 Jahren ständigen Drucks in der DDR einfach nicht in der Lage war, mich hier in die Bedingungen des freien Westens so einzufügen, wie das wohl erforderlich gewesen wäre, zumal die Büroarbeiten, die man mir zuwies, oft tödlich langweilig waren und keine Kreativität erforderten, ja, Kreativität nicht einmal erlaubten.“

Und kreativ wollte Hilde Lempel natürlich sein, so stellte sie sich das vor: einfach herüberkommen aus dem verkorksten DDR-Paradies und hier dann alle möglichen Ansprüche stellen, als ob im Goldenen Westen jeder das tun könnte, was ihm gefällt! Die ganz normale Normalität, der tägliche Trott, die wären dann für die anderen, für die Braven, die Trottel – wie ich oder mein Vater.

Frau Lewandowski sagte stets „junger Herr“ zu ihm, auch später noch, als der alte Herr schon lange gestorben war. Dabei wußte sie wohl, daß Eduard Mensing im Grunde seines Wesens kein Herr war, sondern ein etwas schüchterner Mann mit durchschnittlichen Begabungen, ein mittlerer Angestellter – noch nicht einmal Beamter – bei der Brunauer Stadtverwaltung, gewissenhaft, pünktlich, freundlich und grau. Doch Frau

Lewandowski bestand auf der Anrede. Lange Jahre hatte sie den etwas chaotischen Haushalt bei Mergenhofs geführt, hatte Frida und Felix heranwachsen sehen, auch Fridas kaum begreifliche Neigung zu dem schlaksigen Ede mit kritischen Anmerkungen begleitet, ehe sie sich endlich – als die Heirat ins Haus stand – ins Unvermeidliche gefügt und Fridas Ehemann als „jungen Herrn“ angenommen hatte. Auf ihre Herrschaft ließ sie nichts kommen, und so war Eduard Mensing seit dem 10. September 1929 mit in ihre umfassende Fürsorge einbezogen worden. Zwar mußte Frau Lewandowski 1932, nach dem Konkurs, entlassen werden. Zu großen Festen und bedeutenden Familienfeiern wurde sie aber immer wieder ins Haus gerufen, da ihre Kochkünste unübertrefflich waren; vor allem ihre Mockturtlesuppe aus Kalbsbrühe, mit einer Einlage aus Kalbskopfwürfelchen und Klößchen aus hartgekochtem Eigelb, gewürzt mit verschiedenen Kräutern und abgerundet zuletzt mit einem Schuß Madeira, war in ganz Brunau berühmt. Auch in der als Folge der Entlassung unvermeidbar größeren Distanz zu dem Haus in der Marktstraße, in dem sie ihre glücklichsten Jahre verlebt hatte – die Mutter von Frida und Felix hatte lange gekränkelt, so daß die Verantwortung für den Haushalt schon früh auf Frau Lewandowski übergegangen war –, büßte die Familie Mensing-Mergenhof bei ihr nichts von ihrer Hochachtung ein, beinahe im Gegenteil: Wenn irgendjemand den alten Herrn Mergenhof als Altwarenhändler, vielleicht sogar abschätzig als Trödler und Lumpenjuden bezeichnete, erhob sie entschiedenen Einspruch, und gelegentlich aufkommenden Gerüchten, der Erwerb des gutbürgerlichen Hauses an der Marktstraße habe Hintergründe, über die man besser nicht allzu laut rede – von Nötigung flüsterte man, von Erpressung –, trat sie stets so energisch entgegen, daß niemand in ihrer Gegenwart noch einmal eine solche Andeutung wagte. Für sie war und blieb Herr Mergenhof ein renommierter Antiquitäten-Fachmann – selbst das Wort Händler vermied sie, wenn irgend möglich –, dessen Ruf bis in den wohlhabenden Berliner Westen und sogar noch darüber hinaus reichte. Daß nahezu alles, was an Truhen und Lampen und altersdunklen Bildern, an vornehm geschweiften Danziger Dielenschränken

und schlichten Säulen-Kommoden im Gartenhaus gestapelt wurde, auf einem zweirädrigen Karren herbeigeschafft worden war, beeinträchtigte in ihren Augen weder den Kunstwert der Waren – die mit geheimnisvoll duftenden Pasten und Ölen zu neuem Glanz aufpoliert wurden – noch etwa den Rang des Hausherrn, dessen profunde Kenntnisse sie im übrigen immer wieder durch würdige Herren in dunklen Paletots bestätigt sah, die in schweren Limousinen – manche sogar mit livriertem Chauffeur – vorfuhren und anstandslos für die alten Sachen bezahlten, die Herr Mergenhof zusammengetragen hatte.

Für Frau Lewandowski war Eduard Mensing, der junge Mann mit den Ärmelschonern, eine bittere Enttäuschung, ein Kummer, der sie wahrscheinlich noch schwerer traf als alle schlechten Erfahrungen mit ihrem Ehemann, den sie und jeder mann in Brunau nur bei seinem Nachnamen rief: Lewandowski, ein Bierkutscher, der an der Umstellung der Brauerei vom Pferdegespann auf Diesel-Lastwagen scheiterte, da ein Führerschein für ihn unerreichbar blieb. Der biedere Ede, der seiner Liebe jeden Wunsch zu erfüllen trachtete – und das monate- und jahrelang –, schien ihr für Frida weder passend noch würdig, zumal die Reputation ihrer Herrschaft, der sie sich unauffällig und unaufdringlich anzupassen wußte, für sie auch eine Frage der Selbstachtung bedeutete; sogar dem deutschnationalen „Bund Königin Luise“ war sie nach einigem Zögern beigetreten, und im schlichten blauen Leinenkleid sang sie gemeinsam mit den Damen der besseren Brunauer Gesellschaft Heide- und Heimatlieder auf der Bühne des „Brunauer Hofes“ zu wohltätigen Zwecken. Ihre eigenen Kinder – fünf wurden es, bis sie sich Lewandowski endgültig verweigerte – „sollten es einmal besser haben“, wie sie immer wieder erklärte, obwohl nur die Älteste, Auguste Victoria, hinreichende Begabungen zum Besuch des „gehobenen Zweiges“ der Volksschule zeigte, eine Art von Realschule, deren Abschlußzeugnis den Weg zu aussichtsreichen Lehrstellen öffnete. Gerade deshalb wollte es ihr nicht in den Kopf, daß Frida Mergenhof, ihr kleiner Schatz und großer Verzug, nicht mehr und nichts anderes sein wollte als die Ehefrau eines mäßig bezahlten städtischen Verwaltungsangestellten, wenn auch die weit durch die Stadt verzweigten

Mensings zu den besseren Familien gerechnet wurden – vor Zeiten war ein Mensing sogar einmal Bürgermeister gewesen, und der Älteste von Bäckermeister Mensing – Edes Bruder – war mit dem EKI ausgezeichnet und zur Beförderung zum Vizefeldwebel vorgeschlagen worden, ehe er bei Gorlice sein Leben für König und Vaterland gelassen hatte.

Eduard Mensing war im Hungerjahr 1917 als Lehrling bei der Stadtverwaltung eingestellt worden, und dort blieb er beinahe lebenslang tätig, ohne besonderes Aufsehen zu erregen: pünktlich, zuvorkommend und zuverlässig, wobei sich seine Aktivitäten stets im Rahmen der gegebenen Vorschriften und Ordnungen hielten. Nach Dienstschaft allerdings neigte er – und das von Jahr zu Jahr merkbarer – zu einem ausführlichen Umtrunk im „Brunauer Hof“, eine Vorliebe, die im Haus an der Marktstraße häufig zu lebhaften Auseinandersetzungen führte. Der Stammtisch war aber für ihn – vor allem nach dem Tode seines Schwiegervaters, dessen strenges Regiment auf seine Frau übergegangen war – mehr als ein angenehmer Ort, wo er die Plagen und Zurücksetzungen des Tages vergessen und den Aktenstaub binden konnte: Hier, gemütlich zurückgelehnt in das zerschlissene Ledersofa, in der grün abgeschirmten Ecke hinter der Theke, durfte er bei einigen Gläsern Bier er selbst sein, Mann unter Männern, Freund unter Freunden, und niemand forderte etwas von ihm, und keiner trug dem anderen etwas nach – der herbe Duft des Pilsners, der blaue Zigarrenrauch und ein freundlich verschwommenes Verstehen hüllten alle und alles ein. Dafür nahm er den unwirschen Empfang zuhause in Kauf, ja, mit den Jahren provozierte er geradezu den stacheligen Willkomm, der ihm erlaubte, sich rasch in die Bodenkammer zurückzuziehen, in der er seit langem – um seine Frau nicht durch sein Schnarchen zu stören – alleine schlief.

Nur einmal gab es in seinem Leben so etwas wie einen Aufbruch und Ausbruch, im Frühjahr 1940, als für die verluderte Verwaltung in den neu gewonnenen Ostgebieten dringend erfahrene Kräfte gesucht wurden. Frida wies ihn so lange und so nachdrücklich auf diese Chance hin, endlich einmal die Brunauer Routine hinter sich zu lassen – mit der Aussicht auf bessere Bezahlung und endlich sogar Beförderung –, daß er sich frei-

willig für diesen Ehrendienst am deutschen Volke meldete. Tatsächlich wurde er auch in einer Kreisstadt an der Grenze des Generalgouvernements eingesetzt, kehrte allerdings schon im Spätherbst zurück, weil er sich nicht bewährt hatte: Sein freundlich-sachlicher Umgangston mit der polnischen Restbevölkerung war höheren Orts wiederholt unangenehm aufgefallen, ja, es wäre beinahe zu einem Verfahren wegen Feindbegünstigung gekommen. Am Ende mußte er deshalb froh sein, daß er seinen alten Schreibtisch im Brunauer Rathaus wieder einräumen und die ihm übertragenen Aufgaben – wie er zu sagen pflegte – in bewährter Weise erledigen durfte, sachlich, sauber, pünktlich und zuverlässig, ehe er dann, vier Monate später, zum Wehrdienst einberufen wurde.

„Nach und nach geriet ich in immer tiefere Depressionen. Manchmal dachte ich schon daran, in die DDR zurückzukehren, obwohl das gar nicht möglich gewesen wäre. Wiederholt wurde ich ärztlich behandelt, meistens mit Medikamenten, die mich ruhigstellen sollten; die Nach- und Nebenwirkungen dieser Gifte wurden mir erst sehr viel später bewußt. Heute weiß ich jedenfalls, daß ich seit vielen Jahren den Tod in meinem Körper gespeichert habe.

In dieser Phase meines Lebens lernte ich Helmuth Mensing kennen, durch einen Zufall, den ich damals für glücklich hielt. Ich hatte begonnen, früh am Morgen Tageszeitungen auszufragen, die Zeitungsstapel transportierte ich auf einem alten Fahrradanhänger. Im halben Morgendunkel, ich war wohl selbst erst halb wach, fuhr ein VW auf meinen Karren auf, dessen Fahrer – und das war eben Helmuth Mensing – nach einer durchzechten Nacht auf dem Heimweg war. Er würde alles bezahlen, beteuerte er, den Karren und die verwehten Zeitungen, natürlich auch ein Schmerzensgeld, ein Schweigegeld, wenn ich nur die Polizei aus der Sache herausließe, seine ganze Existenz hänge daran, bitte, es tue ihm schrecklich leid -.

Schon bei diesem ersten Zusammentreffen erschien er mir nicht als der starke, überlegene Mann, den er meistens darzustellen versuchte. Doch irgendwie mochte ich ihn, vielleicht gerade wegen der Hilflosigkeit, die er hinter seinem forschen

Auftreten verbarg. Natürlich, er war hier zuhause und wußte auf seine Art, hier mit dem Leben fertig zu werden – was ich bis dahin nicht gelernt hatte, vielleicht auch niemals richtig lernen konnte: Immer hatte ich das Gefühl, ich hätte etwas falsch gemacht, falsch gesagt, oder ich hätte wieder irgend-etwas versäumt.

Seine ständige Redensart war: ‚Das machen wir doch mit Links!‘, und am Anfang war ich nur zu sehr geneigt, ihm zu vertrauen, der alles wußte und alles konnte und immer das richtige Wort zu wissen schien. Doch in Wirklichkeit war er schwach, und vor allem: Er war nicht aufrichtig – zu schwach jedenfalls für die Wahrheit, wenn es denn überhaupt eine Wahrheit gibt, und außerdem so eitel, daß er sich selbst nie in Frage stellen, auch nie über sich lachen konnte. Das erkannte ich allerdings erst sehr viel später in seiner ganzen Bedeutung für mich, zu spät. Dabei hätte mich eigentlich mißtrauisch machen müssen, daß er nicht nur im menschlichen Miteinander unaufrichtig und unzuverlässig war – zum Beispiel auch zu seiner Frau, die er damals genau so belogen hat wie später mich –, sondern auch in seinem Beruf.

Ich bin erzogen worden nach dem Grundsatz, daß jedermann seine Arbeit an seinem Platz nach seinem besten Vermögen zu tun habe, und ich meine noch immer, daß das – ganz unabhängig von Ideologien und gesellschaftlichen oder politischen Verhältnissen – richtig und sogar vernünftig ist; denn die Qualität einer Arbeit bestimmt auch das Bewußtsein und damit das Selbstbewußtsein eines Menschen.

Das war vielleicht meine größte Enttäuschung: Der Mann, den ich liebte, dem ich mein Leben anvertraut hatte, war ein armer Nichtskönner, ein Stümper und Blender. Natürlich werfe ich ihm nicht vor, daß er niemals eine ordentliche Ausbildung als Fotograf gemacht hat – das läßt sich alles lernen, es gibt Bücher und Zeitschriften genug, wenn einer sich wirklich weiterbilden will. Aber er gab sich mit dem zufrieden, was er hier oder da aufgeschnappt hatte: Auch als Fotograf baute er immer so etwas wie Fassaden, hinter denen er sich verstecken und ein möglichst bequemes, billiges Wohlleben führen konnte. Er hatte auch gar nicht die Absicht, sich zu ändern, sondern vertrau-

te auf angelernte Gesten und bescheidene Tricks, mit denen er seine Ware – und sich – verkäuflich machte, 18 x 24, Hochglanz, das war es. Im Grunde war er und ist er in seiner Arbeit so wenig ehrlich wie im Umgang mit anderen Menschen, ein Schaumschläger, ja, ein Betrüger, und ich vermute, daß er das selber weiß. Wie aber muß sich ein Mensch wohl fühlen, morgens vor dem Spiegel oder abends beim Einschlafen, der sich immer wieder seine Unzulänglichkeit und seine Verlogenheit eingestehen muß – und nicht nur in seiner Arbeit?!”

Was hat sie wirklich von mir, von meiner Arbeit gewußt: So viele Jahre in grauen Bildern gelebt, wie konnte sie etwas wissen davon, das sagt sich so hin: Er, das bin ich, soll ich sein, bin ich nicht – Jahr für Jahr 2000, 3000 Fotos für den lokalen Teil, schlicht gespiegelte Wirklichkeit und nicht mehr, nichts dahinter: Durchschnitt und Abfall und Kitsch, was die Leute wollen, nicht mehr, was sie gewohnt sind, geschenkt und vergessen – und dazu ein Dutzend gute Bilder im Jahr, zwei Dutzend vielleicht, gefundene Bilder, die niemand wollte, die niemand will, die nicht einmal jemand ansieht, weil niemand wissen will, wer ich bin, weil jeder nur das Gewohnte, das Gewöhnliche sieht, die Oberflächen, die vorgefabrizierten Staffagen und nicht das, was auch darin ist, wenn nur die Teile richtig zusammengesetzt werden, die große, magische Harmonie, und immer noch laufe ich mit meiner alten Exacta herum, für das Geld hätte ich damals leicht eine Leica bekommen, die Baronin riet mir dazu, aber ich wollte sie unbedingt wiederhaben, Vatis Kine-Exacta, und ich bezahlte sie viel zu teuer mit lauter Krimskrams für Makro und Mikro und Reproduktion, mit überflüssigen Spezialobjektiven, sogar den Vorsatz für Stereobilder habe ich damals gekauft und niemals benutzt, und sie war eben schwer, ist schwer, viel zu schwer und unzweckmäßig für mein kleines Tagesgeschäft, alle Japaner sind heute leichter und vollautomatisch, vom Zoom nicht zu reden, während ich noch immer mit meiner Vater-Exacta herumhänge, IHAGEE ist längst pleite und abgewickelt, kein Mensch will heute noch so eine DDR-Gurke haben, nicht mal die Sammler, und da soll einer ehrlich sein, ohne Tricks wäre ich lange erledigt, die Wirklichkeit hätte mich überholt.



Aber kein Wort davon zu Ruth.

„Daß er auch in den Jahren unseres engen Zusammenlebens immer wieder so etwas wie ‘Affären’ – sein Wort! – mit anderen Frauen begann, darüber hätte ich vielleicht noch hinwegkommen können, obwohl es mir schwer wurde einzusehen, daß ich ihm mit meiner Liebe nicht genug sein konnte. Aber auch dabei spielte er mir und den anderen Frauen – und sich selber – immer nur etwas vor. Denn nicht Liebe oder ein Verlangen nach Liebe trieb ihn an: Er begann das alte Spiel immer noch einmal, das er so gut zu spielen verstand, mit dem er auch mich getäuscht hatte – der unverstandene Mann, der gereifte Mann auf der Suche nach kluger Einsicht und Herzengüte, der immer wieder enttäuschte Mann, der endlich Verständnis zu finden hofft. Das war – und ist – für ihn ein Spiel, bei dem nur der Erfolg zählt, und gleichzeitig ist es mehr als ein Spiel: Er darf nicht verlieren, er muß der Gewinner sein, weil er darauf angewiesen ist, seine eigene Leere mit der Zuneigung und Hingabe seiner Partnerinnen zu überdecken und damit sich selbst zu bestätigen – als Beweis, daß er nicht nur ein kleiner Provinz-fotograf ist, sondern ein großer, begehrter Mann, ein Mann von Welt. Daß er sich in Wirklichkeit nicht anders aufführt als ein mieser Komödiant –“.

Das Telefon. Er wartete einen Augenblick, hob dann den Hörer ab: „Mensing.“

Ihre Stimme kam klar, schon vertraut: „Ja, du – Ruth. Meine Mutter hängt gerade im Ersten Programm, ‘Die Heilige und ihr Narr’, anschließend die Lottozahlen. Ich wollte dir nur sagen, daß ich morgen gegen Abend heimkomme – ich will nur nachmittags noch bei Inga in Leverkusen reinsehen.“

„Fein“, sagte er. „Ich warte also auf dich. Wir haben dann wieder einen langen Klön-Abend, wenn du magst.“

„Ja, gern. Ich muß dir auch noch dies und das erzählen, denke ich, von meinen Eltern, von mir, von meinem Leben. Wir brauchen noch Zeit.“

„Na ja“, sagte er. „Aber im Grunde wissen wir doch beide – ich meine, wir sind uns doch sicher –“.

Es kam keine Antwort. Einen Augenblick lang dachte er, die Verbindung sei unterbrochen. „Ruth?“, fragte er. „Alles o.k.?“

„Ja“, sagte sie. „So weit. Aber manchmal bin ich mir gar nicht so sicher. Und weißt du denn, wieviel Zeit wir noch haben?“

„Na, hör’ mal!“, sagte er. „In deinem Alter, und wie du aussehst! Da sind ein paar Jahre doch gar kein Problem!“

„Zeit ist keine Frage des Lebensalters“, sagte sie. „Ich ärgere mich einfach über vertane, vergeudete Zeit, das Reden um nichts, das Denken um nichts, meine Mutter zum Beispiel, oder das Fernseh-Spektakel in Berlin letzte Woche, das war doch ganz und gar überflüssig – stundenlang nichts als gesamtdeutsches Brimborium! Und wir sitzen brav vor dem Kasten und warten – worauf eigentlich?!“

„Wieso Spektakel?“ Er suchte nach Worten: „Also für mich – mich regt das wirklich auf, daß Deutschland jetzt wieder eins ist. Verstehst du: Das ist doch – das ist doch etwas!“

„Ja“, sagte sie. „Meine Mutter weint auch dicke Freudentränen über das wiedervereinigte Vaterland – was der Mensch braucht, das muß er wohl haben: Freiheitsglocke und Feuerwerk und nationale Gefühle, Gänsehaut auf allen Kanälen!“

„Also ich verstehe dich nicht“, sagte er, „wirklich, wie du so – so kalt sein kannst, so nüchtern und so negativ. Das ist doch immerhin ein – na, sagen wir: ein historisches Ereignis, das jeden Deutschen angeht, das jeden bewegt!“

„Es bewegt mich ja auch“, sagte sie. „Sehr sogar. Bloß eben etwas anders als dich. Ich denke immer daran, was daraus wohl werden wird, wie das einmal endet, und alles das, was nichts geworden ist in diesem unseren Lande, was bestimmt nie etwas werden wird – das regt mich auf! Übrigens habe ich gestern noch in den Tagebüchern deines SS-Freundes gelesen, die passen ziemlich genau in unsere Misere, finde ich. Deutschland, Deutschland! Ich hoffe nur, daß es jetzt erst einmal etwas ruhiger wird, damit wir uns an unser größeres Vaterland ein bißchen gewöhnen können, bevor wir in den nächsten Krieg ziehen.“

„Wieso denn? Glaubst du vielleicht, es gibt Krieg?“

„Das sieht doch ein Kind“, sagte sie. „Oder meinst du, 200.000 GIs werden zum Sonnenbad in die arabische Wüste geschickt? Das kann doch gar nicht gut gehen!“

„Glaube ich nicht“, sagte er. „Gorbatschow glaubt das übrigens auch nicht, stand heute erst in der Zeitung. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen, und wenn es wirklich Krieg geben sollte da unten: Was hätten wir damit zu tun? Nein, nein, das wird sich schon regeln, Saddam gibt am Ende klein bei, da bin ich sicher.“

„Dein Wort in sein Ohr“, sagte sie. „Hoffentlich ist er nicht taub.“

„Du wirst schon sehen“, sagte er. „Der ist doch nicht dumm. Erstmal also bis morgen abend. Ich freue mich auf dich. Und wir haben ja noch die ganze Woche für uns, deine Ferien – ich gönne mir auch ein paar ruhige Tage, muß nur noch die Kalkar-Postkarten machen, bis zum 14. Vielleicht kommst du mit?“

„Vielleicht“, sagte sie. „Ich würde schon gern mal sehen, wie du arbeitest. Vielleicht weiß ich dann mehr über dich, sogar mehr als du selbst.“

Er schluckte: „Schon möglich. Ich will ja auch gar nicht so viel über mich wissen.“

Er legte den Hörer auf, erschrak, nahm ihn gleich wieder hoch: „Hallo? Ruth?“ Doch die Verbindung war schon unterbrochen.

„Weil er gewohnt ist, sich selbst zu belügen, belog er auch mich immer wieder. Er beschimpfte mich sogar, wenn ich ihn bei einer Ausrede, einer Lüge ertappte, meinte, ich würde mit meinem Mißtrauen unsere Beziehung zerstören. Selbst wenn es einmal gar nichts mehr abzustreiten gab – manchmal klingelten enttäuschte Frauen an unserer Haustür –, log er weiter, schob mir die Schuld zu. Immer wieder bat ich ihn, flehte ihn an, er möge doch ehrlich sein, wir könnten doch über alles reden. Einmal habe ich ihn sogar ins Gesicht geschlagen, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, ihn lügen zu sehen. Natürlich half das gar nichts, im Gegenteil. Er sagte, es läge allein an mir, wenn er zum Lügen gezwungen würde, er habe eben einfach Angst, vor mir die Wahrheit zu bekennen, und es sei doch schließlich ganz legitim zu lügen, wenn es keinen anderen Ausweg gäbe, das täten doch alle anderen auch. Am Ende war dann ich für ihn die Psychopathin, die ständig Streit suchte

und grundlos Szenen machte.

Ich wurde müde dabei, ließ mir mit Medikamenten helfen, wurde tablettenabhängig, begann schließlich eine Therapie. Doch als er mir dann ins Sanatorium schrieb, er wolle mit meinen Katastrophen nichts mehr zu tun haben, er brauche Verständnis und Liebe, nicht Psychogeschwätz und Rechthaberei – wörtlich! –, ihm reiche das Leben mit mir, da brach ich die Therapie ab, sie war sinnlos geworden.

Damals verbrachte er seine Nächte schon wieder bei einer anderen Frau, insofern war er wirklich begabt und unermüdlich. Aber das alles ist längst nicht mehr wichtig. Ich bin am Ende, wir sind am Ende, und er merkt es nicht einmal – Du merkst es nicht!

Es ist schwer zu sterben, doch manchmal ist es noch schwerer zu leben. Was alles ich versucht habe, um mit Dir zu einem offenen Miteinander zu kommen, das weißt Du selbst, auch wenn Du es jetzt vielleicht nicht mehr wissen willst. Was Du von mir verlangt hast, das habe ich nach meinen Kräften getan, habe sogar als Putzfrau gearbeitet, weil Dein Verdienst für uns beide nicht ausreichte, habe wieder Zeitungen ausgetragen und im Stadtarchiv Akten geordnet, nur bei künstlichem Licht, und als ich dann Arbeitslosenhilfe erhielt und Du die Hochzeit wieder hinausschobst – weil sonst ja das Arbeitsamt nicht mehr gezahlt hätte –, da habe ich nichts gesagt, weil ich Dich immer noch liebte. Ich habe Dir sogar gehorcht, als Dein Onkel mit mir verreisen wollte, der alte Mann war mir unangenehm, aber Du hofftest auf einen Anteil an der Erbschaft, das war für Dich wichtiger.

Es war eben so, daß Du immer noch fließend und klingend von Liebe sprachst, aber im Grunde nichts von der Liebe wußtest. Erst jetzt habe ich erkannt, viel zu spät, daß Du gerade in Deiner Unfähigkeit zu lieben eigentlich Du selbst warst und Du selbst bist: so schwach, so verlogen, so verbogen, so wenig glücklich. Du tust mir leid. Leb' wohl.“

Kein Brief, sondern eine Anklageschrift, verlesen vor fremden Zeugen, und es gibt keine Verteidigung mehr. Kein Wort davon zu Ruth. Alles Neurose. Ein Fall für den Psychiater. Nicht zu-

rechnungsfähig. Obwohl ich doch immer – und habe immer – und immer wieder versucht.

Die schleichenden Leuchtzeiger, unerbittlich: Mitternacht, Mitternacht schon vorbei. Er stand auf, tastete sich zum Badezimmer, sah im schmerzenden Licht des Spiegelschranks sein graues Gesicht. Er holte den Beutel mit Medikamenten hervor, die Hilde nicht mehr gebraucht hatte, Valium, Librium, Adumbran, was weiß ich, nahm die schmale Schachtel: Halcion, Triocolam, erhöhte Vorsicht, Koordinierungsstörungen, Benommenheit, aktive Teilnahme am Straßenverkehr, in seltenen Fällen, egal, er schluckte zwei von den kleinen blauen Tabletten. Dann schlief er, traumlos. Als er die Augen öffnete, mühsam, war es taghell. Der Uhrzeiger stand auf halb, halb 11! Er schrak hoch.

Aber dann hörte er den Wind, den Regen gegen das Fenster schlagen, kein Foto-Wetter, legte sich wieder ins Kissen zurück. Kein Wort davon zu Ruth, kein Wort. Sie könnte das nicht verstehen. Das war nicht, nicht so. Das stimmt nicht, so nicht. So kann man das einfach nicht sehen. Man ist doch der, der man ist. Ich bin doch nicht bin doch vor allem bin ich. Jeden Satz könnte ich widerlegen. Doch keine Erklärungen, keine Berichtigungen, gar nichts. Sie war eben krank, das hätte ich lange bemerken müssen, und die Ärzte hätten sie im Sanatorium behalten sollen, unverantwortlich, die Ärzte sind schuld. Ich habe niemals bin niemals. Ich kann nichts dafür. In Wirklichkeit war alles ganz anders, in meiner Wirklichkeit, die keiner außer mir kennen kann, niemals. Kein Wort davon zu Ruth.

Aber seit einem Jahr keine Einladung mehr zum Skat bei Joseph Odenthal. An jedem zweiten Mittwoch hatten sie Skat gespielt, zusammen mit Oskar Mayer, dem stellvertretenden Sparkassen-Direktor. Der Anruf damals, im September vor einem Jahr: „Ich glaube, Helmuth, wir machen jetzt erstmal ein Päschen – ja?“ Er selber finde ja nichts dabei, meinte Freund Jüppchen am Telefon, bestimmt nicht, der Mensch sei eben doch ziemlich menschlich, und Frauen, na ja, unter Brüdern brauche man sich doch nichts vorzumachen, schließlich hätten ja alle mal, nicht wahr, und nicht nur im Karneval, oder etwa nicht, und wer da den ersten Stein werfen wolle, also er nicht,

er ganz bestimmt nicht. Das Dumme sei nur, daß Maria – ja, seine Frau, die habe den Brief gefunden, leider, und natürlich habe sie ihn gelesen, von vorn bis hinten, Frauen seien ja von Natur aus neugierig, da sei man als Mann eben ganz und gar machtlos, und irgendwie sei Maria in solchen Sachen besonders fies und empfindlich, weshalb es nun erstmal aus sei mit Skat und belegten Schnittchen und Doppelkorn, leider, da sei nichts zu machen. Und nichts für ungut, bis bald mal.

## VI.

„Na, endlich!“, sagte er. „Habt Ihr Euch wieder festgeredet in Leverkusen?“

Sie schob den Schirm zusammen. „Ach wo! Ich bin gleich auf der Autobahn geblieben, es lohnte sich nicht mehr. Erst kam ich bei meiner Mutter nicht los, wie immer, und dann steckte ich dreimal im Sonntagsstau. Schließlich habe ich Inga von einer Tankstelle aus angerufen, ich glaube, sie war nicht mal traurig, daß ich nicht kam. Jedenfalls bin ich jetzt wieder hier – und müde bin ich auch.“

Er nahm ihr den Mantel ab, hängte ihn sorgsam über den samtbezogenen Garderobenbügel. „Komm' rein!“, sagte er. „Ich habe eine Suppe für uns gemacht.“

„Danke“. Sie sah den gedeckten Tisch, den Herbstasternstrauß, setzte sich. „Aber ich werde heute bestimmt nicht alt.“

Er kam mit der Terrine aus der Küche, fragte: „Und wie geht es deiner Mutter?“

„Na, wie wohl: alles bestens! Herz, Lunge, Leber, Verdauung, nur daß die arme Seele nicht mehr so richtig mitmacht. Seitdem sie meinen Vater nicht mehr beherrschen kann, produziert meine Mutter Kopfschmerzen, mit denen sie mich beherrscht – nennt das Migräne und leidet, leidet. Und sie leidet wirklich und ist fest überzeugt, daß sie unheilbar krank ist, diese grausam stechenden Kopfschmerzen – und die Schmerzen verschwinden, sobald ich komme, ja, manchmal schon, wenn ich mich nur angemeldet habe. Also es ist hoffnungslos, wirklich nichts zu machen!“

„Ja“, sagte er. „So ist es. So ist es wohl.“

Plötzlich war es still zwischen ihnen. Sie hörten draußen den Regen, den böigen Wind; unten im Keller sprang dumpf die Ölheizung wieder an.

„Schön warm hast du's“, sagte sie. „In Gießen friere ich immer, meine Mutter spart an der Heizung, obwohl sie ja wirklich nicht sparen müßte. Wie war's denn heute bei dir? Hast du noch Fotos gemacht?“

„Bei dem Wetter?!“ Er schüttelte den Kopf. „Ich hab’ ein bißchen gelesen und ferngesehen, dann aufgeräumt, auch ein bißchen nachgedacht. Das war nicht mein Tag!“ Kein Wort von Hildes Brief.

„Ja“, sagte sie. Dann war die Stille wieder da, breitete sich aus. „Die Suppe schmeckt gut“, sagte sie.

„Findest du? Ich weiß nicht – eigentlich ist ein Schuß Madeira das einzige, was daran wirklich gut ist. Das habe ich noch von unserer Frau Lewandowski – die bei meinen Großeltern den Haushalt geführt hat –, die schmeckte ihre Suppen so ab, nicht mit Sherry, auch nicht mit Portwein, sondern mit altem Madeira. Allerdings, eine Dosensuppe hätte sie niemals angerührt, da war sie ganz eigen, und Tütensuppen schon gar nicht. Sie war überhaupt eine echte Perle, treu und fleißig und zuverlässig, solide bis zum Gehtnichtmehr, und obwohl sie nur noch selten zu uns ins Haus kam – bei großen Familienfeiern, zum Kochen –, war sie für mich irgendwie wichtig. Vielleicht werden wir ja überhaupt viel mehr von der Großeltern-Generation geformt als von unseren Eltern.“

„Meinst du? Ich habe meine Großeltern eigentlich kaum gekannt.“

„Bei mir jedenfalls war das so, ganz sicher. Das fing schon an mit den Jugendbüchern meines Vaters, die ich mit acht, neun Jahren in die Hände bekam, und das waren natürlich Bücher, die seine Eltern damals für ihn ausgesucht und für gut befunden hatten – schön gebundene Geschichten aus der guten alten Zeit vor dem ersten Weltkrieg, voll von edlen Gefühlen und festen Ordnungen, und dann die feldgrauen Kriegsbücher für die vaterländische Jugend, das große Hurra an allen Fronten, Viel Feind viel Ehr’, was damals die Kinder zu lernen hatten: deutsche Helden, deutscher Opfermut, deutsche Todesverachtung, und dagegen die welsche Falschheit, der englische Neid, die polnische Faulheit und Schlamperei – eben die alte, verlässliche Großvater-Welt, Gut und Böse, Schwarz und Weiß, so wenig sie sich bewährt haben mochte. Doch das war eben einfach und glaubhaft und übersichtlich, und irgendwie hat mich das schon geprägt. Mein Vater dagegen, was konnte er mir schon sagen? Er war ja selbst nur ein Sohn, ein gehorsa-



mer Sohn, ein artiger Schwiegersohn, und außerdem trank er, und meine Mutter zankte täglich mit ihm, obwohl – beim Sonntagsspaziergang auf den Wallanlagen gingen sie Arm in Arm und taten verliebt oder wenigstens freundlichfröhlich, wenn sie Bekannte trafen.“

„Vielleicht war deine Mutter enttäuscht“, meinte sie. „Sie hatte doch auch nur das eine Leben, und aus so einem Leben kam man damals meistens nicht wieder heraus.“

„Dann müßte ja ziemlich jeder enttäuscht sein“, sagte er. „Oder nicht? Als Vorbild und Wunschbild waren meine Eltern jedenfalls wenig geeignet. Frau Lewandowski dagegen gehörte für mich zu der fraglos beständigen Großvater-Welt, und bestimmt hat sie selbst sich dazu gezählt. Zum 6. Geburtstag schenkte sie mir ein Stereoskop, kennst du wahrscheinlich: so ein handliches Gestell, durch dessen Linsen man ein doppeltes Foto betrachtet, das dabei zu einem einzigen plastischen Bild zusammenschmilzt. Das Stereoskop stammte noch aus ihrer eigenen Kinderzeit, und auch die Bildkarten waren von damals, bräunliche Fotos vom deutschen Rhein oder vom Straßburger Münster, auch von den Schneegipfeln der Schweiz oder von einer Flottenparade vor Kiel, die flatternde Reichskriegsfahne – plastisch! – über mächtigen Geschütztürmen, und außerdem gab es eine ganze Reihe von Salon-Szenen – ‚Genre-Bilder‘ war auf die Karten gedruckt, und ich las und sprach das Wort genau so, wie es geschrieben war: Gen-re-Bilder –, gestellte Familiengruppen in gutbürgerlichem Interieur, eine Mutter in langwallendem Kleid chargierte mit offenbar braven Kindern, die Jungen in seltsamen Samtanzügen, die Mädchen lockig und lieblich in gerafften Spitzenröcken, oder Soldaten in phantastischen Uniformen mit blitzenden Knöpfen und goldenen Tresen – einige Fotos waren auch koloriert –, mit strammem, vaterländischem Blick, und sogar der Kaiser selbst war in meinem Stereoskop zu bewundern, wie er mit seinen sechs Söhnen – Frau Lewandowski kannte sie alle beim Vornamen – am Sonntagmorgen vom Berliner Stadtschloß zum Dom schritt, wehende Federbüsche auf den Helmen. Ich weiß nicht, wie oft ich mir diese Bilder angesehen habe, die für mich – so plastisch – Abbilder der wirklichen Welt bedeuteten, ja, diese große, frem-

de Welt selbst, obwohl sie abgegriffen waren und verblichen und so künstlich und falsch wie die grüne Limonade mit Waldmeister-Geschmack, die ich mir sonntags in der ‚Waldschenke‘ bestellen durfte.“

„Ich hatte ein altes Kaleidoskop“, sagte sie, „von einer Tante. Aber das war nur schön, wunderschön, ohne Zeit und ohne Geschichte. Ja. Bei irgendeinem unserer häufigen Umzüge ist es wohl verlorengegangen.“

„Na ja“, sagte er. Dann brach die Stille wieder ein. „Magst du noch?“, fragte er. Sie wehrte ab: „Danke!“

Er suchte nach einem Gespräch. „Warum seid Ihr denn so oft umgezogen? Dein Vater war doch immerhin Bankdirektor.“

„Schon“, sagte sie. „Aber ein kleiner. Und auch das wahrscheinlich nur, weil sein Vater einmal ein großer Mann im Vorstand der Bank gewesen war. Meine Mutter wollte unbedingt, daß mein Vater ebenso weit nach oben kam, möglichst bis in die Frankfurter Zentrale. Aber es langte immer nur zu kleineren Filialen, da konnte nicht viel passieren, und so zogen wir im Hessischen hin und her, bis mein Vater endlich vorzeitig in Pension geschickt wurde. Meine Eltern haben sich dann das Haus in Gießen gekauft, wo meine Mutter noch immer wohnt, allein und kalt und unzufrieden, ein viel zu großes Haus mit Herrenzimmer und Wintergarten und Mädchenkammern unter dem Dach. Mein Vater hat wenig davon gehabt, er starb schon mit 66, an einem Herzinfarkt, und irgendwie habe ich das verstanden. Wahrscheinlich war meine Mutter schuld an seinem frühen Tod, wenn er auch nie ganz gesund war, immer gab es etwas mit Magengeschwüren und Herzflattern und schlaflosen Nächten. Jedenfalls war er so veranlagt, daß er lebenslang fraglos und gewissenhaft alle einschlägigen Vorschriften und Gesetze befolgte, selbst beim Briefporto trennte er streng zwischen Bank und Privat. Doch während eines Kuraufenthalts in Hofgastein stiftete meine Mutter ihn an, österreichische Goldmünzen zu kaufen, als Kapitalanlage, für alle Fälle, 20 mal Kaiser Franz Joseph in Stempelglanz, und natürlich wollte meine Mutter dafür weder Zoll noch Mehrwertsteuer bezahlen. Sie hätte immer gern spekuliert und Chancen genutzt, hatte aber auf die Karriere meines Vaters Rücksicht

genommen, bis jetzt, wo er pensioniert war. Das schwere Päckchen verstaute sie also unter der schmutzigen Wäsche im Reisekoffer, und an der Grenze merkte auch wirklich niemand etwas, kein Zöllner hatte meinen Vater jemals verdächtigt, er sah einfach nicht aus wie jemand, der irgendein Unrecht tun könnte. Aber die Aufregung war zu viel für ihn. In der ersten deutschen Raststätte hinter der Grenze ist er gestorben, auf der Herrentoilette. Vermutlich putzt meine Mutter noch immer die 100-Kronen-Stücke und verfolgt jeden Tag in der Zeitung, wie der Goldpreis steigt oder fällt. Oder mein Bruder Knud, ihr Augapfel, hat mittlerweile den Schatz entführt – sei's drum, mir ist das inzwischen egal.“

„Davon hast du mir nie was erzählt“, sagte er.

Sie stand auf. „Warum auch? Es ist ja nicht meine eigene Geschichte oder doch nur am Rande, wir sprechen später mal darüber, ja? Heute bin ich zu müde.“

„Wie du meinst“, sagte er. „Wenn du hier schlafen willst – du weißt, ich habe Platz, und ich freue mich.“

„Danke, das ist nicht nötig“, sagte sie. „Wie spät haben wir eigentlich?“

Er sah auf die Armbanduhr: „Eineinhalb Minuten vor 9.“

Sie lachte: „Das ist auch so etwas, was uns unterscheidet und trennt: Eineinhalb Minuten vor 9! Eigentlich hättest du sagen müssen: 84 Sekunden vor 21 Uhr!“

„Ich bin eben für Ordnung“, sagte er, „für Ordnung und für Genauigkeit, ganz altmodisch, jawohl, und daran wirst du dich wohl gewöhnen müssen.“

„Vielleicht“, sagte sie. „Wir sind ja noch nicht verheiratet, und ich dachte heute schon mal – ich hatte ja reichlich Zeit unterwegs, in den diversen Staus –, ob es wirklich vernünftig ist, ich meine: daß wir heiraten.“

„Wieso? Wie kommst du denn darauf?“ Er versuchte einen neuen Anfang: „Wir sind doch schon über ein halbes Jahr zusammen, und wir kennen uns, denke ich – und ich habe dir alles gesagt, wirklich, mehr als irgendeinem anderen Menschen. Oder glaubst du mir nicht?“

„Aber ja“, sagte sie. „Eigentlich hat das auch gar nicht so sehr mit dir zu tun als mit mir. Ich bin mir einfach nicht sicher,

ob ich die richtige Frau für dich bin – verstehst du? Ich mit meinen Vorstellungen, meinen Gewohnheiten, meinen Träumen. Und es liegen immerhin zwanzig Jahre zwischen uns, die du mehr erlebt hast – und anders erlebt, als ich mir das auch nur vorstellen kann. Das fiel mir gestern bei den Tagebüchern deines Freundes wieder ein. Was er da aufgeschrieben hat, das ist für dich verständlich, natürlich, das kennst du, irgendwie hast du das auch so erlebt. Aber ich verstehe das nicht, und vielleicht will ich das auch gar nicht verstehen.“

„Ist das denn so wichtig?“, fragte er. „Für uns? Die Hauptsache ist doch, daß wir zusammenpassen, und für mich bist du – also ich habe noch nie eine Frau so geliebt wie dich, ehrlich: noch nie!“

Sie knöpfte den Mantel zu, fragte: „Wirklich?“

„Bitte, Ruth“, sagte er, „Bitte –“.

Sie nahm den Schirm aus dem schmiedeeisernen Ständer neben der Tür. „Laß uns morgen darüber sprechen. Ich bin jetzt einfach zu müde. Es fiel mir nur so ein, als ich auf der Autobahn fest saß und unruhig wurde und ungeduldig: Ob du nicht eine andere Partnerin brauchst, die mehr Geduld hat als ich und mehr Verständnis. Wahrscheinlich erwartest du mehr von mir, als ich dir geben kann. Vielleicht erwarte ich auch selbst zu viel von uns beiden – und ich habe Angst, daß wir uns eines Tages gegenseitig zur Last werden könnten.“

Er verstellte ihr den Ausgang: „So kannst du nicht gehen, Ruth, bitte, sonst, wenn das nicht geklärt ist, dann könnte ich überhaupt nicht schlafen!“

„Spiel’ nicht den kleinen Jungen“, sagte sie. „Wir haben doch Zeit, morgen, die ganzen Tage, und ich bin müde. Komm’, laß mich gehen!“

Er trat zur Seite, öffnete die Tür. „Liebst du mich denn nicht?“

Sie küßte ihn, leicht. „Bis morgen“, sagte sie.

20.12.1944

„Ihr seid der allerletzte Haufen!“, brüllen die Ausbilder. Wir sind das allerletzte Aufgebot, tatsächlich. Doch Meutern gibt es nicht, Meutern wäre das Dümme. Daß ich Tagebuch schreibe, ist fast schon Meuterei. Tagebuchschreiben ist verboten.

Ich bin 17 1/2, einer der Älteren hier in Nienburg. Unser Jüngster, „Fips“ aus Elbing, ist noch nicht 16. Er war in einer Napola, wo es ihm nicht gefiel. Er dachte wohl, bei der Waffen-SS sei er am richtigen Platz.

Hier gibt es nicht die Waffen-SS, wie man sie uns bei der Werbung vorgestellt, vorgemacht hat. Die Ausbildung ist nicht Druck, wie wir alle ihn erwartet hatten, sondern Dreck. Wir sind der Dreck: „Das Allerletzte – lahmer und tolpatschiger als die ältesten Volkssturmmänner! Bei eurer Dusseligkeit seid ihr alle nach drei Tagen Einsatz hin!“

22.12.44

Als wir gerade zehn Jahre alt waren, beschlossen wir zum erstenmal, unsere Väter umzubringen. Wir haben das nicht getan. Heute bin ich mir ziemlich sicher, daß alles besser gegangen wäre – oder doch mindestens anders –, hätten wir es getan. Vielleicht kommt doch noch die Zeit, wo wir das nachholen müssen. Wir müssen vieles nachholen, was wir versäumt haben. Aber das Schlimmste ist, daß wir unsere Väter leben ließen, damals, als wir das erstemal beschlossen, sie umzubringen, damals, als wir erkannten, wie schwach sie waren: Von ihnen lernten wir nur, was sie von ihren Vätern gelernt hatten – Ordnung, Gehorsam, Disziplin, Gehorsam, Ordnung. Wir hätten sie umbringen sollen.

23.12.

Einen von uns, Breda, den Südtiroler, machen die Ausbilder fertig. Keine Minute lassen sie ihn aus den Augen, irgendetwas finden sie immer an ihm. Beim Geländedienst ist er schmutzig, so wie wir alle von Dreck starren. „Südtiroler Schwein!“ brüllen Sturmmann Starken und Rottenführer Fridemut gemeinsam und abwechselnd. Starken kommt aus Mecklenburg, Fridemut aus Oberschlesien. Keiner von beiden hat jemals Südtirol gesehen. Keiner von beiden weiß, was es heißt, Südtiroler zu sein und, wie Breda, Italienisch besser zu sprechen als Deutsch. Wir müssen zusehen, im Stillgestanden, wie sie ihn fertigmachen. Die Lafette des schweren MGs – 42 Pfund schwer – muß er in Vorhalte tragen, eine zweite Lafette wird ihm auf

den Rücken geschnallt. Dann muß er die Gasmaske anlegen und: „50 Kniebeugen! – Hinlegen! – Sprung auf, marsch, marsch! – Hinlegen! Auf! 50 Kniebeugen!“

Natürlich bleibt ihm keine Zeit, ein einziges Kommando richtig auszuführen, so daß er weiter und weiter gehetzt wird, bis er sich nicht mehr bewegt. Starken stößt ihm mit dem Stiefel in die Seite: „Auf!“ Fridemut schreit: „Befehlsverweigerung!“ Und dann beginnt alles noch einmal, bis Breda bewußtlos liegenbleibt. Wir schleppen ihn ins Quartier zurück. Unterscharführer Kredeck: „Was wollt ihr? Unter Friedrich Wilhelm I. wurden die Langen Kerls mit dem Stock blutig geschlagen!“

Ich kann einfach nicht glauben, was hier geschieht, was mit uns geschieht. Mit zehn Jahren haben wir gelobt: „Pimpfe sind hart, furchtlos und treu. Pimpfe sind Kameraden. Des Pimpfen Höchstes aber ist die Ehre.“ Daran habe ich wirklich geglaubt, und ich setzte voraus, das gelte auch für die Waffen-SS: hart, furchtlos und treu, und über allem die Ehre. Aber vielleicht bin ich noch nicht lange genug Soldat. Vielleicht begreife ich erst viel später den tieferen Sinn und sehe dann alles anders.

24.12.1944

Der Jul. Dreck wie jeden Tag. Abends um 6 Antreten der Kompanie, ein Tannenbaum, der Hauptsturmführer: „Männer werden wir aus Euch machen! Nächstes Jahr werdet auch ihr begriffen haben, was für ein Fest uns der heilige Jul bedeutet. Mit Stolz und Freude hören wir die Nachrichten von der großen Ardennen-Offensive – bald sind wir auch dabei. Sieg Heil!“ In der Baracke Lärm, zotige Witze. Sie haben Angst, einmal still zu sein. Nebenan in der Ausbilderstube Radio- und Weibergekreisch, Lachen, Gläser, die Wände sind dünn. Einer sagt „SS bedeutet Schlüpfen-Stürmer.“ Alle lachen.

Kriegsweihnacht 1944 in Nienburg an der Weser, wo alle blond sein sollen, „sturmfest und erdverwachsen“, echte Germanen. Einer von unserer Stube kommt aus Pommern, einer aus Bromberg, einer aus Salzburg, ein Volksdeutscher aus Odessa, und dazu Breda, der Südtiroler. Breda sagt gar nichts mehr, kein Wort.

25.12.1944

Es ist unglaublich, ungeheuerlich: Breda ist weg! Einfach verschwunden. Einer von uns ist weg, davongelaufen, ohne etwas zu sagen, desertiert. Ein furchtbares Wort. Die Kompanie tritt an, der Hauptsturmführer verliest einen Befehl: „Desertion wird in jedem Fall mit dem Tode bestraft.“

Die Kompanie hat Strafdienst, eine furchtbare Schinderei, weil Breda weg ist, einer von uns.

27.12.

Ich werde den Gedanken nicht los, daß Breda irgendwo im Schnee liegt, steif, mit weit aufgerissenen Augen. Er sah oft so verwundert um sich.

29.12.

5 Uhr Wecken. 5.30 bis 6.30 Politischer Unterricht. 7 Uhr bis 16 Uhr Geländedienst, Gefechtsausbildung. 16.00 bis 16.45 Essen. 17.30 Waffen-Appell. 18.00 bis 19.30 Waffenunterricht. 19.30 bis 20.00 Reinigungsdienst. 20.30 Bekleidungsappell. 21.00 bis 21.30 Singen („SS-Panzergrenadiere sind immer bereit“). 22.00 Zapfenstreich. 1.00 bis 3.00 Nachtdienst (Gefechtsausbildung, Orientierungsübungen). Nichts von Breda.

Silvester

16 Uhr Beginn einer großen Gefechtsübung, die bis zum anderen Vormittag 10 Uhr dauert, anschließend Neujahrsfeier. Zwei Stunden Marsch in den Übungsraum. Unsere Kompanie verteidigt, gräbt sich ein. Der Boden steinhart gefroren. Schützenlöcher. Gegen 20 Uhr Unterbrechung. Vom Wagen des Kompaniechefs wird über einen Lautsprecher die Führer-Rede übertragen. Einer hustet. „Ruhe!“, schreit Fridemut. Hinter mir sagt einer etwas zu seinem Nebenmann, ich verstehe nur ein Wort: „Deutschland“. Aber diese große Stimme ist da, die Stimme eines einzigen Mannes, die Millionen hören, stumm wie wir, auf die Millionen hören. Das war so, seit ich denken kann. Die Stimme schlug alle in ihren Bann, Zweifel und Angst sanken davor zu Kleinmut zusammen, immer wieder, auch heute. Dann hetzen die Ausbilder uns in die Schützenlöcher zurück.

Die Nacht nimmt kein Ende. Ich möchte schlafen, darf nicht schlafen. Morgens der Marsch zurück, zwei Stunden. Dann der Bataillons-Kommandeur: „Wir sind der verlorene Haufen! Den letzten Gurt hinausjagen, die allerletzte Handgranate ins Gewühl schleudern – das ist SS! – Die Pistole leerschießen, den Gegner anspringen mit den bloßen Fäusten, erbarmungslos, das ist SS! – Kämpfen und glauben, glauben, wenn keiner mehr glaubt, das ist SS! Meine Ehre heißt Treue.“

#### 4.1.45

Breda ist in Hannover aufgegriffen worden, in einem Luftschutzbunker. Alle laufen wie geduckt umher. Alles scheint in einer unheimlichen Lautlosigkeit zu geschehen. Breda soll schon von einem Kriegesgericht verurteilt sein.

#### 8.1.45

Man erzählt, daß Breda in Nienburg gefangen gehalten wird. Das Todesurteil soll hier vollstreckt werden.

#### 9.1.45

Das Bataillon marschiert zum Ausbildungsplatz in der Heide, tritt in offenem Viereck an. Männer des Bataillons, die zur Zeit in Arrest sind, kommen mit Schaufeln, Pickeln, schleppen auf einem Wagen hinter sich einen großen Pfahl. Sie heben Erde aus, setzen den Pfahl. Vor dem Pfahl wird das Grab ausgehoben. Wir starren hin, ich kann nicht wegsehen. Endlich wird Breda vorgeführt. Das Urteil wird verlesen. Breda wird an den Pfahl gebunden. Einen Augenblick denke ich, daß er mich ansieht, ein weißes Gesicht über der grauen Uniform, von der die Spiegel mit den SS-Runen und die Schulterklappen entfernt sind. „Stillgestanden!“ Der Exekutivtrupp legt an. Das Kommando. Die Salve. Blutige Flecken auf Bredas Uniform, der Körper wird von einem Schlag getroffen, sinkt zusammen. Dann werden die Stricke abgeschnitten, die die Leiche am Pfahl festhalten. Die Leiche kippt ganz um, wird in die Grube geworfen. Die Männer schaufeln Erde darüber. Dann ein Kommando, das Bataillon marschiert, marschiert auf das frische Grab zu, marschiert über das Grab. Wir marschieren über das



Grab. Die Erde ist plötzlich weich unter meinen Stiefeln, zwei, drei Schritte lang. Ich sehe nicht hin. Das ist SS.

April 1945.

Aus dem Stroh irgendeiner Scheune kriechen wir, aus irgendeinem Straßengraben quälen wir uns hoch, weil ein Stiefel uns in die Rippen fährt oder eine Faust uns in die Seite stößt: „Los, weiter! Wach’ auf!“

Wir wachen nicht mehr auf. Nur noch die Körper torkeln hoch, die Hände heben die Waffen, die wir auch im Schlaf nicht loslassen. Weiter der Marsch. Wir fluchen. Einer schreit. Es geht weiter.

Wir marschieren nur nachts, nur im Dunkeln. Am Tage hängen uns die Jabos im Nacken, rotzen aus allen Rohren auf uns nieder, wenn sie plötzlich abkippen, Raubvögel. Seit Wochen geht das so, seit Monaten. Ein einziger Marsch in der Nacht in die Nacht hinein. Keiner ahnt, wo wir morgen sein werden. Es ist ein Wunder, daß der Kompanie-Trupp noch weiß, wo er die Weg-Schilder anbringen muß, Holz oder Pappe: „2./ 17. SS-Götz“. Wir haben nur eine Richtung, nach Osten, nach Deutschland, immer tiefer nach Deutschland hinein. Keiner weiß, wie weit noch.

Vor einigen Wochen hieß es: bis zum Westwall, bis an den Rhein. Aber schon damals glaubte eigentlich keiner daran. Jetzt taumeln wir durch die Nacht in Deutschland, schieben uns in weit auseinandergezogenen Gruppen über die Straßen, schlafen im Gehen. Die Füße bewegen sich wie von selbst, wie in Trance. Irgendetwas bewegt sie weiter. Mein Körper wankt mit. Ein Alptraum: Plötzlich die Mündung eines Gewehrs in meinem Gesicht. Mein Vordermann. Einen Augenblick wach, dann weiter. Die Füße gehen, meine Füße, die naß sind, weil die Stiefel schon lange jede Nässe durchlassen, der rechte auch kleine Steine.

Mein rechter Fuß ist nur noch ein geschwollener Klumpen. Ich habe ihn wundgelaufen, und eine kleine Splitterwunde eiert. Der Schmerz, der Schmerz, wenn ich auftrete, der Schmerz. Ich trete unaufhörlich auf.

Doch es wird besser, jede Nacht, wenn wir erst einmal auf-

gebrochen sind. Nach den ersten Stunden wird es besser, nach Mitternacht, wenn man sich eingelaufen hat. Mein Gehirn weiß das, es weiß: Bis ich mich eingelaufen habe. Dann wird es besser. Das verdammte Gehirn, das sich niemals ganz ausschalten läßt, gaukelt mir Bilder vor, warmes Wasser und frische Socken und dampfendes Essen, das ich hinunterschlinge, mein Hunger ist nur noch Gier, Gier, und dann hinsinken, wo man uns stehen läßt, und schlafen, schlafen, bis der Stiefeltritt kommt: „Los!“, und der Marsch geht weiter.

Die Straße ist verstopft. Schreien. Fluchen. Pferdegetrampel. Klirren von Kochgeschirren. Ein Motor, Hupen, eine scharfe Stimme: „Platz da für den Wagen!“

Wer will hier noch Platz, wer pfeift uns hier an, wer will hier schneller weiterkommen als wir, wer meint, sein Leben sei wertvoller als meins, wer ist dieser Kerl, Scheißkerl?! Ein offener Kübelwagen, eine Taschenlampe, vier Offiziere und Koffer, Koffer, rote Biesen, Herren vom Stab – „Platz machen!“ Scheißkerle.

Im Morgengrauen bekommen wir Feuer. Wir werfen uns in den Straßengraben. Eine Panzerspitze der Amis ist durchgebrochen. Vor uns auf dem freien Feld manövrieren die riesigen dunklen Kästen, drehen auf uns zu. Schwere MGs tasten uns ab, dann die Panzergeschütze.

Wir haben nur noch zwei Panzerfäuste. Wir müssen warten, bis die Panzer herankommen. Einschläge, nahe. Ich habe Pulvergeschmack im Mund, etwas pfeift an meinem Stahlhelm vorbei. Einen Augenblick bin ich taub. Blut an der Hand.

Die Panzer kommen näher. Unser Alter robbt langsam über den Graben hinaus, schiebt eine schwere Panzerfaust vor sich her. Er liegt wie auf dem Präsentierteller, das ist Wahnsinn, sie müssen, sie müssen ihn sehen.

Sie haben ihn entdeckt, neben ihm spritzt der Dreck hoch. Aber er schiebt sich weiter vor, verschwindet einen Augenblick in einer Bodenfalte. Die Panzergeschütze fetzen in seine Richtung. Aber er taucht wieder auf, ein einzelner Mann mit einer Panzerfaust gegen fünf Panzer, die jetzt stehenbleiben, wieder wie wild feuern. Aber sie treffen ihn nicht. Dann kommt ein Feuerstrahl, ein Schatten, blitzschnell, der sich in den ersten Panzer bohrt, hineinfrißt, eine riesige Stichflamme. Aus. Wir

feuern, sinnlos, mit Karabinern und leichten MGs. Die kleinen Geschosse klicken auf die Panzerplatten. Die Panzer drehen ab.

Jetzt heißt es türmen, bevor die Jabos kommen. Die Angst sitzt uns plötzlich wieder im Nacken. Schweiß läuft mir über das Gesicht. Wir laufen auf den Wald zu, meine Knie zittern. Wir flüchten vor den Jabos, die noch gar nicht zu sehen sind. Und unser Alter ist nicht mehr da. Zuletzt hat es ihn doch noch erwischt, auf dem Rumpf war kein Kopf mehr. Der Zugführer übernimmt das Kommando: „Auf, marsch, marsch!“ Und er sagt: „Scheiße!“

Gleich wird es ganz hell sein. Wir müssen den Wald erreichen. Keine Deckung bis dahin. Wir rennen in weiter Kette. In der Nacht marschieren wir wieder, halb im Schlaf, immer weiter, im Schlaf. Wir marschieren durch ein Dorf, Menschen stehen als schwarze Schatten am Weg. Marschpause. Eine Frau drückt mir einen Apfel in die Hand. Ein Alter fragt: „Kommt ihr von der Front?“ Ich sage: „Wir sind die Front.“

„Mein Gott!“, sagt die Frau. „Ob man uns auch noch verteidigen will?“

Ich sage: „Nein. Ganz bestimmt nicht. Wir marschieren gleich weiter.“

Wir holen die Zigaretten raus, das Feuerzeug klickt. Die Frau sieht mich an, fragt: „Seid ihr von der SS?“

„Ja“, sage ich. Plötzlich steht sie nicht mehr neben mir. „Die sind von der SS!“, höre ich eine Stimme, die seitwärts verschwindet.

Wir stehen allein auf der Straße. Dann marschieren wir wieder. Ich habe den Apfel immer noch in der Hand, möchte ihn fortwerfen, kann es nicht. Mitten in Deutschland sind wir, Aussätzigte in Deutschland. Dabei kämpfen wir noch, bekommen noch Einsatzbefehle, sprengen noch Brücken, knacken noch Panzer, werden gejagt, marschieren nachts, irgendetwas bewegt meine Füße weiter, wenn ich mich eingelaufen habe, wird es besser. Irgendwohin. Getrieben von Befehlen, wie immer. Wir haben Gehorchen gelernt. „Meine Ehre heißt Treue“, steht auf dem Koppelschloß. Das ist es, was wir begriffen haben, Worte, mehr nicht.

19. April 1945

Goebbels: „Der Krieg neigt sich seinem Ende zu. Der Wahnsinn, den die Feindmächte über die Menschheit gebracht haben, hat seinen Höhepunkt bereits überschritten. Er hinterläßt in der ganzen Welt nur ein Gefühl der Scham und des Ekels. Die perverse Koalition zwischen Plutokratie und Bolschewismus ist am Zerschlagen. Das Haupt der feindlichen Verschwörung ist vom Schicksal zerschmettert worden. Es war dasselbe Schicksal, das den Führer am 20. Juli 1944 mitten unter Toten, Schwerverwundeten und Trümmern aufrecht und unverletzt stehen ließ, damit er sein Werk vollende, unter Schmerzen und Prüfungen zwar, aber doch wie es im Sinne der Vorsehung liegt. Noch einmal stürmen die Heere der feindlichen Mächte gegen unsere Verteidigungsfronten an. Hinter ihnen geifert als Einpeitscher das internationale Judentum, das keinen Frieden will, bis es sein satanisches Ziel der Zerstörung der Welt erreicht hat. Aber es wird vergeblich sein. Gott wird Luzifer, wie so oft schon, wenn er vor den Toren der Macht über alle Völker stand, wieder in den Abgrund zurückschleudern, aus dem er gekommen ist. Nicht die Unterwelt wird diesen Erdteil beherrschen, sondern Ordnung, Friede und Wohlstand.“ „Hört es, ihr Deutschen! Auf diesen Mann schauen heute schon in allen Ländern der Welt Millionen Menschen, noch zweifelnd und fragend, ob er einen Ausweg aus dem großen Unglück wisse, das die Welt betroffen hat. Er wird ihn den Völkern zeigen, wir aber schauen auf ihn voll Hoffnung in einer tiefen, unerschütterlichen Gläubigkeit; trotzig und kampfesmutig stehen wir hinter ihm.“

? April 1945

Wir kamen von den Hügeln im Westen herunter in das Dorf, zwölf Mann, ein dreckiger Haufen. Wir waren übriggeblieben von einem Zug, der 36 Mann zählte, als wir Metz verließen, vor ungezählten Tagen, gehetzten Tagen und Nächten, 24 Tode lang: Granaten, Fliegerangriffe, Maschinengewehrgarben, Kolbenhiebe, Panzerketten, die Blut und Knochen in die Erde malzten. Ungezählte Stunden Angst und Schweiß und Dreck, zwischendurch ein paar Zigarettenzüge und Flüche, Flüche,

hoffnungslose Hoffnungen und vergessene Erinnerungen, wie einer sie mit sich trug, der eben noch das ABC gelernt hatte und die Zehn Gebote und dann die Bestandteile des Karabiners 98k und des MG 42.

Das Dorf lag an beiden Ufern des Flusses. Die Schienen führten am Fluß entlang, und es gab einen kleinen Bahnhof mit einem gelbbraun gestrichenen Schuppen daneben. Nicht weit vom Bahnhof führte die Brücke über den Fluß, zwei schön geschwungene Bögen aus roten Ziegelsteinen. Jenseits des Tales wand sich die Straße wieder die Hügel hinauf, nach Osten zu.

Mitten auf der Brücke stand die Heiligenfigur, Sankt Christopherus mit dem Kinde und dem Wanderstab, und als wir auf die Brücke kamen, sahen wir die Kinder unter dem Heiligen. Ein alter Mann, der uns mißtrauisch entgegenblickte, machte entschlossen kehrt, als wir näher kamen, und auch die Kinder rannten plötzlich weg, nach beiden Seiten ins Dorf. „Sie kommen, sie kommen!“ warnten ihre dünnen Stimmen.

Niemand war fortgegangen aus dem Dorf. Es gab keine Flucht mehr aus Deutschland. Man kann sich nicht selber entfliehen. Mit uns war das Ende gekommen.

Als wir an den Häusern vorbeitrotteten, bemerkten wir die Augen hinter den Vorhängen, spürten die Angst, die Verzweiflung. In einem Haus etwas abseits machten wir Quartier, jagten die Leute aus der großen Stube – ein alter Mann, eine sehr alte Frau, eine junge Frau mit drei Kindern –, sagten: Hier bleiben wir, hier, hockten uns irgendwo hin. Wir rauchten, fluchten, packten die Kiste aus. Die Kiste hatten wir auf einem rostigen Kinderwagengestell hinter uns hergezogen. Es lag eine kleine Fliegerbombe darin und anderes Sprengmaterial. Wir hatten die Bombe auf einem verlassenem Flugplatz gefunden, hatten sie ausgerüstet mit einem neuen Zünder. Sprengmaterial war knapp geworden.

Dann gingen wir an die Arbeit. Sechs Mann verminten das westliche Vorfeld der Brücke mit Schützenminen, die ein Lastwagen brachte, ehe er ostwärts weiterfuhr. Die Sprengsätze waren in kleinen Holzkästen untergebracht, die, halb aufgeklappt, unter der Erdoberfläche vergraben wurden. Wenn einer darauf trat, riß durch einen einfachen Mechanismus die

Zündung ab. Wir nannten die Minen Zigarrenkisten, harmloses Zeug. Dem Unterscharführer Wislowski riß es das rechte Bein ab, als er einen Augenblick unachtsam war.

Die anderen sechs begannen mit Hacke und Schaufel, im Mittelpfeiler der Brücke ein Loch für die Fliegerbombe zu machen. Sie brauchten dafür nur zweieinhalb Stunden. Zuerst ratterten noch einzelne Lastwagen über die Brücke, dann kamen nur noch dreckige Haufen zu Fuß, die im Dorf blieben und sich an der Bahnlinie einnisteten. Endlich stellte ein Offizier im langen Kradmantel fest: „Jetzt kommt keiner mehr.“ Die Brücke war freigegeben zur Sprengung.

Zuerst aber gingen wir, noch elf Mann, die Straße wieder hinauf. Es war ein warmer, föhniger Tag. Die Straße war auf beiden Seiten mit mächtigen Linden bestanden, eine Frühlingsallee. Wir beschlagnahmten eine Motorsäge und begannen, die Bäume zu fällen. Damit wurde die Straße im Vorfeld der Brücke für verfolgende Panzer gesperrt. Das machten wir immer so. Dann kamen die Flugzeuge, die jeden einzelnen jagten. Fridemut riß es den Unterleib auf, er schrie noch ziemlich lange.

Als alle Bäume gefällt waren, sprengten wir die Brücke. Der Pfeiler mit der Heiligenfigur blieb stehen, nur das Kind war weggefeßt, und der Stab war in der Mitte zerbrochen.

Als Staub und Dreck verfliegen waren, standen plötzlich wieder die Dörfler auf der Straße, Frauen und Alte und die Kinder, sie schrieten wild durcheinander, klagten, ballten die Fäuste. Aber die Infanteristen verjagten die Leute aus ihrem Schußfeld. Hinter den westlichen Hügeln war das Gegrumme von Panzern zu hören. Dann schlugen die ersten Granaten ein.

Wir zogen uns auf den Friedhof zurück, zehn Mann noch. Die Straße sollte auch hier, am östlichen Dorfrand, gesperrt werden. Mit den letzten Sprengpatronen legten wir die beiden Eichen an der Friedhofspforte um, die waren zu mächtig für die Säge. Die Stämme wurden auf der Straßenseite eingekerbt, und in die Kerben wurden die Patronen gepackt und mit einem Draht befestigt. Wir hatten nur noch 15 Zentimeter Zündschnur, ein Zentimeter gleich eine Sekunde. Fünfzehn Sekunden bedeuten in Stiefeln und Tarnanzug etwa 70 Meter, genug, um vor der Sprengung Schutz zu suchen.

Als Paul die Zündschnur in Brand gesetzt hatte, lief er die Straße hinunter, stolperte, sprang sofort wieder auf, hatte aber drei oder vier Sekunden verloren. Trotzdem hätte die Sprengladung ihn nicht erreicht, wäre er nicht von einem schweren Ast niedergeschmettert worden. Wir zerrten die Leiche unter der Eiche hervor und schleppten sie auf den Friedhof.

Das Dorf lag jetzt ständig unter Artilleriebeschuß. Granaten orgelten heran und warfen Fontänen von Dreck hoch. Aus einigen Dächern qualmte Feuer. Dann belferten die MGs der Infanteristen am Bahndamm. Hinter dem Fluß, noch außer Sicht, hörten wir Panzer dröhnen.

Wir waren noch neun Mann, der letzte Haufen einer Armee, die Europa beherrscht hatte. Wo überall wir geschossen, zerstört und gesprengt hatten, je nach Befehl, wußte niemand mehr. Jetzt hatten wir die letzte Brücke gesprengt, die letzten Alleen gefällt. Flucht führte nirgends mehr hin. Hier war das Ende.

Ein Melder brachte den Befehl, die gefechtsmäßige Deckung der Straße am Ortsausgang zu übernehmen, für die geplante Absetzbewegung der Infanterie. Wir verschanzten uns hinter der Friedhofsmauer.

Dann kam der Augenblick der Stille. Kein Artilleriefeuer mehr. Vorn nur noch einzelne Gewehrschüsse, beinahe friedlich. Dann das sich nähernde Brummen der Panzer. Plötzlich schlugen wieder Granaten ein, das Feuer strich vom Ostausgang des Dorfes die östlichen Hügel hinauf. Die dritte Salve lag genau an der Friedhofsmauer.

## VII.

Halcion: eine vielleicht?

Er zog den Beizettel aus der Schachtel. Nebenwirkungen: In Abhängigkeit von der Dosierung können Benommenheit und Schwindelgefühl wie auch Koordinierungsstörungen beobachtet werden. Weiterhin Kopfschmerzen sowie in sehr seltenen Fällen Beeinträchtigung des Geschmacksempfindens und Niedergeschlagenheit (Niedergeschlagenheit!). Weiterhin folgende Nebenwirkungen beobachtet: Hautjucken, Hautausschlag, Schleiersehen (Schleiersehen?), Schluckauf, Herzklopfen, Beschwerden in der Oberbauchgegend, Durchfall, Augenbrennen sowie zeitlich oder inhaltlich begrenzte Gedächtnislücken.

Eine halbe Tablette vielleicht?

Manchmal hätte ich gern Gedächtnislücken. Ich kann nicht vergessen, will nicht vergessen, ich weiß, was ich weiß. Aber ich kann es nicht sagen, nicht alles, keiner kann alles sagen, keiner kann ohne Ausreden leben, keiner ist ohne Falsch ohne Fehl, das weiß man spätestens dann, wenn man aus Kinderträumen erwacht, und der Vater, die Mutter, und ich, ich selber, wir alle leben mit halben Wahrheiten, weil wir die ganze Wahrheit nicht aushalten können, die Wahrheit über uns selbst. Niedergeschlagenheit. Herzklopfen. Wir lügen alle. Schleiersehen.

Kein Halcion heute.

Er zog den Morgenmantel über, ging in das Wohnzimmer hinunter, schenkte sich ein, Cognac Napoleon, zollfrei, trank hastig, hustete, zu hastig. Dann stieg er die enge Kellertreppe hinab in den Arbeitsraum. Unter dem kalten Deckenlicht die aufgeräumten Arbeitstische, die Schubladen mit dem Archiv. Er zog die Fenstervorhänge zu, holte einen Ringhefter mit Negativen hervor, irgendeinen, 13/ 54, blätterte in den durchsichtigen Papiertaschen – die Messe, der Arbeitsminister, der Negus, der neue Güterbahnhof, die Baronin, das Haus in Salzburg, von der Festungsmauer aus aufgenommen mit dem Tele 13,5, ein einsames Haus, eingefangen von diagonalen Wegen – er



zeichnete mit dem Filzschreiber ein Kreuz auf die Negativ-Tasche, blätterte weiter, er kannte noch jeden Film, beinahe jedes Bild, grauer Abfall das meiste, lange bezahlt oder lange verworfen, aber hin und wieder auch ein gelungenes Foto, eine besondere Struktur, ein Bild, in dem die Proportionen zur Ruhe gekommen waren, so daß die Dinge sich selbst darstellten – Häuser im Oberhausener Zechendunst, ein Brückenkreuz, ein Garten, ein Hinterhof, Fassaden in Manhattan, geschichtete Kristalle: ein schwarzes Filzschreiberkreuz darauf, dann weiter.

Es war lange nach Mitternacht, als er bemerkte, daß ihm kalt war. Er schob den letzten Ordner in den Schrank zurück, 88/56 bei Wolfram Berg in Brooklyn, überlegte: mindestens drei Dutzend ausgewählte Fotos, Fotos für Ruth, in denen sie ihn sehen, ihn erkennen konnte so, wie er sein wollte, wie er wirklich war, vielleicht – in denen sie ihn finden konnte: Fenster zu seiner Welt. Er fröstelte, hustete, jetzt eine Grippe wäre fatal, der Kalkar-Termin, Ruths Ferientage, ein rauhes Gefühl im Hals, ich hätte mich richtig anziehen sollen.

Als er die Treppe wieder hinaufstieg, sah er oben den Lichtschein, die Nachttischlampe brannte noch, schade, Verschwendung. Der Wecker tickte überlaut, 1 Uhr 17. Dann schlief er schon.

Als sie die Wohnungstür öffnete, hielt er den großen Umschlag in der linken Hand.

„Du“, sagte er. „Ich hab dir was mitgebracht.“ Zögernd reichte er ihr das Päckchen.

„Danke“, sagte sie, verwundert. „Danke sehr!“

„Es sind nämlich Fotos“, erklärte er. „Fotos aus 40 Jahren, aus deiner Lebenszeit, meiner Arbeitszeit, für dich ausgewählt. Ich habe gestern in meinem Archiv gekramt, ich dachte, das würde dich interessieren. Die Bilder sind fast noch warm.“

„Soll ich sie gleich mal ansehen?“, fragte sie.

„Das eilt nicht“, sagte er. „40 Jahre sind eine lange Zeit, damit wirst du so schnell nicht fertig.“

„Natürlich“, sagte sie. „Aber vielleicht kannst du mir etwas dazu erzählen.“

„Eigentlich müssen Bilder sich selber erzählen“, meinte er. „Es sind fast alles Funde, Zugaben, wenn du willst, Überbleibsel von meinem Alltagsgeschäft, ganz einfach Fotos. Aber einiges muß ich dir wohl erklären, zum Beispiel hier, Manhattan, unter diesen Fensterfassaden wäre ich damals beinahe umgekommen: ein Truck überfuhr bei Rot eine Ampel, neben mir, hinter mir Schreien und Blut und Tod, aber ich konnte weitergehen, nichts war mir passiert, keine Schramme, und ich stand da und fotografierte diese blinden Fenster. Oder hier, die goldene Maske aus Peru, eine Maske für einen Toten, ich habe mehr als ein Dutzend Aufnahmen gemacht, bis sie genau so war: so kostbar glänzend und so grauenhaft, so voller Angst vor dem Tod.“

„Schön“, sagte sie. „Wirklich sehr schön.“

„Das war ziemlich schwierig“, versuchte er zu erklären. „Ich hatte die Maske vor die blau getünchte Wand in Hans-Hermanns Arbeitszimmer gehängt, eigentlich eine freundliche Himmelsfarbe, doch durch die starrenden Augenlöcher und durch den verzerrten Mund scheint das Blau nun wie Gletschereis, ganz kalt und ganz leer, ein Schrecken, den das Gold doch eigentlich überdecken sollte.“

Sie nahm das Foto in die Hand, legte die anderen zur Seite. „Woher willst du das wissen? Ich sehe nur ein altes, zahnloses Gesicht, ein Priester vielleicht, der sein langes Leben satt hat und bestimmt nichts mehr überdecken und nichts verbergen will, weshalb auch.“

„Wenn du meinst“, sagte er. „Mich sah die Maske jedenfalls so an, so schrecklich, und deshalb habe ich sie so fotografiert.“

„Ein gutes Bild, sicher“, sagte sie. „Wirklich, sehr schön!“

Er schluckte: Da war er wieder, der nie erloschene Ärger über Lehrer, die ständig Zensuren verteilen, die alles wissen und besser wissen – eine Berufskrankheit, unheilbar.

Sie blätterte in den Vergrößerungen: „Übrigens hast du hauptsächlich Bilder von Dingen mitgebracht, Bäume, Häuser, Steine, Landschaften, Stilleben – Menschen sind darauf kaum zu sehen oder nur als Statisten, am Rande.“

„Wirklich?“ Er zögerte: „Das habe ich gar nicht bemerkt. Ich habe einfach Fotos für dich herausgesucht, die ich für gut

und gelungen halte, eben als Bild. Aber du hast schon recht, die Dinge selbst faszinieren mich – vielleicht bin ich ein verhin- derter Stilleben-Maler, ‚nature morte‘, wie die Franzosen sa- gen: tote Natur. Doch damit kann man ja auch etwas vermit- teln.“

„Natürlich“, sagte sie. „Es fiel mir eben nur auf. Aber nun komm’ erstmal rein, sonst wird der Tee ganz kalt. Jedenfalls bist du schon ein etwas absonderlicher Lokalfotograf, finde ich.“

Sie schenkte ein, er trank. Der Tee war abgestanden, dunkel und bitter.

„Das hat mir noch niemand gesagt“, meinte er. „Aber vielleicht hast du recht. Die Zeitung druckt ja auch niemals die Bilder, die ich für gelungen halte – oder beinahe nie –, sondern immer die anderen, die glatten, die oberflächlichen, flüchtigen, am liebsten Fotos, die mit dem Blitz nivelliert worden sind, schrecklich. Aber dafür werde ich eben bezahlt.“

„Und warum läßt du dir das gefallen?“, fragte sie. „Du könntest deinem Redakteur ja einmal erklären, was wirklich ein Bild ist!“

Er schüttelte den Kopf: „Das weiß der doch längst – und weiß es besser als ich, das ist es ja: Nur seine Auffassung zählt, und die ist solide abgesichert durch eine satte Mehrheit von Abonnenten und Anzeigenkunden. Das ist eben so. Manchmal tut mir das Blitzlicht richtig weh. Viel lieber würde ich einen hochempfindlichen Film einlegen, das kostet nicht mehr, und die Fotos würden lebendig und plastisch und interessant, sie könnten etwas erzählen – vielleicht sogar etwas, das ich selbst nicht gesehen habe, das ich selber nicht weiß. Aber das sind eben nicht die Fotos, die Dr. Krause braucht, die unsere Leser erwarten. Also knipse ich rasch mit dem harten Elektronen- blitz, beinahe mit geschlossenen Augen.“

„Und das hältst du aus? Das genügt dir?“

„Eben nicht, das sage ich ja: Es tut mir weh. Aber das hilft mir nichts, ich habe mich daran gewöhnen müssen, ich kann es nicht ändern. Wenn es sein muß, kann ich sogar fotografieren, ohne überhaupt in den Sucher zu sehen! Das habe ich allerdings schon in Düsseldorf gelernt, beim alten Eisenmann, der hielt seine Robot immer hoch über die Köpfe der Kollegen, die sich

nach sensationeller Porennähe drängten: Er wußte genau, was sein Objektiv aufnahm, hatte das Bild buchstäblich in der Hand, und etwas Brauchbares kam dabei immer heraus. Das war ein ganz ausgekochter Routinier, dem es mit seiner Technik sogar gelungen war, auf dem Reichsparteitag in Nürnberg aus den eng geschlossenen Reihen eines Marschblocks der SA heraus Fotos nach Hause zu bringen, die Hitler bei einem geradezu menschlichen Ausdruck erwischte hatten, er hat mir die Bilder gezeigt. Aber derartige Tricks brauche ich kaum noch, weil, es gibt hier eigentlich niemals wirkliche Sensationen und deshalb auch kein kollegiales Gedränge. Außerdem ist meine alte Exacta dafür zu schwer.“

„Hast du es nie mit Porträts versucht?“, fragte sie. „Die werden doch meistens ganz gut bezahlt.“

„Sicher, das weiß ich auch“, sagte er. „Die Baronin lebte eigentlich nur von Porträts. Aber sie konnte das auch, weil sie rücksichtslos war, irgendwie sogar schamlos, verstehst du: Sie fotografierte einfach in jedes Gesicht hinein, möglichst mit hartem Seitenlicht, und dabei sprach sie so provozierend mit ihren Opfern, daß sie alles das überwand, was an Fassung und Haltung in den Gesichtern war und was doch eigentlich auch dazu gehörte. Sie kannte wirklich keine Scham, und genau damit hatte sie Erfolg. Aber das konnte ich nie, und das wollte ich auch nicht. Irgendwie hatte ich immer Angst, ich könnte mit meiner Kamera Menschen verletzen – verstehst du? Deshalb bin ich gut, wenn ich so etwas wie die peruanische Totenmaske fotografiere – ‚nature morte‘, eben –, und ich bin höchstens Durchschnitt, wenn ich bewegtes Leben einfangen soll. Da bin ich gehemmt, und alle Technik hilft mir dann auch nicht weiter, weder das Tele mit Brennweite 180 noch die tausendstel Sekunde.“

Der bittere Tee, lauwarm. Wieder das Prickeln im linken Arm. Das EKG war neulich in Ordnung, soweit, nur der leichte Druck links in der Brust, Angina pectoris, kein Wort darüber zu Ruth. Aber der Tee ist zu stark, fast schwarz, und sie müßte inzwischen doch wissen, daß ich nachmittags keinen Assam vertrage. Er nahm sich ein zweites Stück Zucker, fragte: „Hast du ein bißchen heißes Wasser für mich?“

„Natürlich, gern – einen Augenblick!“ Sie ging hinaus, immer noch eine gute Figur, nur der Rock ein bißchen zu kurz, kam mit dem silbernen Kännchen zurück, Großmutter-Erbe, Rokoko-Kitsch, aber Silber 800, blitzblank. Sie goß das Wasser in seine Tasse wie ein Geschenk.

„Wie hast du eigentlich deinen Lagerfreund wiedergefunden?“, fragte sie. „Chile, das liegt doch wirklich am Ende der Welt.“

„Ich habe ihn nicht gefunden“, sagte er. „Er war es, der mich entdeckt hat – zufällig in einer alten Illustrierten, da hatte ich eine Bildreportage über archäologische Grabungen am Niederrhein, damals wurde so etwas noch gedruckt: ein fränkisches Fürstengrab mit allerlei rostigen Waffen und Beschlägen, vor allem aber mit einem phantastischen Goldring, glänzend wie neu, wie eben im Sand verloren.“

Diese Fotos brachten Hans-Hermann auf den Gedanken, daß ich seine Sammlung fotografieren könnte. Er war bald nach dem Krieg aus Deutschland herausgekommen, zuerst nach Argentinien, es muß da eine Connection für die SS gegeben haben, später dann über die Anden nach Chile, wo er entfernte Verwandte hatte, solider Großgrundbesitz aus dem 19. Jahrhundert, deutschnational bis in die Knochen. Wir haben die Vettern damals zusammen besucht, in Osorno, ziemlich tief im grünen Süden, wo Hans-Hermann seinerzeit erst einmal Viehzucht geübt und gleichzeitig die freundlichen Töchter erprobt hatte – eine hatte er dann geheiratet, war Chilene geworden und Vater von drei deutsch-chilenischen Söhnen, gut erzogenen rotblonden Herren, einer war Militär-Staatsanwalt, so daß die Familie auch unter Pinochet abgesichert war – ganz abgesehen davon, daß die ganze Mischpoche den harten Kurs des Diktators für einzig richtig und angemessen hielt, um mit den Roten und den Mestizen und den Indios fertig zu werden – Pinochet hat ihnen ja auch ihre Ländereien zurückgegeben, die unter Allende enteignet worden waren. Aber sonst nette Leute, wirklich, und eben sehr deutsch.“

„Was du so deutsch nennst!“, sagte sie. „Das ist im Grunde doch tiefstes 19. Jahrhundert, schwarzweißrote Gefühle und die Sekundärtugenden von vorvorgestern! Da konnte dein

Freund natürlich gleich bei seinen SS-Idealen bleiben, nordisch und hart und gehorsam und treu.“

„Das siehst du nicht richtig“, widersprach er. „Hans-Hermann hatte sich sehr verändert seit damals, von den alten Idealen war keine Rede mehr, er setzte jetzt voll auf Erfolg und Gewinn, und gegen dunkelhäutige Frauen hatte er überhaupt nichts, im Gegenteil – Carmen hieß eine, Carmenita, ein Mädchen mit wunderschönen traurigen Augen. Aber es war eben die alte deutsche Gesellschaft, die ihn da aufgenommen hatte, und das waren durchweg Familien, die schon seit vier oder fünf Generationen in Chile auf eine Art gelebt hatten, die dort ‚deutsch‘ hieß und immer noch heißt: fleißig also, sauber, zuverlässig, tüchtig und sparsam. Da mußte er sich schon anpassen und einfügen, und das fiel ihm sicher nicht einmal schwer, obwohl seine eigenen Geschäfte – ich weiß nicht, ob die immer ganz astrein gewesen sind. Damals hatte er gerade eine Importfirma aufgemacht, Pinochet hatte die Devisenbewirtschaftung freigegeben, und nun importierte er jede Menge elektrische Melkmaschinen neuester Bauart aus den Vereinigten Staaten, das war ein dickes Geschäft.“

„Und die Indios auf den Gütern wurden arbeitslos, ja? Das ist genau die deutsche Tüchtigkeit, die ich so liebe!“, sagte sie heftig. „Mit solchen Leuten möchte ich jedenfalls nichts zu tun haben!“

„Was willst du?“, sagte er. „Er lieferte doch nur, was bestellt wurde, und wenn nicht er geliefert hätte, dann hätten andere das Geschäft gemacht. Sein Ältester saß mit im Büro und häufig auch seine Frau, Ingrid, die kannte natürlich Hinz und Kunz und jedermann im Großen Süden, so daß ihm noch Zeit genug blieb für seine präkolumbianischen Schätze, da war er wirklich kompetent und unermüdlich, ein echter Liebhaber. Er hatte sich eben eingelebt.“

„Wie schön für ihn!“, sagte sie. „Den Reichen nahm er also das Geld ab, den Armen die Arbeit, und bei den Ärmsten kaufte er für ein Trinkgeld die letzten Reste ihrer alten Kultur auf! Das nenne ich ein erfülltes Leben, ein echtes Sammler-Leben: emsig und sparsam und unermüdlich – wie sagtest du: ‚eben sehr deutsch‘.“

„Aber ich bitte dich, Ruth – du baust dir da einen Popanz auf, wirklich! Sicher hatte Hans-Hermann seine Schwächen und Macken, wer hat die nicht, und natürlich war er trotz aller Anpassung in Chile ein Zugewanderter geblieben, so daß er schon deshalb immer etwas ‚deutscher‘ und etwas erfolgreicher sein mußte – oder sein wollte – als die anderen. Aber wir waren eine ganze Woche in der Atacama unterwegs, in der Wüste im Großen Norden, nur wir beide, und da lernt man schon einen Menschen kennen, denke ich, und deshalb bin ich mir auch ganz sicher –.“

„Natürlich!“, unterbrach sie ihn. „Daß er nichts als edle Motive hatte und die besten Absichten und ein himmelreines Gewissen, und bestimmt glaubte er selber daran, da bin ich mir ganz sicher! Ich kenne diesen Typ, ‚sehr deutsch‘, den gibt es bei uns doch auch, ich habe da meine eigenen Erfahrungen – du weißt schon, ich mag den Namen wirklich nicht mehr hören. Dem habe ich auch vertraut, lange Zeit, viel zu lange, bis ich mißtrauisch geworden bin, nach und nach, und endlich einsehen mußte, daß bloß Fassade war, was ich für echt und wahrhaftig gehalten hatte. Das hat weh getan, glaub’ mir, das tut immer noch weh. Der war auch so ein Mensch mit hohen Ansprüchen und tiefer Bildung und ein leidenschaftlicher Sammler dazu, und ich habe ihm geglaubt und vertraut, wie man nur einem Menschen vertrauen kann – ja, ich weiß, das war etwas anderes, natürlich, gar kein Vergleich, und ich will auch gar nicht vergleichen. Aber bei ihm ist mir einiges aufgegangen, zum Beispiel, daß Sammeln im Grunde wenig mit Kultur zu tun hat und kaum etwas mit Geschmack, eigentlich im Gegenteil: daß Sammeln nämlich eng macht und gierig und blind – und wenn es nicht eng macht, dann ist es doch wohl ein Zeichen von Beschränktheit und Enge, wenn Menschen nicht aufhören, Dinge zusammenzusuchen und anzuhäufen, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß Dinge nicht reicher machen, so kostbar sie sein mögen, daß Dinge vielmehr beschweren und unfrei machen, ja, daß sie im Grunde nur immer schwerer und lästiger werden. Er war so ein wütender Sammler, scheinbar großzügig, scheinbar nobel und uneigennützig, tatsächlich aber seiner Leidenschaft verfallen, die ihn arm machte, je mehr er an

Trouvaillen aus Antiquitätenläden, Auktionshäusern und Flohmärkten zusammentrug. Natürlich merkte ich das erst mit der Zeit, lange ließ ich mich blenden von seinem Wissen, seiner Kennerschaft, seinen Schätzen – er war für mich einfach ein großer, erfahrener Mann, der Rektor meiner Schule, natürlich verheiratet, zwei Kinder, ein Haus am Hang mit Forsythien, Rhododendron und japanischen Kirschen, dazu ein begabter Pädagoge, die Kinder liebten ihn, weil er sie spielend lernen ließ, und oft machte er seine Stunden mit Videos interessant – er hatte hunderte von Kassetten zusammengetragen –, auch daran ging unsere Beziehung zuletzt kaputt, erzähl' ich dir später mal.“

Er wollte sich nicht erinnern. Er mochte sich nicht erinnern. Er erinnerte sich: Das helle Haus über den ansteigenden Dächern und Gassen von Valparaiso, der weite Blick über die Bucht, drei dunkelgraue Kriegsschiffe am Kai, wimmelnde Boote, das Mennigerot eines entladenen Frachters, und hinter den Kränen der tiefe Sonnenuntergang abends, ein leichter Wind wehte herauf. Ingrid zündete die Kerzen an, ihr streng geschlossenes, helles Gesicht, freundlich und unberührbar, sie zog ihre Hand zurück, als er nach ihr tastete, unter dem Tisch. Dunkler Rotwein. Der Himmel von kühlem Blau. Ingrids Feldpostkarten-Gesicht, klar, blond, spröde. Als sie schlafen gegangen war, öffnete Hans-Hermann die dritte Flasche: „Auf unsere alten Zeiten!“

Später sagte er: „Nichts mehr, verstehst du: Gar nichts mehr. Dabei liebt sie mich immer noch, glaube ich, auf ihre Art. Aber so ungeheuer protestantisch, verstehst du, so grundsätzlich. Drei Söhne haben wir zusammen gemacht, wie sich das gehört, o.k., und das war's dann. Für Ingrid war das genug. Scheißleben!“

„Und Carmenita? Liebst du sie nicht?“

„Ja, die ist warm und wild und weich und alles, wirklich. Wenn sie nur nicht so melancholisch wäre“, sagte er. „Und wenn ich nicht immer bezahlen müßte!“ Er lachte auf: „Und dabei kann ich nur noch, wenn ich bezahlen muß – stell' dir das vor! Aber ich bin ja auch älter als du. Und diese Augen, ich mache



immer die Lampe aus, oder sie macht die Lampe aus, sie weiß schon Bescheid.“

Die heftigen Worte hinter der Tür, unverständlich, nachts in Antofagasta, das Poltern, das Schreien, irgendwann spät – er war trostlos müde, aber der Lärm schreckte ihn wieder hoch, bis zum Türeenschlagen zuletzt, Hans-Hermanns Fluchen auf spanisch. „Tut mir leid“, sagte er morgens, am Frühstückstisch. „Aber ich kann die Fratzen einfach nicht sehen!“

Sie waren nach Norden gefahren, in die Sonne, in die Hitze hinein, aus den üppigen Blumengärten von Vino del Mar in das dünne Gelbgrün der Steppe, das glühende Wüstenbraun, sehr fern am Horizont die Andenkette, ein nicht einlösbares Versprechen von Kühle und Blau. Rechts und links Öde, Leere, lange Kakteen-Zäune, einzelne Häuser ohne Gesicht, dann nur noch Kakteen-Gruppen, sinnlose Zeigefinger, manchmal noch Bretterhütten am Straßenrand unter dem gnadenlosen Emaille-himmel, und als die Straße sich einmal zur Küste hin wandte, ganz nahe das unruhige Meer mit dem gischtigen Nebel, ein paar klägliche Behausungen aus rostigem Wellblech, ausgeblichenen Schwemmholzstücken und Kistenbrettern, von Sand und Steinen halb zugedeckt, vom Seewind zugeweht. Auf einer Feuerstelle aus Feldsteinen kochte ein heiterer Mestize, zerlumpt und hager, irgendetwas in einem zerbeulten Topf, grüßte freundlich, als sie anhielten, ließ sich für ein paar lächerliche Pesos seine Funde abhandeln, eine Handvoll sorgfältig gearbeitete Pfeilspitzen, die an dieser Küste 5000 oder 15000 Jahre überdauert hatten, zarte Handwerke aus Stein, die sich wie Kunstwerke anfühlten. „So etwas ist in Santiago ziemlich gefragt, als Halsschmuck“, meinte Hans-Hermann beim Weiterfahren. „Aber der Mann hat ja auch sein Geschäft gemacht, und ich wette, er ist zufrieden. Wohltätig darfst du hier nicht sein, sonst werden die Leute übermütig und frech, die sind ihre Armut gewohnt – ich habe das auch erst lernen müssen, mit europäischen Augen darfst du das nicht sehen!“ Weiter die Asphaltstraße nach Norden, manchmal gerade ins heiße Nichts, irgendwohin Richtung Lima, Acapulco, Alaska, manchmal in sanften Krümmungen an Wüstenhängen entlang, und in den Kurven Kreuze, immer wieder, grob zusammengeschlagen aus Brettern, zusammen-

gebunden aus rostigen Stangen, Papierrosen daran, ein Schuh, eine Mütze, ein Christus aus Gips – Gedenken an die Opfer der Straße, der Kurven, der Reifen. Am dritten Tage dann Antofagasta: eine Stadt, eine richtige Stadt, laut und geschäftig, fast unerlaubt zivilisiert, mit Häusern und Straßen und Autos am Nachmittag, blankes Blech in allen Farben, und Läden mit frischen Früchten, Hunde und Alte und Kinder, Kinder, und grünende Büsche und Bäume, die Hotelfassade altmodisch würdig, wie Bürgerstolz in Brunau, und in der ersten Etage zwei Einzelzimmer mit einem gemeinsamen Bad, Wasser genug, kaltes Wasser, er wollte nur noch trinken und duschen und trinken und schlafen, schlafen. Aber er war nicht allein, er war Gast, und Hans-Hermann rühmte die dunklen Winkel der Hafenstadt, toll, mußt du gesehen haben, Mädchen, sage ich dir, und gar nicht teuer, und in so einer Hotel-Suite, da muß man doch feiern, oder?! Sei bitte kein Frosch! Drei hemdsärmelige Musikanten sorgten für hitzige Rhythmen, der Saal halbdunkel, hinten der Gang zu den Kammern, stundenweise zu mieten, und Mädchen kamen an ihren Tisch, Frauen, diese nein, diese ja, vielleicht die, Hans-Hermann bestellte süßen Sekt, legte den Arm um die kunstblonde Frau mit den umränderten Augen – der schwarze Haaransatz war mindestens eine Woche alt –, drei Kinder zuhause, die Bluse halb offen, und die kleine Dunkle, ja, Carmenita, offenbar hießen hier viele so, versuchte, sich mit ein paar englischen Seemanns-Brocken verständlich zu machen, die ihm wie Spanisch klangen – O no, sweetie, I don't understand, sorry, I don't like, no.

Mit der Taxe zurück zum Hotel, und Hans-Hermann verschwand mit der Kunstblonden in seinem Zimmer, winkte noch einmal – komischer Kauz, du, wir hätten doch beide –, und er schlief sofort, immer noch der fiebernde Himmel, die glühende Wüste, und dann das Schreien, plötzlich, die fremden Stimmen, das Türemschlagen, ehe er wieder einschlief. Einmal, in San Pietro de Atacama, zwei Tage später, glaubte er einen Augenblick lang, er habe den Schlüssel gefunden, das Rätsel gelöst. Aber Hans-Hermann winkte ab: „Ach was, vergiß es!“

Als der heftige Wüstenwind in Calama einfiel, nachmittags, Sand in den Augen, Sand knirschte zwischen den Zähnen, wa-

ren sie aufgebrochen nach Südosten, die schmale Straße bergan, die sich bald als Rüttelbrett erwies, nur ab und zu eine Strecke frischer Asphalt, und der kümmerlich stotternde Motor schaffte gerade noch den zweiten Gang. Bei der großen Baustelle, es dämmerte schon, warnte ein Umleitungsschild, aber Hans-Hermann versuchte den kürzeren Weg, bis der Wagen mit mahelnden Rädern sich eingrub und endlich festsaß, Einöde ringsum, fahle Dämmerung, Dunkel, kein Licht mehr, keine Luft, Angst, mein Herz Herz, und es dauerte dauerte, vielleicht das Ende, mein Tod, bis Hans-Hermann zurückkam, endlich, auf einem mächtigen Truck aus dem Lager der Straßenbauer, der sie mit wenigen Rucks befreite. Aber die Ankunft in San Pietro sehr spät, ein einsames Wüstennest mit gespenstisch fahlen Mauern, schwarzen Fenstervierecken, und als sie ihr Zimmer gefunden hatten, beendete der Generator im Garten sein hartes Klopfen, und es gab keinen Strom mehr, nur Stille und Nacht, Nacht, Angst wieder, das Herz mein Herz und endlich der Schlaf.

Am Morgen ein überklares Höhenlicht vor dem Fenster, dünnes Frühlingsgrün in den Zweigen, und jenseits der Sandwüste, fast nahe, die ungeheuren Schneegipfel der Anden, vulkanisch ansteigend, gelassene Schönheit. Auf der Straße trödelnde Indios. Mattigkeit in den Gliedern. Die Hitze kochte wieder hoch. Das Herz. Hans-Hermann verschwand in halbdunklen Zimmern, handelte heiße Ware. Über den blockigen weißen Mauern der alten Kirche ein kleines Kreuz. Auf der anderen Straßenseite ein schlichter Neubau, das Museum, vollgepackt mit allem, was die Salzwüste tausende Jahre bewahrt und nach und nach wieder hergegeben hatte, als den frommen Pater Le Paige die Sammelwut befiel, die sich von heidnischen Gräbern und Toten und Totenruhe nicht lähmen ließ: Ungezählte gestapelte Schädel mit starrenden Höhlen, Knochen und Knochenhaufen, auch ganze mumifizierte Körper, zusammengebunden, zusammengekrallt, daneben steinerne Halsketten und braune Stoffreste, auch halb zerstörte Gefäße aus Ton, Pfeilspitzen, Federschmuck, und im Halbschatten Steinkeile aus unvordenklichen Zeiten, ein museales Chaos.

Ein Gesicht ließ ihn nicht wieder los, eingeklemmt zwischen dünnen Leichenarmen, eine junge Frau, uralte, der lederne Kör-

per zusammengekrümmt wie ein Riesenfötus, mit wirrem Haar, das rötlich gebleicht war von Salz und Sonne – ein Gesicht mit schmalen Augenöffnungen, die ihn nicht ansahen, die nichts mehr sahen, eingesunkene Wangen, eine spitze Nase, ein schmaler, bitterer Mund, trotzdem noch immer ein Anhauch von Schönheit darin, unauslöschlich bis heute hin. Das war der Augenblick, da er zu wissen glaubte, was Hans-Hermann fürchtete, die Fratzen, die ihn verfolgten, die er nicht sehen wollte, nicht so ein Gesicht.

Als sie weiterfuhren zum Valle de la Luna, phantastisch, muß man gesehen haben, sprach er zögernd von seiner Vermutung. Hans-Hermann ließ ihn nicht ausreden: „Ach was, Unsinn! Davon verstehst du nichts!“

Draußen bizarre Gebilde, Gestalten aus grauen und weißen Blöcken von Salz, dahinter gezackte Kulissen aus Braun und Beige und Rot, keine Menschen, keine Toten.

„Ist der Pater eigentlich verrückt?“, fragte er. „Das ist doch irgendwie irre, dieses Sammeln von Leichen und Leichenteilen!“

Hans-Hermann hob die Schultern: „Wer ist hier oben nicht verrückt? Aber sonntags predigt er immer noch das, was er einmal gelernt hat, vom moralischen Leben hier und vom himmlischen Leben nach dem Tode, natürlich nur für Christen. Und ab Montag wird wieder gegraben, die Wüste ist groß, und die Kunza-Indianer haben überall ihre Toten bestattet, ein Nomaden-Volk, da hat Pater Le Paige noch einiges zu tun.“

Er spürte wieder sein Herz. „Ich möchte doch lieber umkehren“, sagte er. „Irgendwie bekomme ich keine Luft.“

„O.k.“, sagte Hans-Hermann. „Das ist die Höhe, über 3000 Meter. Übrigens habe ich heute gut eingekauft, schöne Stücke, zeig’ ich dir später. Man muß sich jetzt ranhalten. Wenn erst die Archäologen kommen und alles katalogisieren, ist kein Geschäft mehr zu machen.“

„Und der Tod?“, fragte er. „Die Toten?“

„Die überlasse ich dem Pater, ich mag sie nicht, will sie auch nicht in meinem Hause haben, da würden sie sich wahrscheinlich auch gar nicht halten, so nahe am Meer. Nein, nein, ich bin für das Dauerhafte, Steine und Gold, da weiß ich, was ich habe, da mache ich weiter.“

„So lange du lebst“, sagte er.

„Wieso? Ich lebe doch!“

Später am Nachmittag, sie machten Rast bei einer verlassenen Arbeitersiedlung in der Küstenebene, kümmerliche Reihen verfallener Buden, in denen vor Jahren einmal Salpeter-Arbeiter gehaust hatten, fragte er, die Sonne war ein milchiger Kreis im Dunst von Sand und Küstennebel, beinahe wie damals die Sonnenfinsternis: „Erinnerst du dich noch an Köllemann?“

„Dem sie das Auge ausgeschlagen haben, im Lager, weil er Brot geklaut hatte? Natürlich. Das Schwein!“

„Er ist daran gestorben. Aber manchmal denke ich, daß er das Brot vielleicht gar nicht genommen hat. Es gab doch keine Untersuchung, gar nichts, irgend jemand hatte ihn nur verdächtigt – vielleicht, weil er eine Gasmaskenbrille trug und Gedichte las und keine Witze erzählte. Es könnte ja auch jemand anders gewesen sein.“

„Du hast Sorgen!“, sagte Hans-Hermann. Tod war kein Argument für ihn.

Er löste sich von ihr, langsam, legte sich auf den Rücken, sah in das halbe Zimmerdunkel hinein; dann tastete er nach den Zigaretten auf dem Nachttisch, dem Feuerzeug, fragte: „Stört es dich, wenn ich rauche?“

Sie streichelte über sein Haar, ließ ihre Hand auf seiner Schulter liegen. „Und wenn schon“, sagte sie.

Die kleine Flamme klickte auf, er sog den Qualm tief ein, legte sich in das Kissen zurück: „War ich gut?“

Er spürte ihr Lächeln. Sie legte sich an ihn. Langsam wuchs das Aschengrau, er suchte nach einem Aschenbecher, fand nur die kleine Kristallschale, in die sie nachts ihren Schmuck ablegte: „Darf ich?“

„Ist doch gleich“, sagte sie, schläfrig.

Die Zigarettenglut ließ das Rankenmuster der Bettdecke aufscheinen. „Bei uns gab es nur weißes Bettzeug“, fiel ihm ein. „Das war damals so, Leinen, reinweiß, und jedes Kissen mit einem Spitzeneinsatz.“

„Genau“, sagte sie. „Und jeder Fleck ein Versagen, eine Sünde, eine Schande – so war das. Nie werde ich vergessen, wie

entsetzt meine Mutter war, ja, sie war richtig böse, als ich anfing, erwachsen zu werden, ganz und gar ahnungslos damals mit 12: Flecken auf ihrem gepflegten Aussteuer-Laken, rote Flecken! Aber Kind – !“

Er drückte die Zigarette aus. „Mütter!“, sagte er. „Und sie ändern sich nicht, überhaupt nicht. Zu meiner Mutter kommt dreimal die Woche ein Zivi, zur Pflege und Hilfe, sonst wäre sie schon in einem Heim, ein Wehrdienstverweigerer, und was erzählt sie dem dreimal die Woche? Daß sie stolz ist auf ihren Sohn, ja, auf mich, daß er sich freiwillig gemeldet und für Deutschland gekämpft hat – und nicht mit so langen Haaren! Es ist nicht zu fassen. Hab’ ich dir eigentlich erzählt, daß meine Mutter bis zu unserer Scheidung Woche für Woche zum Staubwischen zu uns kam – 60 Kilometer hierher mit dem Bus, 60 Kilometer zurück?! Und dabei war sie zuletzt schon Mitte 70. Bei Hilde kam sie allerdings nicht mehr, obwohl es da eher nötig gewesen wäre – sie sagte immer ‚Fräulein Lempel‘ zu Hilde und ‚Sie‘, und es war ihr dann wohl gleich, ob Staub auf dem Bücherbord lag. Jetzt sitzt sie jeden Abend vor dem Werbefernsehen und erlebt vollkommen glücklich den Meister Propper oder den glanzfrischen General, fleckenlos und superhygienisch: So war sie eben als Hausfrau auch, in ihrer Erinnerung, obwohl sie früher ganz anders gewesen sein muß, ich habe ein Foto, da war ich wohl zwei oder drei Jahre alt, und sie lacht mit mir und ist froh, sogar hübsch, und sie weiß noch nichts von der verbissenen Wut, mit der sie später den Staub verfolgte.“

Sie schwiegen. Irgendwo oben im Hause pochte ein Lautsprecher dumpfe Rhythmen, ein gleichgültiges, einschläferndes Stampfen. Er schloß die Augen und dachte schon nichts mehr, als sie wieder zu sprechen begann: „Manchmal habe ich richtig Angst – Angst, daß ich einmal so werden könnte – wie meine Mutter, wie deine Mutter. Einfach so, indem ich älter und älter werde und nach und nach vergesse, was ich eigentlich wollte, was ich sein wollte. Einfach so.“

„Aber das ist doch Unsinn!“, sagte er. „So könntest du gar nicht sein. Du bist doch du.“

Ihre Antwort kam zögernd: „Was weiß man schon, wer man

ist? Auf jeden Fall ist man das Kind seiner Mutter, und Mütter erziehen ihre Töchter nach ihren Vorstellungen, ihrem Bild, ganz unvermeidlich – vielleicht, weil sie Angst haben, die Mütter, sie müßten sonst an ihrem eigenen Leben zweifeln. Am Ende jedenfalls fügen die Töchter sich, fast alle, das weiß ich von mir – vor allem dann, wenn der Vater schwach ist, wenn er nicht wirklich lieben kann, nicht die Mutter, nicht die Tochter. Für Söhne ist es sicher einfacher, erwachsen zu werden, sie selbst zu werden – ihre Mutter hat ihnen dann nichts mehr zu sagen, und im Grunde wollen sie doch so sein wie der Vater.“

„Ich nicht!“, widersprach er. „Ich ganz bestimmt nicht! Nicht wie mein Vater – o Gott, nein. Vielleicht war Herr Tarnowski für mich so etwas wie ein Vaterbild, damals, das kann schon sein. Aber mein eigener Vater – nein, so wollte ich ganz bestimmt nicht werden!“

„Und du bist auch nicht so geworden wie er – ein bißchen vielleicht?“, fragte sie.

Er war wieder ganz wach: „Bestimmt nicht, das weiß ich genau. Ich habe meinen Vater gehaßt – vielleicht auch mit dem Haß, der Bitterkeit meiner Mutter. Tarnowski dagegen mochte ich einfach gern, und im Laufe der Zeit habe ich sogar versucht, ihm nachzueifern, als Fotograf jedenfalls, obwohl ich mir das lange nicht eingestehen wollte.“

„Und gerade den hast du auf dem Gewissen“, sagte sie.

„Wie kannst du das sagen?“ Er richtete sich halb auf. „Es ist doch niemals geklärt worden, weshalb sie ihn damals abgeholt haben – warum sollte ausgerechnet ich schuld sein? Jeder Zweite in Brunau kann es gewesen sein, wo er nie seinen Mund hielt – wirklich, das darfst du nicht sagen, das darfst du nicht einmal denken, Ruth, bitte, und ich war doch erst 14 damals, was weiß man denn schon mit 14!“

„Ich wollte dir keine Vorwürfe machen“, sagte sie. „Bestimmt nicht. Und jetzt sollten wir schlafen, ja?“

Das Lautsprecher-Dröhnen oben verstummte unvermittelt. Sie horchten. Aber der stumpfe Takt kam nicht zurück.

In die Stille hinein sagte sie: „Manchmal bin ich schon froh, daß ich keine Kinder mehr haben kann.“

## VIII.

Der Vormittag war matt, glanzlos. „Wird schon noch werden“, sagte er. „Die pralle Sonne will ich ja gar nicht.“

„Aber dieser verhängte Himmel!“, sagte sie. „Dunst und Schwaden und Schwüle – ich hätte nie gedacht, daß ich hier einmal leben würde, zwischen Moor und Meer. Eigentlich doch sehr sinnreich, daß das Land ‚niederrheinische Bucht‘ heißt, diesig und klamm ist es immer, wie auf der See.“

„Du übertreibst“, sagte er. „Außerdem bist du doch aus freien Stücken hierhergekommen, oder?“

Sie sah ihn an, zögerte. „Doch nicht ganz frei“, sagte sie dann. „Du weißt ja, da war diese Sache mit –“

„Vergiß ihn!“, sagte er. „So einer ist es doch gar nicht wert.“

„Aber ich habe ihn wirklich geliebt“, sagte sie. „Mehr als zehn Jahre lang, und das waren zehn lange Jahre Fachwerk-enge im Oberbergischen, mit frommem Morgengebet und hochgeschlossener Bluse am heiligen Sonntag, und außerdem hatte ich vier mal die ersten Klassen in dieser Zeit, das kostete Nerven. Aber ich habe das gern gemacht, und ich wäre wahrscheinlich noch immer dort, trotz allem, wenn die Leute nicht angefangen hätten zu reden, nach so langer Zeit, das ganze Dorf redete plötzlich über uns und wußte alles und noch etwas mehr, obwohl ich in eine Klinik nach Holland gefahren war – ich konnte da nicht mehr bleiben, und er wurde vorzeitig pensioniert, Gesundheitsprobleme. So war das, genau so. Deshalb bin ich hierhergekommen.“

„Aber hier war ich“, sagte er, „und ich bin hier und wir sind hier zusammen, das ist doch genug.“

Sie lachte, nahm das Strickzeug wieder auf, zählte die Maschenreihe entlang. „Manchmal bist du wirklich wie ein Kind“, sagte sie.

Der andere war für sie niemals ein Kind gewesen, sondern vom ersten Tag an ein großer, erfahrener Mann, ein Köhner und Kenner und Weltmann, ein Zauberer im schlichten Alltagsan-



zug, der Dinge und Menschen an sich zu ziehen verstand. Eigentlich war er schon etwas zu alt für seinen Lebensstil, hatte sie später manchmal gedacht, obwohl er nicht älter wirkte als seine Jahre, im Gegenteil: Sein volles Haar, das nur nach und nach etwas grauer wurde, trug er so lang wie die Studenten der 70er Jahre, und er war so beweglich und so wenig корпу- lent, daß er noch Jeans tragen konnte, ohne lächerlich zu wirken. Doch wenn er sonntags auf einem Flohmarkt herumschlen- derte, meistens schon früh am Vormittag, wenn erst ein Teil der Stände aufgebaut war und die meisten Händler gerade mit dem Auspacken begannen, und mit gespannter Aufmerksam- keit betrachtete, zugleich auch bei sich bewertete, was auf den schmalen Tischen ausgebreitet lag oder gerade aufgestellt wurde, dann war er eben nicht mehr ganz jung und auch nicht frei und bedenkenlos genug für das offene, heitere Handeln um Krims und Krums und Plunder, wie es die jungen Leute mit ihrem närrischen Hang zu abgebeizten Kiefernchränken und rostigen Küchenwaagen aus Großmutter's Jugendzeit beinahe spie- lerisch zu inszenieren verstanden. Sie wunderte sich noch immer, daß ihr das damals nicht aufgefallen war, am Anfang, und sie mochte das nicht allein mit dem zunehmend geschäftiger, manchmal fast undurchdringlich werdenden Betrieb auf den Sonntagsmärkten entschuldigen: Sie hätte, meinte sie später, doch sehen müssen, daß er nach Jahrgang, Bildung und Gehalts- gruppe längst über das begierige Handeln um kleine Gelegen- heiten hätte hinaus sein müssen. Im Grunde, dachte sie später, hatte er wohl versucht, noch einmal die kurzen Hosen anzuzie- hen, den kleinen Jungen mit den großen Augen zu spielen, der mit einer einzigen silbernen Münze alle Freuden des bunten Jahrmarkts kaufen zu können meint, und wenn er in seinem unansehnlichen Leinenbeutel verstaute, was er – oft erst nach langem und erbittertem Feilschen – erstanden hatte an Vasen und silbernen Löffeln und alten Tintenfassern und Kreuzstich- Sprüchen und Blechspielzeug, dann trug er das alles, Kram und Ramsch und vielleicht auch einmal ein Stück für das Hei- matmuseum, mit einer Genugtuung nach Hause, die ihm nicht gut zu Gesicht stand. Er war einfach schon etwas zu alt für solche Geschäfte, solche Begehrlichkeiten, hatte sie später er-

kannt, und das auch deshalb, weil für ihn nur der wirkliche Fund, der ohne jeden Zweifel billige Kauf zählten, so daß er selbst eine besonders schön geformte Kanne oder eine bezaubernde Porzellanfigur stehen ließ, wenn der Preis – wie er zu sagen pflegte – „nicht stimmte“. Immer war er darauf aus – genau wie die Jüngeren und die Jungen, die sich zwischen den Standreihen drängten und unentwegt Ausschau hielten nach der einen ganz großen Gelegenheit, die ihr Leben verändern könnte –, die entscheidende Entdeckung seines Lebens zu machen, auch jetzt noch, mit beinahe 60 Jahren: vielleicht nicht gerade ein echtes Rembrandt-Gemälde zu finden, aber doch wohl eine frühe Barlach-Figur, unsigniert und unerkannt, ein goldenes Biedermeier-Halsband ohne Stempel oder ein Beuys-Multiple, dessen Vorbesitzer den alten Schrott endlich loswerden wollte, irgendetwas für ein paar müde Mark, die sich mühelos vertausendfachen würden, wie die Zeitungen immer wieder berichteten, und er verträdelte seine Sonntagvormittage mit solchen Versuchen, das Unglaubliche in zählbare Realität zu verwandeln, immer noch einmal.

Später hatte sie sich gefragt, wieso sie ihn nicht schon damals, gleich zu Anfang, durchschaut hatte. Die Antwort gab sie sich selbst: Sie hatte ihn nur mit dem allzu sicheren Wissen der Liebe erkannt, hatte nicht sein unruhiges Herumsuchen nach wohlfeilen Gelegenheiten und Erfolgen gesehen, hatte sich weder durch seine locker vorgetragene Jugendlichkeit stören lassen noch durch die ängstlich verleugnete Bindung an die mißmutige Frau zuhause – mit der nichts mehr sei, gar nichts –, und sie hatte ihm abgenommen, was er sich selbst und ihr vorspielte: daß er wirklich noch jung sei und offen und frei in seinen Entscheidungen, ein Mann in den allerbesten Jahren, ein sensibler Partner zu verständigem Austausch und zum empfindsamen Anlehnen, alles in allem ein Mann nach Maß für sie, die damals nichts hatte hören und wissen wollen, gar nichts, wenn sie an morgen und übermorgen erinnert worden war. Erst nach Jahren, nach der zweiten Ausschabung, wurde sie langsam wach.

Sehr spät erkannte sie dann, was sie eigentlich viel früher hätte wissen können, was sie aber nicht wissen wollte, damals:

daß auch er eine Geschichte hatte, eine un gute, klägliche Geschichte vielleicht, seine Lebensgeschichte, und weil er kaum einmal darüber gesprochen hatte – als sei sein Anfang gerade jetzt, bei ihr und mit ihr, und alles andere vorher sei nicht gewesen –, wußte sie wenig von ihm, viel zu wenig. Doch wenn schon ihre Eltern kaum jemals mit ihr gesprochen hatten über Menschen und menschliche Schwächen, Menscheleien, auch keine Lehrerin, kein Lehrer sie darauf gebracht hatte, keine Predigten, keine Essays: Aus sich selbst heraus, meinte sie später, hätte sie doch das Selbstverständliche sehen und einsehen müssen, daß nämlich er, wie sie selbst und jedermann, von seinen besonderen Erlebnissen und Erfahrungen, seinen Ängsten, seinen Wünschen, seinem Versagen geformt worden war. Daher konnte er nicht nur ein freundlicher, höflicher, gebildeter Herr in etwas vorgerücktem Alter sein, nicht nur der erfahrene Kollege und gelassene Lebensgefährte auf Zeit, der für alles Antworten und Lösungen wußte, bei dem schließlich alles gut wurde: zunächst war er ein Mann vom Jahrgang 1926, fast ein Vierteljahrhundert älter als sie, beinahe so alt wie ihr Vater, der seine sehr fernen, ihr ganz und gar unbegreiflichen Jugendjahre mit freudig erfüllten Pflichten und begeistertem Heil im festen Glauben an ein tausendjähriges Reich der Reinen und Edlen erlebt hatte, so hart und zwanghaft und grausam das manchmal für ihn auch gewesen sein mochte, eine Zeit, die sie nicht verstehen konnte: „Wieso denn? Warum hast du denn nicht – ?“, ein Mann, der ihr fremd bleiben mußte, so nahe sie sich an ihn drängte, solange er selbst sich nicht öffnete. Sie verstand ihn nicht, und vielleicht, vermutete sie später, wollte er gar nicht, daß sie ihn verstand; er konnte nicht offen sein.

„Deshalb frage ich dich ja“, sagte sie. „Ich möchte wissen, wer der Mann ist, den ich heirate, ich muß das einfach wissen. Man kann doch nicht nebeneinander leben und miteinander und weiß nicht, was der andere denkt, weshalb er gerade so denkt, wie er denkt, weshalb er so ist, wie er ist! Das habe ich einmal mitgemacht, und es war nichts – nein, es war schlimmer als nichts. Er war ja noch etwas älter als du, wahrscheinlich also noch etwas mehr als du ein Kind jener Zeit, von der ich nur aus

Büchern und Filmen weiß – und was weiß ich schon, was davon wirklich wahr ist und was verlogen, gelogen –, und er sprach kaum jemals darüber, jedenfalls nicht mehr mit mir. ‚Ich gebe es auf!‘, sagte er. ‚Du wirst das niemals begreifen.‘ Dabei habe ich mir wirklich Mühe gegeben. Doch immer wieder gab es Sperren und Spannungen und Schranken, und ich konnte doch nicht so tun, als wäre da nichts. Zum Beispiel seine Schallplatten, die ich einfach scheußlich fand: alte Schellacks, die er mir auf einem krächzenden Koffergrammophon vorspielte, Originalton der Kriegsjahre, und es war bestimmt ein besonderer Vertrauensbeweis, daß ich die anhören durfte – dümmliche Schlager und dürftige Lieder, in denen er offenbar seine Jugend und seine Jugendträume wiederfand, während ich – also ich fand sie unzumutbar. Ich glaube, das hat er mir nie verziehen, und er antwortete dann einfach nicht mehr, wenn ich ihn fragte nach damals. Mein Vater hat ja auch nichts vom Krieg erzählt. Aber das war eben mein Vater, und ich habe ihn nicht mehr bedrängt, als ich merkte, daß er nichts sagen wollte, vielleicht auch nichts sagen konnte – nur ein paar dünne Feldpostbriefe habe ich nach seinem Tod gefunden, in denen eigentlich gar nichts stand, im Grunde waren sie nichts als Lebenszeichen für seine Eltern gewesen. Nicht mal zum Offizier hatte er es gebracht, zum Ärger meiner Mutter: Er hatte sich durchgeschlagen, durchgewurstelt durch diese Zeit, diesen Krieg, unauffällig und subaltern, das war eben seine Art zu überleben.

Er aber, er hatte sich mit 17 freiwillig gemeldet, noch Ende 1943, stell' dir das vor: freiwillig zur Panzertruppe, als doch jeder schon wußte oder wissen konnte, daß dieser Krieg verloren war, das war doch nicht mehr als ein Rechenexempel! Dabei hatte er noch Glück gehabt und war schlicht Fahrer geworden, Panzer gab's wohl nicht mehr genug – seit damals war sein Traum ein echter Kübelwagen, kein Jeep, kein Geländekombi, sondern so ein offener Wehrmachts-VW, den er in Polen gefahren hatte und in Pommern und zuletzt in Niederschlesien, unverwüstlich, wie er meinte, er kannte jede Schraube daran. Davon erzählte er schon mal, ja, und auch von seiner Zeit in Malkinia, du siehst, ich habe sogar den Namen des Kaffs behalten, ein lausiges polnisches Straßendorf irgendwo zwischen

Warschau und Brest-Litowsk, Malkinia, wo er im sonnigen Sommer 1944 fünf Wochen lang Fahrer bei einem Versorgungstrupp war, der die kämpfende Truppe – seine Worte – mit Sonderzulagen betreute: ein Lager mit Wodkastapeln und Bergen von Zigaretten Marke Weichsel und echtem französischen Cognac, auch Dosenwurst und Dosenkäse kistenweise, und sogar ein paar nagelneue Koffergrammophone hatten sie da, mit denen sie allerdings erstmal sich selber betreuten mit flotter Tanzmusik und gefälligen polnischen Frauen und Liedern von Heimat und Liebe und Glück, 18 war er damals gerade und wußte wohl nicht, wie ihm wurde, das hat er mir ein paar mal erzählt: Malkinia, eine Flasche Wodka pro Kopf jeden Abend und getanzt und gelacht und gebrüllt und gevögelt, und am nächsten Morgen dann wieder raus mit dickem Schädel und frischen Frontzeitungen für die kämpfende Truppe in Richtung Brest. Das müßte ich doch verstehen, meinte er: alles sei plötzlich zu haben gewesen für Zigaretten und Wodka, mitten im Krieg, und tolle Musik jeden Abend bis in die Puppen – die röhrende Zarah Leander und der sämige Herbert Ernst Groh, er kannte noch jeden Namen, wovon der Landser denn schon träumte, grausam sentimental, und der tiefende Kitsch, der für ihn immer noch edel und wunderbar klang: ‚Heimat, deine Sterne‘ – er hatte die Platten ja noch, und ich fand sie eben – wie sagt unser sprachgewaltiger Kanzler: un - er - träg - lich, wirklich, nicht auszuhalten. Aber der Punkt war eigentlich, und deshalb kam er immer wieder darauf zurück, glaube ich: Malkinia war auch ein Eisenbahnknotenpunkt, und ein paar Kilometer südlich von Malkinia gab es einen Ort namens Treblinka, ein Ort mit Gleisanschluß, ich habe das einmal zufällig auf einer alten Esso-Straßenkarte entdeckt, und er wollte schwören – wirklich, er schwor mir, daß er nichts davon gewußt hatte, gar nichts, keine Ahnung von nichts: ein riesiges Vernichtungslager zehn oder zwölf Kilometer südlich von Malkinia, zwei oder drei Bahnstationen entfernt, wo damals 800.000 oder 900.000 Menschen umgebracht worden sind, fast alles Juden, und davon wußte er nichts – das sollte ich ihm glauben! Und ich glaube sogar, er glaubte das selbst. Kannst du das verstehen?“

„Na ja“, sagte er. „Das war damals eben so. So war die Zeit und die Lage, und er war nur ein kleiner Fahrer und war erst 18, und wenn er wirklich etwas gewußt haben sollte – ich denke, er hat nichts gewußt –, was hätte er dann schon machen sollen als Schütze Arsch? Das war eben so. Aber die Schlager kenne ich auch noch, die hat man einfach im Ohr behalten, ‚Wir machen Musik‘ und ‚Es geht alles vorüber‘ und natürlich ‚Es wird einmal ein Wunder geschehn‘, singen konnte die Zarah ja, das war eben unsere Musik, von ‚Lilli-Marleen‘ nicht zu reden. Wir waren einfach ganz anders damals, ganz anders erzogen, und die Heimatschnulzen nahmen wir bitter ernst: Wir wollten alle wieder nach Hause, möglichst bald, am liebsten waren wir da, zuhause, während ihr – ihr wolltet ja alle fort von zuhause. Im übrigen geht es mir mit diesen Schlagern so, wie wenn du dir eine alte Beatle-Platte auflegst, verstehst du: Da hörst du auch mehr als Melodie und Schlagzeug, weil es deine eigene Zeit ist, deine Vergangenheit, die du da hörst, und es ist dir dann ganz egal, was für eine Schnulze das ist, weil du selbst darin bist, das, was du damals warst!“

Sie hätte vielleicht zurückhaltender sein sollen, dachte sie später manchmal, vorsichtiger, dann wäre nichts weiter gewesen als ein paar rasche Worte, ein paar Küsse ohne Bedeutung, ein freundlich-alltägliches Miteinander, Kollegin, bitte, nein, bitte nicht – er war kein Draufgänger, beinahe schüchtern, Verzeihung, ein bißchen Vater, ein bißchen Kavalier. Sie war es gewesen, die ihn gewollt hatte – so spät noch, nur eine Tasse Tee, na meinetwegen, du du, und endlich, ja, du. Sie hätte ihn fragen müssen, dachte sie später, obwohl sie wußte, daß es dann nichts mehr zu fragen gab, und die frühen Warnungen und spitzen Mahnungen ihrer Mutter – „Männer sind alle so, alle!“ – waren längst lächerlich geworden: Sie liebte, wollte nicht fragen und nicht mehr wissen als das, was sie wußte. Das Schwierige war dann die Dauer, waren die Jahre, der höfliche, freundliche Alltag, Kollegin Schulten, Kollege, und niemand weiß, niemand darf wissen, und immer wieder die Angst, paß auf, du, bitte, die Pille vertrug sie nicht, und dann war es doch geschehen, ich weiß nicht, wirklich, wieso, wir müssen, du mußt, wirklich, ich

weiß keinen anderen Weg. Hinter der Grenze die sachlichen Ärzte, Privatstation, Curettage, die lächelnden Schwestern, drei Tage nur, alles vorbei. „Sie sehen ein bißchen blaß aus, Fräulein Schulten“ – immer sagte er „Fräulein“ zu ihr –, „Sie sollten vielleicht, aber bitte, das müssen Sie selber wissen.“

Was man so weiß. Beim zweiten Mal war es fast schon zu spät: Wir warten erstmal bis zu den Ferien, vielleicht. Aber Ostern lag Ende April, sehr spät, leider, die Gebärmutter, die Eierstöcke, ganz sachlich, nichts mehr zu machen, jedenfalls brauchen Sie künftig keine Angst mehr zu haben, und alles Gute, die Zahlung bitte in bar.

Er brachte japanische Kirschblütenzweige aus seinem Vorgarten. „Gut siehst du aus – alles o.k.? Ich habe dich richtig vermißt.“ Dann zeigte er ihr, was er gefunden hatte, sonntags in Köln auf dem Altermarkt: Ein Bilderrahmen aus grüner Emaille, mit einer geriffelten Goldleiste abgesetzt, und darin im ovalen Passepartout ein feistes, freundliches Männergesicht über einem Uniformkragen, lustige Fotoaugen, vergnügte Grübchen.

„Ja – und?“

„Du glaubst es nicht: Das war unser Intendanturrat Schmähling damals in Malkinia, hab’ ich dir doch erzählt: der alte Schmähling, so wie er leibte und lebte – bei der Verteidigung seiner Vorräte gegen deutsche Marodeure ist er dann umgekommen. Den finde ich hier in Köln! Ist das nicht verrückt?“

Seitdem suchte er überall nach Rahmen, sammelte Rahmen jeder Art, allerdings ohne Inhalt: schlichte Eichenholzleisten, matt gedunkelt, und golden prunkenden Gründerstolz, streng profilierte Kreise, ovale Kränze, mit Lilien ornamentierter Jugendstil, auch kleine Quadrate aus Bakelit – Oma-Bildchen – oder bronziertes Blech, dazu lackierte Leisten in allen Farben und – eine echte Trouvaille – die schwer geschnitzte, tief gestufte Fassung für ein verlorenes Ölgemälde der Düsseldorfer Schule. Die Flohmärkte waren nach und nach angeschwollen, waren bunter und lauter und gleichzeitig armseliger geworden, ausgedehnte Volks- und Freßvergnügungen mit einem starken Einschlag dunkler Türkenfamilien, die mit unermüdl-

chem Pfennigfeilschen hier ihren Hausrat ergänzten. Immer seltener trieben aus der unendlichen Vielfalt von Abgelegtem, Abgebrauchtem, Verworfenem Dinge an die Oberfläche, die das Bewahren lohnten; den letzten echten Fund, eine kreisrunde Silberschale, art deco, Sterling, Kopenhagen 1928, fast schwarz oxydiert und daher billig, beinahe geschenkt, hatte er schon vor über einem Jahr nach Hause getragen. Rahmen aber gab es immer noch, überall, und der gefällige Hausmeister der Schule reparierte und ergänzte beschädigte Stücke sorgfältig und preiswert.

„Und was willst du damit?“, fragte sie.

„Du hast keine Phantasie, Kleines“, meinte er. „Rahmen, das sind manchmal schon Kunstwerke an sich, man muß sie nur füllen. Außerdem sind Rahmen gerade jetzt sehr gefragt, die Preise ziehen an – es lohnt sich, du wirst sehen. Soll ich dir einen schenken – diesen vielleicht? Ich habe zwei von der Sorte.“

Entschieden bestand er auf seinem antizyklischen Kaufverhalten. Im übrigen blieb er höflich, freundlich, zurückhaltend, getreu den ungeschriebenen Gesetzen der Alten Schule: Mit Normen und Formeln und eingelernten Gesten grenzte er sich ab gegen die Zumutungen und Aggressionen der Welt, schützte sich damit aber auch vor ihrem Drängen, ihren Erwartungen, ihrer Trauer. Am schlimmsten waren für sie die langen Sonntagnachmittage, wenn er sich – das mußst du doch einsehen! – seiner Familie widmete, dem Zeugnis des Ältesten, der Hecke zum Nachbargrundstück, dem sauber geschorenen Rasen (schottische Mischung), den Haarrissen im Mauerwerk unter dem rechten Fensterflügel im Souterrain, auch den längst überfälligen Beihilfeanträgen. Manchmal fuhr sie dann rasch zu Inga nach Leverkusen, Erinnerungen an gemeinsame Klausuren und Feten, auf der Terrasse drei lärmende Kinder, ein zeitungslesender Mann im skandinavischen Lehnstuhl, gedeckter Apfelkuchen mit Sahne, halbtrockener Sherry, Schwätzen und Lächeln um nichts; doch Inga wußte Bescheid, und ihr Mitleid verdarb wieder alles.

„Dabei war ich für ihn nicht nur ein Abenteuer oder ein Spiel“, sagte sie. „Sonst hätte unsere Beziehung bestimmt nicht so lange



gedauert – verstehst du: Für ihn war ich so etwas wie ein Traum, eine Traumerfüllung – jung und offen und schmiegsam, zuerst jedenfalls, sein Traum von Freiheit und ungebundenem Leben, obwohl er natürlich durch die zweifache Bindung in Wirklichkeit doppelt beengt und doppelt verklammert war, und das wußte er sicher auch. Er hatte sehr früh geheiratet, war wohl eher geheiratet worden von seiner strengen und nüchternen Frau, und natürlich hatte sie bald heraus, was zwischen uns ablief – wußte das, sagte aber nichts, kein Wort, zu mir nicht und auch nicht zu ihm, und wahrscheinlich war es gerade dieses beständige Schweigen, das ihr ihren Mann erhielt, wenn auch mit Schlafstörungen und Magengeschwüren, das Paradies forderte nach und nach seinen Tribut. Vielleicht war das gar nicht einmal berechnend von ihr, sondern nur ihre eigene Art, ihn zu lieben und mit ihm zu leben, ihn zu ertragen, während ich ihm mit meiner dummen großen Liebe – ja, einfach verfallen war, zuerst jedenfalls und ziemlich lange. Das ist ein starkes Wort, ich weiß, aber es war tatsächlich so: verfallen, und deshalb hatte ich auch jahrelang keine Möglichkeit, Abstand von ihm zu gewinnen, mich gegen seine ganz naive An eignung zu wehren: Ich liebte ihn, und ich wollte ihn lieben, ohne Fragen und ohne Bedingungen. Das hört sich vielleicht nicht sehr glaubhaft an von einer Frau vom Jahrgang 50, die sie selbst geworden ist – und ganz bewußt sie selbst – in den Aufbruchsjahren um 1970, im Aufstand gegen die alten Ordnungen und Strukturen, in heftigen Diskussionen und endlosen Vollversammlungen, bei Marx und Reich und Marcuse, in immer noch einmal versuchten Wohngemeinschaften, anarchisch manchmal und schmutzdelig und antiautoritär, du kennst das doch auch. Aber ich wollte ihn lieben, gerade ihn, auch wenn ich dann nicht mehr genauso ich selber sein konnte wie vorher. Ich wollte ihn. Wenn ein Mensch sich überhaupt ändern kann – ich habe inzwischen meine Zweifel –, dann habe ich mich damals verändert, seinetwegen, sozusagen nach seinem Bilde, und es war mir dann gleich, ob das nun klassisch war oder altfränkisch, passé: Ich habe mich ihm ganz bewußt angepaßt. Sogar geblümte Sommerkleider mit schwingenden Röcken schaffte ich mir an, hochhackige Pumps für das Kleine Schwarze und

straffe Schneiderkostüme mit dezentem Nadelstreifen: weil er das gern hatte und für elegant hielt, und im Oberbergischen fiel das auch gar nicht besonders auf. Natürlich richtete ich auch meine Zeit nach ihm ein, nach den wenigen Nebenstunden, die uns zusammen gehörten, und weil er sich eine billige Ferienwohnung in Torremolinos gekauft hatte, buchte ich Neckermann-Reisen an die Costa del Sol mit Blick auf die Nachbarsilos, nur für ein paar Stunden mit ihm, für uns. Ich war für ihn da, und ich wollte das so. Als er dann anfang, mit dem Videorecorder zu arbeiten – zuerst nahm er nur dies und das auf, was er vielleicht einmal wieder sehen oder im Unterricht zeigen wollte, aber nach drei oder vier Jahren füllten die schwarzen Kassetten ein ganzes Bücherbord bis unter die Decke, alle sorgfältig betitelt und nummeriert, katalogisiert, – da ging ich auch darauf ein, obwohl ich mir wenig davon versprach. Die Videos waren allerdings praktisch für uns, weil wir kaum einmal einen Film gemeinsam sehen konnten, im Dorfkino nicht und schon gar nicht im Wohnzimmer-Fernsehen. Er brachte mir die Kassetten in die Schule mit – darüber müßten wir reden, das müsse ich gesehen haben –, und ich saß dann Abende und halbe Nächte zuhause allein vor dem Fernseher und sah und sah und sah – seine Auswahl natürlich, sein Programm, sein Bild von der Welt in ungezählten Bildern. Das war durchweg keine schlechte Auswahl, nichts Billiges, kaum oberflächliche Unterhaltung, dagegen sehr viel filmische Zeitgeschichte aus den 40er und 50er Jahren. Es gab tatsächlich viel zu fragen und zu diskutieren, und ich habe einiges gelernt, vor allem an dem ruhigen Schwarz-Weiß der Nachkriegsfilme mit ihren eindeutigen Problemen und Lösungen, ‚Der dritte Mann‘ oder ‚Citizen Kane‘ oder ‚In jenen Tagen‘, auch der ‚Untertan‘ oder der grausame ‚Kanal‘ oder das bittere ‚Deutschland im Jahre Null‘, das kennst du ja besser als ich. Fast alles war neu für mich und schon deshalb wichtig, weil es doch seine Welt war, seine Vergangenheit. Doch wenn man 100 oder 200 Filme gesehen hat allein, und in der Film-Zeit kam ich natürlich nicht mehr zum Lesen, dann wird man nach und nach ein anderer Mensch, beinahe unmerklich zuerst, aber unverkennbar: Man beginnt anders zu denken, vielleicht mehr in Bildern und Sze-

nen, die inneren Widerstände gegen heftige Reaktionen werden schwächer, man fühlt anders und findet sich plötzlich bei schnellen, unüberlegten Urteilen, verführt von der allzu einfachen Unterscheidbarkeit von Gut und Böse, Schwarz und Weiß, und eines Tages, eines Nachts stellt man dann fest, daß man verlernt hat zu differenzieren, und man erkennt sich selber nicht mehr. ‚Man‘ ist vielleicht falsch. Bei mir aber war das so. Jedenfalls wurde ich immer mißtrauischer gegen die Überfülle von Bildern, während er immer tiefer in seine Bildersucht geriet, und Bedenken und Zweifel nahm er nicht an. Für ihn war faszinierend, daß er die Videos mit der Fernbedienung steuern, beherrschen konnte, beim schnellen Vorlauf tanzten und sprangen die Figuren, wie er das wollte, während die Zeitlupe – auf einen einzigen Knopfdruck hin – alle Bewegungen zu konzentrierten Gesten lähmte, und die Pausentaste machte sie starr und stumm. Und von Jahr zu Jahr wurden die Videobänder billiger, zuletzt kosteten drei Stunden Video weniger als ein Kinobesuch, und er rechnete mir und sich selber das vor: die Filme stünden ihm nun doch jederzeit zur Verfügung, kostenlos, lebenslang, wenn er auch einräumen mußte, daß er kaum jemals die Zeit zum erneuten Abspielen fand. Eigentlich war sein Kassetten-Schatz deshalb wertlos, und er wußte das wohl, wollte es aber nicht wissen.

Ich will nicht sagen, daß wir uns darüber auseinandergelebt hätten; anderes ging tiefer, schmerzte mehr, und trotz allem wäre ich wohl noch sehr viel länger seine Nebenfrau geblieben, wenn nicht der Dorfklatsch uns aufgespürt und ausgenommen und überwältigt hätte. Aber die Videos mit ihrem maßlosen Angebot von Bildern und Zeichen und Schicksalen – von denen am Ende doch wenig mehr haften blieb als bewegte Abläufe und flüchtige Schatten und manchmal ein schreckhaftes Aufwachen nachts, und ich wußte dann nicht mehr, was Traum war, was Film, was ich –, sie brachten uns einander nicht näher, im Gegenteil. Zuletzt fand ich mich in einer irren Protesthaltung wieder: saß abends allein zuhause vor der grauen Mattscheibe, schaltete aber den Apparat nicht ein, so daß die Röhre bildlos und stumm blieb.

Nur der matte Umriß des Fernsehgerätes war da – das erin-

nerte mich an seine leeren Bilderrahmen –, und ich wurde ruhiger, fühlte mich frei. Kannst du das verstehen?“

„Na ja“, sagte er. „Irgendwie schon. Jedenfalls verstehe ich jetzt deine Allergie gegen Videorecorder. Ich denke da etwas anders, natürlich – ich finde es einfach praktisch, daß ich aufzeichnen kann, was mich interessiert, wenn ich gerade nicht daheim bin oder wenn ich schlafe, die besten Filme kommen doch meistens spät in der Nacht.“

„Aber das ist es doch nicht“, sagte sie. „Das war es doch nicht.“

„Wieso?“, sagte er. „Ich bin da ganz pragmatisch. Ich benutze die Technik und nehme, was sie mir gibt. Wenn ich nicht mehr mag, dann schalte ich ab. So einfach ist das. Übrigens hat es sich aufgehellt, gleich nach dem Essen sollten wir fahren.“

Sie schaltete zurück, überholte den Möbeltransporter, gliederte sich zügig wieder nach rechts ein und lauerte darauf, daß der Gegenverkehr den nächsten Sprung erlaubte.

„Fahr’ nicht so schnell, bitte“, sagte er. „Es lohnt nicht, wir haben Zeit, und vielleicht wird heute gar nichts daraus, du siehst ja selbst: dieses verschwommene Halbblau, das gibt keine scharfen Bilder. Der Niederrhein ist eben mehr für Maler geeignet, für Aquarelle und nicht so sehr für Hochglanz-Postkarten.“

Vorn rechts schoben sich lange Baumreihen, schon herbstlich gelichtet, zum Horizont hin. Zu beiden Seiten der Straße Wiesen, träge Kühe, der Gleichmut der Tiefebene. Im Gegenlicht duckten sich Büsche, in denen beim Vorüberfahren Oktobergold leuchtete. Am Himmel verwaschene Wolken, niedrige Kirchturmspitzen davor, Wipfel, behäbige Bauerngiebel, und in die offene Landschaft eingesprenkelt schorfige Dächer und Hallen und steile Schornsteine, Werkstätten, Fabriken. Entlang der Straße wohlhäßige Einfamilienhäuser mit sauberen Fugen, blanken Gardinenfenstern.

„Vorn an der Kreuzung nach rechts“, sagte er. „Das ist der nächste Weg.“

Das Dorf nahm sie auf mit einer schmalen Straße, die sich wie ein versteinter Wildpfad zwischen Häusern und Gärten hindurchwand.

„Ich verstehe eigentlich nicht, warum du den Auftrag angenommen hast“, sagte sie. „Ausgerechnet Fotos vom Schnellen Brüter! Der ist doch erledigt, gestorben, vergessen – und Gott-seidank! Der interessiert doch niemanden mehr.“

„Na ja“, sagte er. „Vielleicht. Aber was weiß man schon. Jedenfalls gibt es bis heute noch keine Ansichtskarte davon, und mein Verleger in Düsseldorf – ein kleiner Verleger, aber der weiß schon, wo es was abzustauben gibt –, der meint eben, daß so eine Serie sich lohnen wird, auf Dauer, Touristen kommen schließlich immer nach Kalkar, schon wegen der gotischen Schnitzaltäre. Er hat wohl auch Beziehungen nach Bonn, sehr gute sogar, er wird also wissen, wieso und warum. Und für mich ist das keine große Geschichte, ich kenne das Ding doch von allen Seiten, hab’ immerhin schon 18 Jahre daran verdient – da war immer was los, beim Ausschachten zuerst, beim Bau, bei den Massendemonstrationen, und irgendwie hänge ich sogar daran, obwohl der Kasten bestimmt keinen Architekturpreis verdient, du wirst es gleich sehen. Deshalb hat mein Verleger ja auch Postkarten mit buntem Herbstlaub und freundlichen Wölkchen bestellt.“

Sie bremste, hielt an. „Das also ist er?!“, sagte sie. „Und daran hängst du, ehrlich?“

„Na ja“, sagte er. „Irgendwie schon. Schließlich ist das ein Stück meines Lebens.“

Bei Mensings in Brunau kam Margarine nicht auf den Tisch. „Butter bleibt Butter bleibt Butter“, pflegte Großvater zu sagen, und damit war die Frage entschieden, wenn auch gelegentlich – allerdings nur in der Küche und unauffällig – die Butter zum Kochen und Backen mit Margarine der Marke „Echte Wagner“ gestreckt wurde. Das ging noch auf Frau Lewandowski zurück: sie kaufte nur „Echte Wagner“, eine Holsteiner Eigelb-Tafel-Margarine, die nach ihrer festen Überzeugung mindestens so gut schmeckte wie die polnische Landbutter vom Wochenmarkt, mindestens.

Frau Lewandowski war es auch, die für ihn die farbenstarken Sammelbilder der Wagnerschen Pflanzenbutterfabrik in einem großen grünen Album verwahrte, ein Werk, das seine Vorstel-

lungen von der Welt und von der Zukunft nachhaltig prägte, mit schlichten Abbildungen ebenso wie mit den kurzen Texten, die der Herausgeber des Sammelalbums – „Onkel Heinz“ nannte er sich vertraulich im Vorwort, war aber offensichtlich Herr Heinz Wagner persönlich – im Jahre 1930 „mit viel Liebe und Sorgfalt“ zusammengestellt hatte. Da gab es bunte Bilderfolgen vom Leben und Treiben der nützlichen Bienen und der emsigen Ameisen, Illustrationen zum echten deutschen Lied – mit der rothaarigen Loreley und den würdigen deutschen Fürsten, preisend mit viel schönen Reden –, auch deutsche Berge, deutsche Dome in eindrucksvollen Aufnahmen, dazu der Sport in verschiedenen Disziplinen und die allerneueste Technik, das deutsche Großflugschiff „Do X“, der Bildfunk, das Raketenauto, der unvergleichliche Zeppelin, auch berühmte Filmschauspieler in mildem Chamois, Henny Porten und Emil Jannings und natürlich Otto Gebühr, der fritzischer aussah als der Alte Fritz, Märchenbilder dazu von den guten Heinzelmännchen in Köln und vom überreichen Schlaraffenland, Anekdoten in Preußischblau und lustige Experimente für den Kindergeburtstag, und auf zwei vollen Seiten waren in giftig-prallen Farben „Zukunftsfantasien“ (mit fortschrittlichem F) dargestellt, die er nie vergaß: Wunder der Technik in kühlem Weltall-Blau und rotem Raketenfeuer, tropfenförmige Einschienenbahnen, Ozeanriesen für 20.000 Passagiere, drahtlose Telefone mit Handfernseher, Einflügelluftkreuzer, Raumschiffe und Riesen-transporter für die zweigeteilten Fernstraßen der Zukunft mit winzigen Motoren, die von Atomkraft angetrieben wurden. Atom, Atomspaltung, Atomzertrümmerung: faszinierende Phantasien vom immerwährenden, unaufhaltsamen Fortschritt, ganz nahe schon, ganz einfach, ein kleiner Schritt nur weiter und vorwärts, Dynamik, Tempo, unendliche Energien, ein Märchen, ein Wunder – Heinzelmännchen, Schlaraffenland.

„Eben nicht!“, sagte er. „Doch damit bin ich groß geworden, das waren für mich einfach Tatsachen, genauso real und unbezweifelbar wie die Geschichten im Kindergottesdienst vom lieben Herrn Jesus, der über das Wasser wandelte, oder später, das haben wir ja auch geglaubt bis zum letzten Tage des Krie-

ges, das Geraune und Gerede über die Wunderwaffen, die jetzt noch, jetzt gleich mit einem einzigen Schlag den endgültigen Sieg bringen sollten. Im Grunde war es ähnlich mit diesem Schnellen Brüter, ein Kernkraftwerk, das angeblich keine Energie verbrauchen, sondern immer neuen Brennstoff herstellen, eben ‚brüten‘ sollte, das Teufelszeug Plutonium für eine immer schönere, immer strahlendere Zukunft. Das kannst du alles nachlesen, wenn du magst, wissenschaftlich abgesichert bis in die kleingedruckten Anmerkungen, in umfangreichen Gutachten und Kommissionsberichten, und in Frankreich soll es wirklich so einen Atom-Brüter geben, obwohl ich nicht sicher bin, ob er tatsächlich funktioniert.“

Anneliese hatte einfach darauf vertraut, gefaßt und gehorsam, was bedeutende Professoren nach dem derzeitigen Stand der Forschung immer wieder beteuert hatten, zweifelsfrei und unwiderlegbar, was die gewählte Regierung gewissenhaft und amtlich beschlossen und verkündet hatte, was in den Zeitungen in kundiger Differenzierung beschrieben wurde: Das Risiko war unter den Nullpunkt gebracht. Für Anneliese hatte danach gegolten: Es gab kein Risiko mehr. Schwierig war es dann für sie erst geworden, als andere Sachverständige zu anderen Ergebnissen kamen, ebenfalls wissenschaftlich fundiert und belegt, statistisch gesichert bis hinter das Komma, als die Regierung nach und nach ihre Meinung erst modifizierte, dann änderte, als im morgendlichen Leitartikel plötzlich andere Argumente vertreten, andere Akzente gesetzt, andere Möglichkeiten aufgezeigt wurden. Für Anneliese war Kalkar deshalb ein Bündel offener Fragen geblieben, heikel und kompliziert und unauflösbar.

Hilde hatte sehr rasch die Überreste des vorgefertigten Fortschrittsglaubens ihrer Jugendjahre abgestreift und gelernt, die drohenden Störfälle und möglichen Katastrophen bis hin zum apokalyptischen GAU, vor allem aber das unzumutbare Restrisiko des Schnellen Brüters zu artikulieren, dazu mit deftigen Ausdrücken die inflationären Kostensteigerungen beim Bau und das vermutlich korrupte Management der Schnellbrüterkernkraftgesellschaft anzuprangern, und mitten im dich-

ten, bewegten Miteinander der Demonstrationen – viele Tausende auf dem würdigen Rathausplatz von Kalkar, viele Tausende dann vor dem gemeinen Stacheldraht am Baugelände – hatte sie im mächtigen Chor „Wir wollen leben!“ gerufen und „Kalkar stopp!“ und „Mord an der Zukunft!“, hatte sich die Kehle heiser und sich selbst frei geschrien von Angst und Frust, jeweils für einige Wochen.

Als Ruth kam, war der Schnelle Brüter kaum noch ein Thema. Der Riesenbau lag, vollendet, doch nicht vollkommen, seit Jahren still, für bescheidene 450 Millionen geplant, abzurechnen am Ende mit über sieben Milliarden. Längst wurden keine Genehmigungen mehr erteilt, kein Gramm Plutonium geriet in den staubfreien Brennerraum, nur ganz gelegentlich brachte die Zeitung noch eine Notiz über das Ob und Wenn und Aber und Wie künftiger Verwertungsmöglichkeiten: Der mächtige Betonklotz am Rheinufer war nur mehr ein Denkmal für enttäuschte Erwartungen, getilgte Befürchtungen, geplatze Kostenvoranschläge, eine fast schon vergessene heile Ruine der technischen Evolution, hinter der zuletzt noch die tödlichen Wolken von Tschernobyl sichtbar geworden waren.

Breit lag der blaue Kasten vor ihnen im Dunst. Er setzte das lange Tele ein, stieg aus, sah durch den Sucher, ließ den Apparat wieder sinken. „Ich brauche mehr Vordergrund“, sagte er, „einen freundlichen Rahmen, so ein bißchen Poussin. Fahr’ bitte, weiter – aber langsam, ja?“

Sie ließ den Motor wieder an. „So ein Unsinn!“, sagte sie. „So ein Wahnsinn!“

„Aber viele haben eben daran geglaubt“, sagte er, „und sie haben für ihren Wunder-Glauben einen irrsinnigen Aufwand von Geld und Arbeit und Material eingesetzt, über Jahrzehnte hin – wenn du willst: für einen Kinder-Glauben, daß nämlich in der Technik jetzt endlich das Perpetuum mobile zu schaffen sei, daß die exakt geplanten technischen Phantasien – mit großem F wahrscheinlich – Realität werden könnten. Dabei weiß nach einem Vierteljahrhundert Forschung und Planung und Hin und Her bis heute noch niemand, buchstäblich kein Mensch, was allein mit den Abfällen dieser Brenner und Brüter gesche-



hen soll, geschehen kann, Abfälle für tausend Jahre oder für zehntausend, was weiß ich, wer will das wissen, Halbwertzeiten bis zum Neandertaler zurück oder bis hin zu menschlichen Kakerlaken, die diese Strahlungen aushalten können. Ich weiß, ich weiß, das lernen die Kids bei dir schon in der zweiten Klasse, ich sage ja gar nichts mehr, und sehr wahrscheinlich wird unser Schneller Brüter hier wirklich nicht in Betrieb gehen, also gut, also erledigt. Aber das war eben die Linie, auf der ich denken gelernt habe – und viele andere auch. Hast du den Staatssekretär Brandt gekannt? Natürlich nicht, da warst du ja gerade erst auf die Welt gekommen: ein ausgewachsener Staatssekretär bei der Landesregierung in Düsseldorf, Professor Brandt, ungemein tätig und tüchtig, so ein rötlich vitaler Mann in den besten Jahren, dessen tägliches Glaubensbekenntnis der technische Fortschritt war, Funk und Radar und Rationalisierung. Das war damals, Anfang der 50er Jahre, als ich gerade meine ersten Fotoaufträge bekam, da plante der Staatssekretär Brandt mit enormem Wind und erheblichem Aufwand eine Riesen-Ausstellung in Düsseldorf, ‚Alle sollen besser leben‘ hieß sie, und Brandt, der ein Faible für Abkürzungen hatte, machte daraus ‚A-so-be-le‘, kein Witz, er fand das offenbar schlagend: ‚A-so-be-le‘. Irgendwie war er naiv, er glaubte einfach an die stetige Entwicklung der Menschheit in immer höhere, immer reichere Sphären der technischen Zivilisation, und er war glücklich, daß er daran mitwirken konnte. Wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum strahlte er, als endlich die Ausstellung eröffnet wurde und wirklich einige hunderttausend Besucher – und sogar der Bundespräsident! – sich durch die Hallen drängten, um die Zauberkraft der Rationalisierung kennenzulernen. Da wurde natürlich – und jetzt kommt’s! – auch die Bedeutung naturwissenschaftlicher Forschung in einer eigenen Abteilung dargestellt, vor allem die unermesslichen Chancen und Wunder der Kernphysik, mit der man damals bei uns gerade wieder begann, und damit sich auch der kleine Moritz ein Bild davon machen konnte, wurde ein echter Bandgenerator aufgestellt, der echte Isotope erzeugte, und jeder Ausstellungsbesucher konnte – gratis natürlich – ein 50-Pfennig-Stück hineinschieben – na, und was kam dann heraus? Du ahnst

es: Die bestrahlte Münze war radioaktiv geworden, sie sendete Strahlen aus, ein echtes Mirakel: richtige radioaktive Strahlen, die man selbst mit dem Geigerzähler – tacktacktack – überprüfen konnte! Und der Staatssekretär Brandt und die Ehrengäste und jeder, der seinen Eintritt bezahlt hatte, sie alle waren begeistert von diesem Riesenspielzeug, das das bessere Leben für alle in aller Zukunft symbolisierte – wenn auch vielleicht ein kleines bißchen radioaktiv verstrahlt. Der stand eben mitten in seiner Zeit, der Staatssekretär Brandt, und hätte ihm irgendjemand gesagt, daß die strahlenden Münzen möglicherweise gefährlich sein könnten, er hätte das abgetan, hätte das wahrscheinlich gar nicht begriffen, das winzige Restrisiko, und im übrigen wäre er wahrscheinlich zu dem Schluß gekommen – denn er hatte schon in den 30er Jahren und im Krieg sehr erfolgreich geforscht und gelehrt –, daß für große Ziele und Taten Opfer gebracht werden müssen.“

„Also war er nicht schuld“, sagte sie. „Das meinst du doch, oder? Weil er so war, wie er war, durfte er auch so sein, wie er war – ja? Aber daß er und seinesgleichen uns eine kaputte Welt hinterlassen haben, mit all dem gutgemeinten Asolebe –“.

„Be-le!“, verbesserte er. „Besser leben!“

„Ja, genau: daß diese Welt auf der Kippe steht und eigentlich kein vernünftiger Mensch noch glauben kann, daß sie nicht kippt: Das ist doch wohl das Ergebnis der Tüchtigkeit und Vitalität von Männern wie deinem Staatssekretär. Und alle haben sie mitgemacht, fast alle, damals und immer wieder, weil sie eben so waren, wie sie nun einmal waren, brav erzogen und rechtschaffen und gehorsam, und ein deutscher Professor hat selbstverständlich immer recht! Hast du denn auch nichts gemerkt?“

„Ich? Wieso ich? Ich war ja froh, daß ich ein paar Aufnahmen machen durfte von hübschen Modellen und Küchenmaschinen und Mikroskopen, das war doch alles ziemlich abstrakt, und ich verstand überhaupt nichts davon – ich war mit zwanzig Mark Honorar für einen Abdruck durchaus zufrieden.“

Sie schüttelte den Kopf. „Hoffnungslos, wirklich – die 68er hatten eben doch recht. Im Grunde fehlt es bei Euch an allem!“

„Na, hör' mal“, sagte er. „Du machst es dir ziemlich einfach. Schließlich gibt es immer verschiedene Standpunkte, sogar in der nüchternen Wissenschaft, damit muß man leben, und damals gab es ganz bestimmt gute Gründe – meinetwegen: scheinbar gute Gründe – für das, was diese Leute wollten und taten – jawohl: was wir getan haben damals, was wir gemacht haben aus unserem bescheidenen Leben. Mehr war eben nicht drin. Leider waren wir noch nicht so klug und so moralisch wie unsere Kinder. Aber das soll ja immer mal vorkommen.“

Sie hielt wieder an, der Kasten war näher gekommen, umkränzt jetzt von Büschen und Bäumen. „Man sollte allerdings einsehen“, sagte sie, „oder wenigstens einsehen wollen, wenn man einsichtsfähig ist, daß man Mist gebaut hat. Sieh dir doch deinen Wunder-Brüter da drüben an, aquarellblau und kantig und wuchtig, wie er da in den Wiesen liegt – na, ist das was? Hat sich's gelohnt?“

„Ihr habt gut reden“, sagte er. „Hinterher merke ich auch, wenn ich falsch belichtet habe, oder ich hatte den falschen Film eingelegt. Ihr seid eben so gescheit, ihr werdet bestimmt immer alles recht und richtig machen in eurem Leben. Aber wenn du dann ein paar Jährchen älter bist, liebes Kind, dann wirst du dich sehr wahrscheinlich auch mal über dich wundern, vielleicht sogar ärgern.“

„Dank für das ,liebe Kind“, sagte sie. „Jedenfalls haben wir erst einmal reichlich mit dem zu tun, was ihr getan oder auch nicht getan habt! Im Grunde ist es doch immer die gleiche Geschichte, wenn etwas schief gegangen ist, ob in der DDR oder in Nazi-Deutschland oder in unserer BRD: Am Ende stellen die Überlebenden fest, daß andere schuld waren, alle anderen, nur nicht sie selbst.“

Er zündete sich umständlich eine neue Zigarette an. Dann sagte er, nach dem ersten tiefen Zug: „Genau. Aber das wirst du wohl nie verstehen.“

„Habe ich das nicht schon einmal gehört?!“ Sie kurbelte das Seitenfenster herunter. „Ihr seid Euch doch alle gleich – Männer!“

„Laß uns nicht streiten, bitte!“, sagte er. „Was die Nazi-Zeit angeht, da habe ich übrigens noch etwas für dich, fällt mir gerade ein: eine Bücherkiste nämlich auf dem Dachboden, eine

richtige braune Wunderkiste – oder mindestens eine Kiste zum Wundern, denke ich, wenn man sich schon für das Damals interessiert: Lauter Bücher und Schriften und Hefte und Bilder-alben aus dem Tausendjährigen Reich. Wenn ich nachher in der Dunkelkammer arbeite, kannst du gern darin stöbern – ich hab’ sie noch nicht einmal ausgepackt.“

„Und von wem hast du das Zeug?“

„Von Onkel Felix natürlich“, sagte er. „Mein Erbe! Die Söhne wollten das nicht mehr sehen, und als sie den Haushalt auflösten, haben sie alles mir geschickt, mit freundlichen Grüßen und frankofrei, eine solide Kiste, stramm gepackt. Ich hab’ sie erstmal auf den Boden gestellt, vielleicht, daß ich die Sachen einmal an einen Sammler verkaufen kann.“

„Oder an einen späten Gefolgsmann“, meinte sie. „Bei den Jungen steigt offenbar der Bedarf! Soll ich jetzt weiterfahren? Oder willst du von hier noch Aufnahmen machen: deutsche Kernkraft im herbstlichen Blätterkranz?“

Die Fotos waren scharf, plastisch, von zurückhaltender Farbigkeit, dabei instruktiv, soweit überhaupt von der Außenhaut des Monsters auf seine Funktionen, seine Bestimmung geschlossen werden konnte. Aus der Ferne aufgenommen, lag der massive Klotz dunstblau vor dem Horizont, geduckt in Wiesen und Bauminselfn, überragt von dem wuchtigen Kühlturm und dem nüchtern gesetzten Ausrufezeichen des überhohen Schornsteins. Auf einer Aufnahme gaben schwarzbunte Kühe im Vordergrund dem Bild Tiefe, behäbig, blöde, beziehungslos, auf einer anderen der schiefe Mast und das Filigran einer alten Stromleitung mit vogelartigen Isolatoren. Aus der Nähe – und mit verschiedenen Teleobjektiven immer noch näher herangeholt, herausgeholt zu beinahe abstrakten Liniengebilden – waren die technischen Baukörper erkennbar, auch die langen Fensterreihen der Büros, von Durchschnitts-Architekten zusammengefügt im austauschbaren Modern-Stil der 70er Jahre, hier und da Bauteile farbig abgesetzt, das Ganze aber blaß und betongrau wie irgendeine Gesamtschule irgendwo, betontot. Ab und an war ein starkes Rot in die Fotos gekommen, das Warnrot von Tafeln und Verkehrszeichen, und der weißrot geränderte schräge Spiegel an der Einfahrt, der den Pfortnern und Wachen den unauffälligen Überblick über die Zufahrt erlaubte, gab mit seiner Krümmung alles so verzerrt wieder, Schlagbaum und Kühlturm und vergitterte Einfahrt, als sei das ganze Bauwerk durch eine übermächtige Faust zusammengeschlagen worden.

Er war ziemlich zufrieden mit der Ausbeute, soweit, obwohl die Fotos so unterschiedlich waren, als hätten verschiedene Fotografen sie aufgenommen. Neben Ansichten von kühler, schlichter Sachlichkeit, strengen Linien, nüchternen Funktionalität, zuverlässige Abbildungen der technischen Realität, lagen Fotos der gleichen Objekte, die an romantisch verträumte Gemälde erinnerten, stimmungsvoll ausgeleuchtet, harmonisch komponiert, eingefügt meist in einen hübschen Rahmen aus

Zweigen und Büschen und Blättern, und hin und wieder schienen die scharfkantigen Bauten, der rohe Betonzaun, die Stahlgerüste malerisch überwächt von leichten grünen Schatten: Blätter, sehr dicht vor dem Objektiv, die bei dieser Entfernungseinstellung ihre Dinglichkeit ganz und gar eingebüßt hatten. Er wußte längst, daß er nicht in der Lage war, die Welt eindeutig und einfach zu sehen; es war kein Zufall, daß auch hier wieder gegensätzliche Interpretationen der Wirklichkeit unmittelbar nebeneinander standen. Nur dann lieferte er unzweideutige Alltags-Abbildungen, wenn ein Auftrag von vornherein beschränkt war auf die Wiedergabe einer überschaubaren Realität, und diese Fotos ließen sich dann auch unauffällig in das Grau jeder Zeitungsseite einfügen. Die Auswahl überließ er aber am liebsten seinen jeweiligen Auftraggebern: Er mochte sich nicht entscheiden, und sogar dann behielt er sein Urteil für sich, wenn es für ihn gar keinen Zweifel gab. Irgendwann wurde das Honorar überwiesen, das war ihm genug.

Vor den Kalkarer Fotos – sie waren noch warm von der Trockenpresse – zweifelte er allerdings, ob der Düsseldorfer Verleger überhaupt damit zufrieden sein könnte, zumal ausdrücklich gängige Ansichten – Postkarten eben – bestellt worden waren. Bei den sachlichen Fotos wären, fürchtete er, vermutlich die Kühle, die Strenge, die Nüchternheit zu bemängeln, bei den anderen aber das allzu deutlich erkennbare Bemühen um freundliche Harmonie, anmutige Glätte, und am wenigsten, vermutete er, würden in Düsseldorf jene Bilder gefallen, in denen so etwas wie Kritik erkennbar war, etwa das Foto mit dem doppelten STOP, das vor dem Eingangstor auf den Asphalt gemalt war, oder das knallig rote Schild mit dem weißen Verbotstrich, überscharf vor dem undeutlichen Hintergrund der Betonburg, schon gar nicht die Aufnahmen von der über und über bemalten Scheunenwand im Nachbardorf Hönnepele mit dem bösen NARRENSICHER und dem ironischen STRAHLEND IN DIE ZUKUNFT, neben den naiven Malereien von Wind- und Wasserrädern, von Sonne und Sonnenblumen, die Ruth so gefallen hatten. Das müsse er unbedingt fotografieren, hatte sie gemeint: das seien genau die richtigen Ansichts- und Erinnerungspostkarten. Er war sich aber ziemlich sicher, daß

es besser wäre, die Auswahl von vornherein zu beschränken.

Als er aus dem Souterrain kam, fand er Ruth nicht, nicht im Wohnzimmer, nicht in der Küche. Er stieg weiter nach oben und sah, daß die Einschiebtreppe zum Dachboden noch ausgefahren war, sie versperrte den engen Flur. „Ruth?“, rief er hinauf.

Es dauerte einen Augenblick, dann beugte sie sich über die Luke: „Ja, ich bin immer noch hier. Kommst du mal?“

Er kletterte die Treppe hinauf, die Vergrößerungen in der linken Hand. Die Treppe hatte keinen Handlauf. Es roch nach Staub und verstaubtem Papier. Er sah in den Bodenraum, ein niedriges Ziegelzelt. Sie hockte auf Felix' Kinderstuhl, neben der Kiste, zu ihren Füßen Stapel von bunten Heften, Büchern, alten Zeitschriften. Die Glasziegel rechts oben gaben gedämpftes Licht. „Was ist denn?“, fragte er.

Sie wischte die Haare aus dem Gesicht, er bemerkte die Schmutzspuren auf ihrer Stirn. „Eigentlich gar nichts“, sagte sie, „fast gar nichts. Es ist nur alles so, wie es ist, wie es war, wie du es mir auch beschrieben hast, genau so, aber im Grunde noch schlimmer, viel schlimmer sogar, weil es so real ist und so unabänderlich.“

„Aber das ist doch alter Käse“, sagte er und kletterte aus der Luke nach oben. Der First war so niedrig, daß er sich nicht ganz aufrichten konnte. „Damals, da war es natürlich real, ja, und auch unabänderlich, das habe ich dir doch zu erklären versucht. Aber heute –“

„Kennst du das hier, zum Beispiel?“, fragte sie und hielt ihm ein schwarz gebundenes Buch hin, auf dem Einband ein goldener Stahlhelm.

„Nein“, sagte er. „Wieso auch? Ich habe dir doch erzählt, das waren nicht meine Bücher, sie gehörten meinem Onkel, und ich hatte noch nicht mal die oberste Schicht ausgepackt – das interessiert mich nicht mehr, verstehst du: heute nicht mehr. Magst du mal unsere Kalkar-Bilder sehen? Sind eigentlich ganz gelungen, finde ich.“

Sie rührte die Fotos nicht an, beugte sich zu dem Bücherstapel hinunter, suchte etwas heraus. „Ich muß mit dir darüber reden“, sagte sie. „Obwohl es mir unheimlich schwer fällt, so

etwas auch nur zu lesen – hör’ mal, hier: ‚Die Reinheit des Reiches’ –

‚Nun aber steht ein Haufe von Entschloßnen,  
Aus deren Blick der blanke Wille schießt.  
Sie träumen nachts vom Blut, dem hingegeben,  
Und von dem Führer, welcher einsam ist.’

Wie findest du das?! Wie klingt das für dich?

‚Dem Führer, der das dunkle Schicksal trägt,  
Und von dem Acker, der nach Männern schreit,  
Und von dem Strom, der an die Grenze schlägt,  
Und von dem Bruder, der die Schuld verzeiht.’

Das ist doch einfach nicht zu fassen, diese Scheiße, gereimt und gedruckt in deutscher Sprache! Hör’ mal:

‚Vor ihrem Blick steht das Geheime nicht.  
Ihr hartes Wort fällt schwer und wie aus Stahl.  
Aus ihren Schritten halt das Blutgericht.  
In ihrer Seele tragen sie den Gral.  
Knechte des Führers, Hüter und Rächer zugleich.  
In ihnen brennt, mit ihnen wächst das Reich.“

„Na ja“; sagte er. „Das kenn’ ich sogar, von Gerhard Schumann, damals einer der ganz Großen, Nationalpreisträger. So etwas mußt du nicht wörtlich nehmen, das haben wir damals auch nicht getan. Aber natürlich, genau diese Sachen haben wir als Jungens auswendig gelernt, diese gereimte Soße von Pflicht und Opfer und Heldentum, und natürlich prägt sich das irgendwie ein. Übrigens kannst du dir mitnehmen, was du willst, wenn dich das Zeug interessiert, als Stoff für den Unterricht meinerwegen – bitte, du kannst das alles haben, ich brauche kein Stück davon, ich habe an meinen eigenen Erinnerungen genug.“

„Ein paar Bücher nehme ich mit, danke“, sagte sie. „Übrigens konnten die nicht einmal Deutsch, deine Dichter – hier, von



einem gewissen Ziesel über den ‚schöpferischen Krieg‘, hör‘ dir das an: ‚Der Krieg als Natur- und Geschichtsereignis ist seinem Wesen nach ein Sinnbild der Zerstörung. Solche Erkenntnis aber ist behaftet mit einer rein äußerlichen Betrachtungsweise‘ – du glaubst es nicht: ‚behaftet mit einer rein äußerlichen Betrachtungsweise‘ – das Sinnbild! ‚Denn ebenso wie die Entscheidung, die jeder Krieg erzwingt, das Ziel, das er erreicht, die Aufgaben für die Zukunft der Völker, die er vorbereitet, erst der tiefere und eigentliche Sinn des Krieges sind, so vermag er neben dem Schicksal der Völker auch ihr geistiges und künstlerisches Antlitz in den einzelnen schöpferischen Menschen zu formen, zu läutern und zu revolutionieren. Und so wächst uns in tieferer Schau der Krieg in seiner Naturnotwendigkeit im Daseinskampf der Welt zum wahren Vater der Dinge empor. Hinter der Zerstörung‘ – undsoweiter undsoweiter, nichts wie Phrasen blablabla, grausam, es ist wirklich nicht zu fassen: ‚Hinter dem Tod und seinen Schrecken steht das erhabene Bild des Helden, der überwindet. Aus solchen Gesetzen bricht unaufhaltsam und gewaltig der Anstoß zum Schöpferischen hervor‘ – hörst du: er bricht, der Anstoß, er bricht hervor! Und dann natürlich: ‚Jahrelang haben volksfremde Eintagsgrößen in den Bereichen der Dichtkunst dieses geistige Erbe des Krieges verdunkelt – ‘, genauso muß es gewesen sein, ganz dunkel, bis dann Herr Ziesel kam: ‚Es ist der Anbeginn eines neuen Menschentums, das sich verkündet. Das Brüderliche wird zum Gesetz, das Bekenntnis zum Volk, der Glaube an seine Zukunft‘ – wörtlich, das steht hier genau so, jawohl: ‚Und wenn heute der unbekannte Soldat die deutsche Nation zur letzten Bewährung vor ihrer größten geschichtlichen Epoche führt, in der ein verflissenes Jahrhundert endgültig zu Grabe getragen werden muß, dann wird dieses Ereignis voll Sinn und Naturgesetzlichkeit‘ – sagt Ziesel, jawohl, so wird es, und weiter: ‚Dann mag vielleicht einmal aus der Erscheinung des Führers und seiner unvergleichlichen staatsmännischen und soldatischen Führung in diesem Entscheidungskampf unseres Volkes auch jenes dichterische Epos wachsen, das seine Gestalt, sein Werk und den gegenwärtigen Opfergang des deutschen Soldaten schöpferisch verklärt‘ – ‚verklärt‘, sagt Ziesel!

Ist das denn möglich?!“

„Aber so etwas hast du doch auch schon früher gelesen“, sagte er. „Schlag’ doch nur mal eine Seite von Hitler auf oder von Rosenberg, das ist immer der gleiche Ton, der gleiche wabernde Hintergrund. Vergiß es! Wir haben das schließlich auch vergessen, was sollten wir anderes tun.“

„Das glaube ich eben nicht“, sagte sie. „Das kann ich mir einfach nicht vorstellen. Mindestens bleiben doch Spuren und Narben zurück von solchen Worten, das kann man nicht einfach verdrängen. Hast du mir nicht erzählt, daß du noch heute beim Deutschlandlied immer die erste Strophe denkst – ‚Deutschland, Deutschland über alles’ und eben nicht ‚Einigkeit und Recht und Freiheit’?“

„Das ist etwas anderes“, wehrte er ab. „Aber komm’ jetzt lieber nach unten, hier ist es stickig und staubig, außerdem kannst du gleich sowieso nichts mehr sehen. Ich mache uns einen Tee.“

„Ich muß erstmal duschen“, sagte sie.

Er schenkte ein, schob ihr die Zuckerdose hin, nahm den Deckel ab: „Magst du?“

Sie schüttelte den Kopf, ihr Haar war noch feucht: „Du weißt doch, ich trinke Tee immer ohne.“

Er rührte zwei Löffel Kandis in seine Tasse. „Ich dachte ja nur“, sagte er. „Weil der Tee ein bißchen zu stark geworden ist, vielleicht ist er bitter.“

Sie trank einen Schluck. „Wenn’s weiter nichts wäre!“, sagte sie. „Weißt du: Irgendwie werde ich damit nicht fertig, und da hilft weder Zucker noch Sahne – ich kann das schlicht nicht begreifen! Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß das damals tatsächlich so war, die ganz normale tägliche Wirklichkeit in Deutschland, zwölf Jahre lang, und alle waren dabei, das ganze Volk der Dichter und Denker, nicht nur die grölenden Marschkolonnen, die Typen findest du heute ja noch in jedem Fußballstadion, sondern alle machten doch mit, fast alle sangen mit und marschierten mit und jubelten mit, riefen ‚Heil!’ und ‚Jawoll!’ und kauften Hitlers ‚Mein Kampf’ und den ganzen anderen Schwachsinn fürs Bücherbord, und offenbar fan-

den sie nichts dabei oder merkten nicht einmal, daß sie immer die gleichen Phrasen vorgesetzt bekamen, immer noch einmal die abgestandenen Wörter vom ewigen Reich und vom stähler-  
nen Kriegs-Erlebnis, vom innigen deutschen Mutterglück und dem begnadeten Führer, diesen ganzen blechernen Nationalstolz, tagtäglich dieselbe braune Brühe!“

Er lehnte sich in den Sessel zurück, zündete sich eine Zigarette an. „Weißt du“, sagte er dann. „Irgendwie – dir fällt inzwischen auch nichts Neues mehr ein! Eigentlich müßtest du doch merken, daß du auch nur noch in Klischees denkst, in ideologischen Abziehbildern, die deine Generation sich fabriziert hat! Da ist es sehr einfach zu urteilen und zu verurteilen. Aber das kam ja alles nicht von heute auf morgen, das waren Entwicklungen, die lange vor 33 begonnen hatten – und es war dann eben so, wie es war, die Menschen haben sich daran gewöhnt, wie es war, ohne daß sie ‚Mein Kampf‘ gelesen hätten, und den ‚Völkischen Beobachter‘, den hatten nur die eingeschworenen oder die angepaßten Parteigenossen abonniert. Manche haben damals auch gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen – nicht die lauten Marschierer, natürlich, die waren wahrscheinlich sehr zufrieden im gleichen Schritt und Tritt. Aber es gab doch auch so etwas wie eine stille Opposition, einen verdeckten Widerstand, wenn das manchmal auch wenig mehr war als Widerwille, Tarnowski zum Beispiel. Jedenfalls wurden Hunderttausende eingesperrt, und ich weiß nicht, wie viele Todesurteile vollstreckt worden sind, auch hier, mitten in Deutschland. Das solltest du nicht vergessen, meine ich. Natürlich haben die meisten einfach mitgemacht, was sollten sie anderes tun in einem übermächtigen Staat, der auf tausend Jahre angelegt war und jede Kritik unterdrückte, und wir waren doch alle auf Pflicht und Dienst und Gehorsam hin erzogen. Die meisten haben eben den Kopf eingezogen und einfach versucht, erstmal zu leben und zu überleben. Ich habe dir doch von Wolfram Berg erzählt, meinem Freund Wolfram aus dem Gefangenenlager bei Dresden, dem Kriegsberichter: Der war so ein Überlebenskünstler! Vielleicht lernst du ihn einmal kennen, er wollte schon immer mal wieder nach Deutschland kommen.“

„Wo lebt er denn jetzt?“

„In New York, immer noch, nahe am Greenwich Village, in bester Lage. Inzwischen heißt er allerdings nicht mehr Berg, sondern Graf Soundso, er hat sich adoptieren lassen, hatte schon immer den Hang zum gehobenen Leben. Sein Märchen, das war die Geschichte vom Froschkönig – du kennst sie?“

„Natürlich“, sagte sie. „In den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat –“:

„Genau!“, bestätigte er. „Aber er ließ es nicht nur beim Wünschen, sondern tat das Seine hinzu – und manchmal auch etwas, was eigentlich gar nicht das Seine war, da konnte er ausgesprochen großzügig sein. Zuhause war er im hintersten Mecklenburg – Mecklenburg-Strelitz, betonte er selbst, die konservativste Ecke, wo der alte Adel bis zum Spätherbst 1919 seine feudale Verfassung und seine Privilegien verteidigt hatte, in einem abgelegenen Dorf bei Neubrandenburg. Da war sein Vater ein kleiner Schneider im Schneidersitz, mit einem Gesellen und einem Lehrling, und außerdem war er der dörfliche Feuerwehrhauptmann, der zwei Dutzend brave Männer in hohen goldenen Helmen und eine alte Handspritze kommandierte, mit der das Löschwasser aus dem Dorfteich gepumpt wurde. Als Kind hatte Wolfram oft an diesem Teich gesessen und geträumt und gewünscht: Da war er selber der Frosch gewesen und der verwunschene Königssohn. So entwickelte er mit der Zeit eine besondere Vorliebe für Kröten und Lurche und Frösche, trotz der plumpen Körper, der warzigen Haut, den glotzenden Augen. Auch Spinnen liebte er, jedenfalls behauptete er das, beschrieb in allen Einzelheiten die zarten Glieder, die schlauchförmigen Giftdrüsen und das verdickte Begattungsorgan, auch die Spinndrüsen und ihre Fähigkeit, zauberhafte Radnetze zu bilden – deshalb müsse man Spinnen einfach gern haben, meinte er, und ihnen nachsehen, daß sie von der Natur zu Schmarotzern bestimmt seien. Mit diesen seltsamen Vorlieben erschreckte er vor allem Mädchen und Frauen, zu denen er überhaupt ein besonderes Verhältnis hatte – genauer: eigentlich hatte er gar kein Verhältnis zu ihnen, abgesehen von der Liebe zu seiner früh verstorbenen Mutter und einer Art von Pflegefreundschaft zu Emmy Klitzke, der rundlichen Gastwirtsfrau von nebenan, die den Schneider täglich mit

den Überresten des Mittagstischs, vor allem aber den hübschen Wolfram mit intensiver Mütterlichkeit betreute, sie selbst war kinderlos geblieben: „Mein Prinzchen“ pflegte sie ihn zu nennen, und er nahm das gern an, zumal er im Dorf keine Freunde hatte – er genügte sich selbst als schöner Königssohn“.

„Das hört sich beinahe an wie ein richtiges Märchen“, meinte sie. „Aber es gibt ihn wirklich, diesen Wolfram, ja?“

„Natürlich! Ein so wunderliches Leben kann man sich gar nicht ausdenken. Einen Teil der Geschichte findest du sogar noch in alten Zeitungen, Jahrgang 1950 – da ging der Fall Wolfram B. durch die ganze Presse, wenn auch meistens auf der Hausfrauen-Seite und in den bunten Familienblättern, es war so eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen und Schmunzeln. So habe ich Wolfram übrigens auch wiedergefunden.“

Im Frühjahr 1949, Ende April, betrat ein junger Mann das Kunsthistorische Institut einer norddeutschen Universität, der durch seine Erscheinung und durch sein Auftreten die ältliche Sekretärin so beeindruckte, daß sie ihn sogleich beim Ordinarius anmeldete: Wolfram von Berg. Er sei ihr durch seine bescheidene Zurückhaltung und seine gepflegte Sprache ebenso aufgefallen wie durch die – dazu stehe sie nach wie vor – edlen Gesichtszüge, die von leiser Melancholie überschattet erschienen, erklärte sie später vor Gericht, und sein schweres persönliches Schicksal – die Ermordung der geliebten Eltern durch polnische Banden, der Verlust von Schloß und Grundherrschaft in Pommern, dazu eine entbehrungsreiche russische Gefangenschaft sowie erst kürzlich der gefährliche nächtliche Übergang über die Grüne Grenze bei Zarrentin – habe dazu beigetragen, daß sie sich seiner mit einem gewissen Vorzug angenommen habe. Der Professor selbst gab zu Protokoll, er habe Herrn von Berg – so habe der junge Mann sich vorgestellt und mit einer wappengeprägten Visitenkarte ausgewiesen – schon bei der ersten Unterredung als einen fachlich erfreulich bewanderten und vielseitig begabten, in Teilbereichen sogar schon kompetenten Kunstwissenschaftler kennengelernt, der ihm zudem von Kollegen aus der sowjetischen Besatzungszone empfohlen wor-

den sei, wo er sich beim schwierigen Ordnen und Katalogisieren der durch Kriegs- und Nachkriegswirren verwüsteten graphischen Bestände eines mecklenburgischen Museums bewährt hatte. Jedenfalls habe er keine Veranlassung gesehen, ihm die Teilnahme am Oberseminar zu verweigern, dessen Mitgliedern damals, bedingt durch die Zeitumstände, gerade jene praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten gefehlt hätten, die Herr von Berg habe einbringen können, und wirklich habe der junge Mann sich immer wieder durch treffende Interpretationen und erstaunliche Hinweise hervorgetan, gelegentlich allerdings auch durch etwas abseitige, möglicherweise übermütige Anmerkungen, die er aber gern habe durchgehen lassen – als erfahrener Pädagoge sei man einem kleinen Scherz ja nicht abgeneigt.

In wenigen Wochen wurde Wolfram von Berg zu einer zentralen Figur im Umkreis des Kunsthistorischen Instituts, ebenso als ein fachwissenschaftlich ausgewiesener Student, der schon von örtlichen Kunsthändlern zu Gutachten herangezogen wurde, vornehmlich für den Bereich der alten Graphik, wie auch als ein distinguiertes Mitglied von Stand, dem unerfahrene Studentinnen ab und zu Blicke und Seufzer widmeten, ohne daß er davon Notiz zu nehmen schien. Seine Lebensumstände hoben sich allerdings auch deutlich von denen seiner Kommilitonen ab, ohne daß man ihm mehr als eine lässige Großzügigkeit hätte nachsagen können, die ihm als standesgemäß nachgesehen wurde. Nach einigen Monaten zeigte sich jedoch, daß die Finanzierung dieses eben doch etwas aufwendigen Lebensstiles ihren Tribut forderte: Herr von Berg wurde, wie er Freunden vertraulich eingestand, zum Rückgriff auf die einzigen Vermögenswerte gezwungen, die er aus dem einst unermeßlichen Besitz seiner Vorfahren gerettet und in einem schweinsledernen Koffer – mit eingepprägtem Familienwappen – über die Grüne Grenze gebracht hatte: eine außerordentlich reichhaltige und kostbare Sammlung von Handzeichnungen, Holzschnitten, Radierungen hervorragenden Erhaltungszustandes, bei deren bloßer Erwähnung – Arbeiten von Dürer, von Cranach, von Rembrandt waren dabei, aber auch einige kleine Blätter von Chodowiecki – Museumsdirektoren rote Ohren bekamen. Was seine kunstliebenden und offenbar von Kunstkennern be-

ratenen Ahnen in langen Jahren und Jahrhunderten zusammengetragen hatten, was er dann auf abenteuerliche Weise aus einem geheimen Versteck in einem uralten hohlen Baumstamm des elterlichen Schloßparks hatte bergen können, das wollte er, wie er immer wieder betonte, gern in seiner ganzen Fülle und Schönheit erhalten, die Sammlung jedenfalls unter gar keinen Umständen dem schnöden Überleben opfern. Trotz dieser trefflichen Vorsätze gab er aber im Spätsommer 1949 einige notfalls entbehrliche Einzelblätter auf eine Auktion in Hamburg, und er durfte damit rechnen, daß der Erlös die Kosten seines Lebensunterhalts für mindestens ein Jahr, vielleicht sogar bis zum Abschluß seines Studiums decken würde. Bei dem Ersteigerer eines Schongauerschen Holzschnitts hatten sich aber gewisse Zweifel und Bedenken über die Herkunft des Blattes eingestellt, da ein alter Sammler- oder Sammlungsstempel mit ausgesprochen fachlichem Geschick unkenntlich gemacht worden war. Ein rascher Fluchtversuch endete für Herrn von Berg an der luxemburgischen Grenze. Das umständliche Gerichtsverfahren – viele Monate dauerte es allein, bis ein Sachverständiger die Vielzahl wertvoller Blätter begutachtet und bewertet hatte – wurde mit der Verurteilung des geständigen Angeklagten zu zwei Jahren und sechs Monaten Gefängnis abgeschlossen.

„Und das hieß natürlich, daß er als Kunsthistoriker ausgespielt hatte“, meinte sie. „Eigentlich konnte er doch nur noch Straßen fegen!“

„Wenn er nicht Wolfram Berg gewesen wäre“, sagte er. „Er hatte eben besondere Talente und war ein Meister im Überleben. Nach anderthalb Jahren wurde er wegen guter Führung entlassen – ich vermute, die Wärter der Strafanstalt schwärmen noch heute von ihm –, und zielstrebig machte er sich dann auf den Weg in die Neue Welt. Das war damals keineswegs einfach, schon gar nicht für einen vorbestraften Betrüger und Dieb, ganz abgesehen davon, daß Wolfram Berg als Kriegsberichterstatter der deutschen Wehrmacht im letzten Kriegsjahr einiges getan und geschrieben hatte, um die doch nicht mehr ganz unbeirrbar Kampfbereitschaft des deutschen Volkes nachhal-

tig zu stärken, und damals war man in den USA insofern noch ziemlich empfindlich. In seiner Zelle hatte Wolfram sich aber nicht nur mit vertiefenden kunstwissenschaftlichen Studien beschäftigt, sondern auch mit den Resten seiner persönlichen Habe, zu der ein Stapel ziemlich vergilbter Briefschaften gehörte, die für ihn wichtig und wertvoll wurden. Eine alte Tante, geborene Berg, die ihn, genau wie ich, durch die Zeitungsberichte wiedergefunden hatte, hatte ihm diese Briefe und Abschriften in die Haftanstalt geschickt, offenbar in der Meinung, sie könne damit beitragen, ihn auf die bewährten Bahnen eines bürgerlich-genügsamen Lebens zurückzuführen. Es waren Briefe ihrer Mutter, seiner Großmutter, an einen in die USA ausgewanderten Sohn Friedrich, einen jüngeren Bruder seiner Mutter, von dem in der Familie niemals gesprochen worden war, weil er sich seinerzeit durchaus nicht in das einfache und übersichtliche Leben des Dorfes hatte einfügen wollen – sogar Bücher hatte er mehrfach bestellt, ohne sie je zu bezahlen, wie aus verstaubten Rechnungen und Mahnungen hervorging –, und die bitteren, zuletzt verzweifelten Briefe der Mutter enthielten mehr als genug Hinweise darauf, daß jener Friedrich ein Außenseiter und Filou gewesen war. Mit Hilfe dieses inzwischen alt, dank seiner kaufmännischen Fähigkeiten aber auch steinreich gewordenen Onkels in Columbus/ Ohio erlangte Wolfram zunächst ein Besuchervisum, später eine Aufenthaltserlaubnis für die Vereinigten Staaten von Amerika, und da ist er dann geblieben, inzwischen natürlich längst eingebürgert und erfreulich wohlhabend geworden.“

„Und seine Vorstrafe? Und seine Frontberichte? Ist das niemandem aufgefallen?“

„Offenbar nicht“, sagte er. „Oder der gute Onkel hat ihm geholfen, was weiß ich. Weil er sich selbst nicht an Regeln und Paragraphen hielt, fand er offenbar immer wieder auch andere Menschen, die seinetwegen Gesetze und Vorschriften vergaßen, manchmal sogar ihre eigenen Grundsätze. Die ersten Kapitel seines Lebens hat er mir schon damals im Lager erzählt, ganz närrische Geschichten – oder auch märchenhaft, wenn du willst. Deswegen war ich mir ja auch ganz sicher, daß nur er das sein konnte, mein Lagerfreund Wolfram, als ich von den



Hochstapeleien eines Wolfram B. in der Zeitung las.“

„Seltsam“, sagte sie, „beinahe närrisch: Bei deinem Wolfram muß ich immer an meinen Vater denken, obwohl der doch ganz anders war, eigentlich ziemlich genau das Gegenbild zu deinem Hallodri. Oder vielleicht gerade deshalb? Mein Vater war auf kaum glaubliche Art solide, reell und korrekt, stets war er beherrscht, war immer höflich, verbindlich, entgegenkommend, auch zuhause – nie habe ich ein hartes Wort von ihm gehört, nie wurde er laut. Das kommt mir heute, von heute her, fast unheimlich vor. Hinter dieser Haltung, dieser oft unerschütterlichen Gelassenheit muß, denke ich heute, etwas anderes verborgen gewesen sein, irgendein ungelebtes Leben, viele ungelebte Leben vielleicht, ein großer Lebenstraum, den mein Vater sich nie zu verwirklichen getraute. Vielleicht war er gar nicht der, der er war? Oder er war eben so geworden unter den Zwängen, in denen und mit denen er leben gelernt hatte, dem Standes- und Familienstolz, dem Ehrgeiz der Eltern, den Farben seiner Verbindung, dem Geltungsbedürfnis seiner Frau, und er hatte das alles angenommen als sein Leben, gerade so, so unausweichlich, so selbstverständlich, daß als einziger Ausweg zuletzt nur der Tod blieb. Ich weiß das nicht, und ich kann ihn ja nicht mehr fragen. Aber ich habe ihn geliebt, und ich wußte immer – wir wußten das beide, ohne ein Wort –, daß er mich liebte.“

Wolfram Berg war das, was Volksschullehrer – in Erinnerung an ihre eigene vielversprechende Jugend – ein hochbegabtes Kind nennen. Die einklassige Dorfschule verließ er schon nach drei Jahren und fuhr fortan täglich, sommers wie winters, mit dem Fahrrad zur Oberschule nach Neubrandenburg, 14 Kilometer in die Stadt hinein, 14 Kilometer zurück. Dieser Umstand verstärkte seine Neigung, sich selbstgenügsam abzuschließen: In der Stadtschule fand er keine richtigen Freunde, zumal er mit seinen Leistungen und Noten meist weit an der Spitze lag, und zuhause blieb er mit sich und seinen Büchern allein, ein Träumer, ein Schwärmer, ein Spinner, der von den gleichaltrigen Dorfkindern gemieden wurde. Durch Zufall – er stürzte bei Glatteis mit dem Fahrrad, ein blutiger Riß an der

Stirn mußte genäht werden – erregte er die Aufmerksamkeit und später die Zuneigung eines älteren Arztes in Neu-Brandenburg, eines sensiblen Junggesellen, der die Entwicklung des Knaben in den folgenden Jahren anteilnehmend und unterstützend, auch fördernd begleitete. Daß diese Entwicklung sich im wesentlichen abseits der damals geltenden Normen vollzog – abseits daher auch von den Marsch- und Kampf- und Schießübungen der Hitlerjugend, von deren Dienst Wolfram Berg auf Grund eines ärztlichen Attests befreit wurde –, kann nicht verwundern. Als er dann im Alter von 18 Jahren, kurz vor der Reifeprüfung, für den Dienst in der Wehrmacht gemustert werden sollte, versah der fürsorgliche Mediziner ihn mit so wirksamen Medikamenten, daß der Stabsarzt der Musterungskommission ein schweres Herzleiden diagnostizieren mußte: Wolfram Berg blieb in der Heimat, wo er auf Schreibstuben und in Vorzimmern Akten und Ordner hin und her bewegte, ohne sich dabei mehr als unbedingt notwendig anzustrengen. Nach Dienstschluß sah er sich gern in Kirchen und Museen um – schon damals entwickelte er eine besondere Vorliebe für die Bildende Kunst –, las auch halbe Nächte hindurch, machte sich also, ungehindert von nationalen oder gar nationalsozialistischen Idealen und eingebildeten Pflichten, einen guten Tag. Allerdings wurde seine bevorzugte Stellung in der Heimatfront im Laufe der Zeit unsicher, parallel zu der durch die Kriegslage bedingten Anspannung aller deutschen Kräfte für den Endsieg, und im Herbst 1943 – immer noch war er frontdienstunfähig dank der Tabletten, die er bei gelegentlichen Nachuntersuchungen genau zu dosieren wußte – drohte ihm sogar die Versetzung zu einer Landeschützeinheit auf dem allerflachsten mecklenburgischen Land, als Wachtposten in einem Gefangenenlager. Telefonisch beriet er sich mit seinem ärztlichen Gönner, der inzwischen in Saloniki Aspirin und Salvarsan an die Truppe verteilte, und als der keinen Rat wußte, half Emmy Klitzke weiter, die freundliche Wirtin aus der Nachbarschaft, bei der gerade die Hochzeit einer Nichte fast friedensmäßig gefeiert worden war. Die Mutter der Braut, ihre Schwester, Witwe eines tapfer für Führer, Volk und Vaterland gefallenen Schreinermeisters, gab seit einiger Zeit in ihrem Haus in

Lübben im Spreewald einem Hauptmann Privatquartier. Dieser Offizier tat Dienst bei einer Abteilung des Oberkommandos des Heeres, die wegen der ständigen Bombenangriffe aus dem Berliner Zentrum verlegt worden war, und die fürsorgliche Betreuung hatte zu einem fast familiären Verhältnis zwischen Quartierwirtin und Einquartierung geführt. Daher war eine kleine persönliche Bitte – auf Anregung von Emmy Klitzke – schon einmal möglich und erlaubt. Als Folge dessen traf jedenfalls bei Wolfram Bergs Dienststelle ein Fernschreiben des Oberkommandos des Heeres ein, mit dem er mit sofortiger Wirkung nach Leipzig versetzt wurde: ein ganz und gar ungewöhnlicher, eigentlich undenkbarer Fall, da die Versetzung eines einfachen Schützen von einem Generalkommando der deutschen Wehrmacht in ein anderes nicht vorgesehen war. Ein Fernschreiben des Oberkommandos stand aber über allen Dienstvorschriften, und so fand Wolfram Berg sich im Oktober 1943 in Leipzig wieder, wo er das Studium der Kunstgeschichte aufnehmen wollte. Zunächst erregte allerdings seine Ankunft beim Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Bataillon 11 Befremden und dienstliche Bedenken, weil es eine solche Versetzung nach HDV eigentlich gar nicht geben durfte. Dem unverzüglichen Rücktransport zu seiner alten Einheit – der Marschbefehl war schon ausgeschrieben – entging Wolfram Berg nur dadurch, daß er dem Kompanieführer, einem älteren Oberleutnant ohne Ordensschmuck, seine besonderen Beziehungen zum Oberkommando des Heeres beichtete, woraufhin dieser, lächelnd, sich höheren Orts für ihn verwandte, so daß er tatsächlich – wenn auch zum bitteren Ärger des Hauptfeldwebels ganz und gar außerhalb dienstlicher Normen – das Studium an der Universität Leipzig aufnehmen konnte, wenn auch zunächst nur als Gasthörer.

„So etwas war damals möglich?“, fragte sie, skeptisch. „Im Jahre 1943, nach Stalingrad, im totalen Krieg?“

„Eigentlich wohl nicht“, gab er zu. „Aber Wolfram war eben wirklich ein besonderer Mensch. Schon im Lager hat er mir lange Geschichten aus seinem Leben erzählt, bei denen ich nur staunen konnte, und weshalb hätte er mich da belügen sollen,

als wir beide unsere Zukunft so gut wie hinter uns hatten?! Sein Gedächtnis war unglaublich, vor allem für Menschen und Situationen; noch in New York wußte er ganz genau, wer damals wann was gesagt oder getan hatte, und wenn auch nicht alles bis zum letzten Komma authentisch gewesen sein dürfte – er wirkte einfach glaubwürdig. Auch in New York hat niemand seine Erzählungen angezweifelt.“

„Woher willst du das wissen?“, fragte sie.

„Ich war damals fast zwei Wochen bei ihm, da habe ich sein Leben und seine Freunde kennengelernt – im Herbst 56, gleich nach dem ungarischen Aufstand, als Ungarnflüchtlinge mit Militärmaschinen in die Vereinigten Staaten geflogen wurden. Ich durfte mitfliegen, weil sonst niemand von der Redaktion Interesse hatte – kurz vor Weihnachten, und die alten DC 6 waren ganz und gar nicht luxuriös, nicht mal bequem, und das Wetter mit Regen und Sturm war auch nicht gerade einladend. Das war mein erster Flug überhaupt, ich weiß das noch ganz genau: Ich war so aufgeregt, daß ich erst auf Neufundland bemerkte – als ich den Film wechseln wollte –, daß ich gar keinen Film eingelegt hatte! Und ich war müde, natürlich, unheimlich müde, wir waren schon 24 Stunden unterwegs, mit Zwischenlandung in Schottland, dazu ein ausgewachsener Sturm, fast ein Orkan, das ganze Flugzeug zitterte, fiel ab und zu ins Bodenlose, die Kinder schrieten, die alten Frauen beteten, graue Gesichter, schmal, leer, erschöpft, und ein Junge von 16 oder 17 erzählte immer noch einmal, wie er 23 Russen erschossen hatte, ein Schuster putzte zum wievielten Mal seine blanken Schuhe, zwischendurch Kaffee aus Pappbechern, eine schwangere Frau hielt ein Postkartenbild auf dem Schoß, ihr Mann, von dem sie nichts mehr gehört hatte, eine uralte Frau erzählte immer noch einmal in ihrem k.-und-k.-Deutsch, daß ihr guter Mann am 4. November aufgehängt worden war im 13. Bezirk, und wieder heißer Kaffee aus der Chromküche. Vor den Fenstern stundenlang nichts als matte Dunkelheit, Nacht, eine überlange Nacht, weil wir dem Morgen davonflogen, und immer wieder rüttelnde Böen, aufheulende Motoren, bis endlich die Dämmerung kam und vorn aus dem Nebel eine weiße Küste auftauchte, Neufundland. In der überheizten Flughafen-

baracke Orangensaft und heißer Kaffee, und draußen stand neben dem gelben Treibstoffwagen ein Neger im eisigen Wind und fror. Und plötzlich merkte ich dann: keine Fotos, kein einziges Bild – ich hatte meine Exacta gerade neu, und ich wußte nicht oder hatte vergessen, daß sich das Zählwerk nach jedem Auslösen bewegte, auch ohne Film. Zwischen Neufundland und dem Militärhafen – irgendwo bei New York – habe ich dann einige Fotos nachgestellt, eine Art lebende Bilder, Genre-Bilder, damit ich nicht ganz ohne Ausbeute heimkehren mußte nach Düsseldorf, die Ungarn haben mir brav geholfen, und zuhause hat niemand etwas gemerkt. Und anschließend war ich bei Wolfram Berg in New York, zehn Tage lang, er wohnte damals in Brooklyn, ein enges, lautes Apartment nahe dem East River, drüben das gigantische Manhattan, die graue Skyline im trüben Winterdunst, nachts aber eine phantastische Lichter-Kulisse, bis in den Himmel hinauf – ungeheuer, ich fand kaum einmal zur Ruhe. Ich kam doch aus dem immer noch halb zerstörten Düsseldorf mit seinen sieben Straßen und acht Plätzen und einem einzigen Hochhaus, das kümmerliche Düsseldorf, das schon damals so gern Weltstadt sein wollte in seinen Hochglanzprospekten, und hier sah ich – also die Augen gingen mir auf und nicht wieder zu! Tagelang ließ ich mich durch die Straßenschluchten treiben, unter unendlichen Fensterfassaden, drängte mich durch die bunten Menschenwirbel hindurch, weiß und gelb und schwarz und braun und dreckig und schön und hungrig und elegant, Lärm und Hasten und Geld, Geld, und auf den breiten Straßen die großen gelben Taxen, die mächtigen Greyhound-Busse, die leisen schwarzen Limousinen mit den verhängten Fenstern, und Hundekot und Zeitungspapier und Fahnen, Wallstreet und Harlem und China-Town, Walldorf Astoria und die Trostlosigkeit der Boverly, und an fast jeder Straßenecke ein knallroter Weihnachtsmann mit scheppernder Glocke, und auf der 5th Avenue ging Sonja Henie an mir vorbei, tatsächlich!“

„Sonja – ? – Wer war das?“

„Sonja Henie, die Eisprinzessin, die in den 30er Jahren alle Goldmedaillen gewonnen hatte – ein Kindheitstraum! Aber die kannst du natürlich nicht mehr kennen.“

„Und dein Wolfram-Freund, wie ging es dem in New York?“

„Das war es eben: Er hatte sich ganz und gar eingelebt und angepaßt, ohne Naht, ohne Rest. Inzwischen sprach er beinahe besser englisch als deutsch – ein gepflegtes Englisch natürlich, nicht das breite Yankee-Amerikanisch –, abends telefonierte er endlos mit Freunden, war schlank geblieben, dezent gekleidet, graues Kammgarn, handgearbeitete braune Halbschuhe, nur das Gesicht schien mir etwas aufgeschwemmt vom täglichen Whisky, aber ich hatte ja nur das schmale Lagergesicht gekannt. Und abends, nach dem dritten Glas und dem fünften Telefonat, erzählte er jede Menge New Yorker Witze und lachte dazu – einen habe ich nicht vergessen: Kommt eine sehr dicke, sehr reiche Negerin in ein sehr teures Pelzgeschäft auf der 5th Avenue und läßt sich eine Auswahl sehr kostbarer Pelze zeigen, zieht schließlich auch einen Nerzmantel über, dreht sich unschlüssig vor dem Spiegel und meint: ‚Don’t I look a little bit jewish?‘“

„Das finde ich überhaupt nicht komisch“, sagte sie. „Im Grunde ist das doch nur eine Parabel für ein latentes Minderheitenproblem.“

„Na ja“, meinte er. „Wenn du das so formulierst – bitte sehr! Ich fand das jedenfalls witzig. Übrigens arbeitete Wolfram damals in einem Antiquariat, in der Nähe der Lexington Avenue, als Graphik-Fachmann natürlich, dessen Besitzer ein deutscher Emigrant war, Birnbaum oder so ähnlich, und auch da war er anerkannt und beliebt, selbst bei dem alten Birnbaum. Sonst hatte er aber keine jüdischen Freunde: Das könne er sich nicht leisten, meinte er, in seinen Kreisen – er war befreundet vorwiegend mit gut aussehenden Männern nordeuropäischer Herkunft – gebe es da gewisse Vorbehalte und Tabus, auf die er Rücksicht nehmen müsse, und Juden seien eben doch – und dann folgte eine Aufzählung landläufiger Vorstellungen und Vorurteile, die mich deutlich an vergangene deutsche Zeiten erinnerten. Das könne er doch selber nicht glauben, meinte ich. ‚Das muß ich ja auch nicht glauben‘, sagte er. ‚Aber was soll ich denn machen? Wenn ich nicht meine Freunde verlieren will, die mir sehr viel bedeuten, dann kann ich mir keine eigene Meinung erlauben – in meiner Lage hier muß man sich schon

nach den herrschenden Ansichten richten und ab und zu mit den Wölfen heulen. Oder soll ich versuchen, die anderen zu belehren und zu bekehren – ausgerechnet einer mit deutschem Akzent?! Im übrigen ist Knoblauch ja kein besonders feines Gewürz.“

„Der alte Kriegsberichter!“, sagte sie. „Wie schön, daß er sich gar nicht erst umstellen mußte!“

„Nein, nein“, widersprach er. „Wenn das so einfach wäre! Er war ja kein Nazi, ganz und gar nicht, und die Nazis mochten seinen Typ überhaupt nicht. Er hatte sich damals nur zur Propagandatruppe gemeldet, weil ein Leipziger Kommilitone ihm die PK als ein Refugium für Außenseiter und Querköpfe gepriesen hatte, wo man den Rest des Krieges – und das war ja inzwischen für halbwegs gescheite Leute absehbar – am besten überstehen könne.“

Im Frühjahr 1944 veränderte sich Wolfram Bergs Lage in Leipzig dramatisch. Der wohlmeinende und verständnisvolle Oberleutnant und Kompanieführer wurde plötzlich an eine der gerade wieder wankenden Fronten versetzt, und der neue Kompaniechef entdeckte bald, auf einen Hinweis des Hauptfeldwebels hin, den außerplanmäßigen Grenadier Berg. Um das Ärgernis rasch zu beseitigen, entschied er, der überzählige Berg sei umgehend nach Glauchau in Marsch zu setzen, Glauchau im hintersten Sachsen, wo er seine soldatische Pflicht bei der Bewachung russischer Kriegsgefangener erfüllen könne. Um diesem sehr unerwünschten Ortswechsel vorzubeugen, rief Wolfram bei Emmy Klitzke an, die – „Für meinen Prinzen tu ich alles!“ – über die Lübbener Schwester dafür sorgte, daß nach nur zwei Tagen erneut ein dienstliches Wunder geschah: Per Fernschreiben ordnete das Oberkommando des Heeres an, daß Wolfram Berg sofort zur Propaganda-Kompanie nach Potsdam in Marsch zu setzen sei. Kopfschüttelnd unterzeichnete der Kompaniechef den Marschbefehl.

„Und als Kriegsberichter, was hat er da geschrieben?“, fragte sie.

Er wehrte ab: „Was weiß ich. Im Grunde waren die PK-Berichte ziemlich austauschbar, und das sollten sie wohl auch

sein. Du hast es ja selbst gesagt: Immer die gleichen Phrasen, die gleichen abgestandenen Wörter. Wolfram hat das natürlich geschickt gemacht, er hielt sich mit Vorliebe bei höheren Stäben auf, wo die Vorschläge der Truppe für Ritterkreuze und Eichenlaub und Goldene Kreuze zusammenkamen; daraus fabrizierte er dann die erwünschten Heldentaten in Abwehrkampf oder Gegenstoß, der deutsche Soldat ist unüberwindbar, tatütata, ‚Völkischer Beobachter‘, Seite 2, der unerschütterliche Glaube an Deutschland, die jüdischen Plutokraten, die asiatischen Horden, sozusagen Goebbels kleinklein, er paßte sich nahtlos ein, und er lebte nicht schlecht dabei, aß sogar meistens – obwohl er es nur bis zum Gefreiten brachte – am Tische des jeweiligen Kommandeurs, auch über gepflegte Tafelweine konnte er anregende Gespräche führen.

Er hat mir viel erzählt, damals im Lager. Das Schwierigste war wohl gewesen, überhaupt in die Propagandatruppe zu kommen, das hatte nicht einmal das Fernschreiben des Oberkommandos bewirken können, zumal er ja keine Vorbildung hatte außer einer halben Vorlesung über den Herrn von Goethe, der seinerzeit auch einmal als Kriegsberichter gewirkt hatte, vor Valmy. Außerdem gab es in Potsdam gar nicht die Propaganda-Kompanie, zu der er laut Marschbefehl versetzt worden war, stattdessen aber eine Propaganda-Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung, deren Kommandeur er, in strammer Haltung, weiszumachen mußte, ein Oberstleutnant vom Oberkommando des Heeres habe mit ihm, dem Kommandeur, seinetwegen gesprochen – daher ja das sonst unverständliche Fernschreiben –, und er, der Kommandeur, habe die Versetzung gebilligt, fernmündlich jedenfalls. Und der Oberst hat ihm geglaubt! Du siehst, Wolfram war überzeugend, in jeder Lage. Selbst im russischen Gefangenenlager mußte er die belastenden Eintragungen in seinem Soldbuch, die ihn wenn nicht den Kopf, so doch mindestens eine lange Gefangenschaft mit ungewissem Ausgang gekostet hätten, so zu erklären und zu deuten, daß er als Widerständler – die ‚Rote Kapelle‘! – anerkannt und geehrt wurde. Was er dafür an Marxismus brauchte, das hatte er schnell gelernt, etwas Leninismus dazu. Deshalb wurde er schon im Spätsommer 1945 entlassen. Natürlich, er hatte keine Mo-



ral. Aber wer hat die schon – und wer lebt dann auch noch danach?!”

„Vielleicht sollte man das wenigstens versuchen“, meinte sie.

„Na schön“, sagte er. „Aber was nützt dir die edelste Moral, wenn du nicht mehr lebst?! Darüber habe ich mich schon mit Hilde gestritten, die neigte auch zum Grundsätzlichen, und was ist schließlich dabei herausgekommen? Wolfram war eben anders – er ist einfach anders, und irgendwie kann man ihm das nicht einmal übelnehmen. Damals in New York meinte er übrigens und legte mir den Arm um die Schulter: ‚Du mußt mehr aus dir machen, Kleiner. Wenn du hier bleiben willst, das läßt sich sicher irgendwie einrichten, ich kenne ein paar einflußreiche Leute!’“

„Und warum bist wieder nach Düsseldorf gegangen?“

„Wenn ich das wüßte“, sagte er. „Wahrscheinlich hatte ich keinen Mut. Vielleicht habe ich immer zu wenig geträumt in meinem Leben, und wenn ich schon einmal geträumt habe, dann habe ich nicht gewagt, mir meine Träume zu erfüllen. Wahrscheinlich liegt es daran, daß ich zu nichts gekommen bin.“

Es war spät geworden. Das Scheinwerferlicht spiegelte sich in den eng geparkten Autoreihen zu beiden Seiten der Straße. Schon von weitem bemerkte sie, daß ihre Garageneinfahrt halb zugestellt war, ein roter Kleinwagen, schräg auf dem Kantstein, und sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie ‚typisch Frau‘ dachte. Als das Paar in ihrem kurz aufgeblendeten Fernlicht auseinanderfuhr, sah sie, daß der Mann links saß, hinter dem Steuerrad; das Mädchen hatte sich tief in den Beifahrersitz verkrochen, mit wirren Haaren. Der Wagen fuhr langsam ins Dunkel davon, erst nach einigen Metern leuchteten die Schlußlichter auf. Sie fühlte so etwas wie Mitleid, junge Leute, junge Liebe, vielleicht auch Neid. Sie dachte ‚Da wird nichts draus‘, einer der Standardsätze ihrer Mutter, in dem sich bündige Feststellung, endgültiges Urteil und vage Prophezeiung vermischten – als Kind hatte sie den Spruch gefürchtet, später gehaßt, ohne sich jemals davon befreien zu können.

Als sie die Wohnungstür öffnete und das Flurlicht einschaltete, merkte sie, daß sie sehr müde war und sehr wach, überwach. Sie wußte nicht, weshalb sie nicht bei ihm geblieben war. Er hatte darum gebeten, wollte gern zusammen mit ihr den späten Film sehen, RTL, zehn vor 11: ‚Blow up‘, seinen Traumfilm aus den 60er Jahren, als für ihn alles noch anders und manches noch offen gewesen war. Vielleicht war sie gerade deshalb gegangen. Nach dem ermüdenden Tag mit den ausgedehnten Gesprächen fühlte sie sich nicht mehr kräftig genug für ein mühsames Hin und Her über einen Film, den sie bis dahin nicht gesehen hatte, der sie im Grunde auch wenig interessierte, eine vergangene Zeit, zumal es oft schwierig war, mit ihm über Vergangenes zu diskutieren: Er hatte andere Begriffe als sie, andere Vorlieben, brauchte auch andere Wörter, oder er verstand die Worte anders. ‚Wahnsinn!‘, hatte sie gesagt vor den blutigen Bildern der Tagesschau vom Laubhüttenfest an der Klagemauer, Palästinenser warfen mit Steinen, israelische Soldaten legten an zu gezielten Kopfschüssen, Verwundete,

wieviele Tote: „Wahnsinn!“, die Leichenhallen Jerusalems überfüllt, menschliche Glieder wie Holz, gelbe Leichenstarre, und das alles für Gott, für den einen Gott – sie war fassungslos, sprachlos gewesen: „Wahnsinn!“ Er hatte nur mit den Achseln gezuckt: „Was willst du? Die sind eben alle gläubig und alle verrückt. Was willst du da machen?!“ Und auf ihren Vorwurf, er kümmere sich einfach nicht genug um politische Fragen, politische Entwicklungen, hatte er sie erstaunt angesehen: „Wieso? Ich rede doch dauernd von Politik, du merkst das nur nicht!“

Er war anders als sie, nüchterner, kälter, manchmal schon wie ein grauer Rentner, der nur noch für sich und seine verbliebenen Jahre rechnet, obwohl ihn alle Rechnerei nicht zu sich selbst gebracht hatte. Sie ärgerte sich über seine zwanghaft wiederholten Versuche, aus den verschiedenen Phasen seines Lebens sinnvolle, harmonische Zahlenverhältnisse zu konstruieren und damit sich selbst zu beweisen. Mit dem Taschenrechner kombinierte er 15,1 Jahre Brunau, 8,9 Jahre Düsseldorf, 20 Jahre Anneliese und was auch immer: Er unterwarf die Wege und die Entscheidungen seines Lebens mathematischen Relationen, um damit sein Dasein und sein Sosein zu rechtfertigen. Er hatte ihr sogar gestanden, verlegen, daß sie in idealer Kombination zu ihm eigentlich erst 37,1 Jahre alt sein dürfte, zum Zeitpunkt der Eheschließung; allerdings fänden sich auch bei den Großen der Kunst immer wieder Variationen und kleine Abweichungen vom Goldenen Schnitt, und gerade daraus ergäben sich erfahrungsgemäß fruchtbare Spannungen.

Manchmal war sie sich gar nicht mehr sicher, daß es tatsächlich eine freundliche Kette von Zufällen gewesen war, die sie zusammengeführt hatte, und ab und zu fragte sie sich, weshalb sie bei ihm geblieben war und immer noch bei ihm blieb, so lange schon und vielleicht nun auf Lebenszeit. Ob sie ihn wirklich gern hatte, gerade diesen Mann, ob sie ihn wirklich brauchte und ihn auf Dauer ertragen könnte: Im Laufe der Monate waren ihre Zweifel tiefer geworden, zumal sie nicht einmal sicher war, daß er sie liebte – wenn er denn überhaupt lieben konnte –, und wenn er sie brauchte: wofür? „Da wird nichts draus“: Nicht nur die beiden Jahrzehnte lagen zwischen

ihnen, uneinholbar für sie und immer noch beinahe unverständlich, ein ungefügtes Stück gelebtes Leben, gelebte Geschichte, das immer unfaßbarer wurde, je mehr sie sich damit befaßte. Es gab auch Kleinigkeiten, mit denen sie nicht fertig wurde, etwa seine Angewohnheit, in der Zeitung zuerst die Seite mit den Leserbriefen aufzuschlagen, in denen er, bunt gemischt, alles das fand – und meistens zugleich das Gegenteil –, was er eigentlich selber bedacht haben sollte. Sie mußte sich eingestehen, daß sie nicht wirklich vertraut miteinander waren: Sie trauten sich gegenseitig nicht ohne Vorbehalte, blieben einander im Grunde freundliche, tolerante Fremde. Wie aber zwei Menschen so – so fremd – nebeneinander und miteinander leben könnten, auf Dauer, das konnte sie sich nicht vorstellen. Brunau, der Onkel, Tarnowski, die Baronin, seine Freunde, seine Frauen: Von allem hatte er ihr erzählt, wenn auch gewiß nicht alles, so sehr er immer wieder seine Aufrichtigkeit beteuerte. Aber sie fragte sich, ob das alles nicht doch vornehmlich ausgewählte Anekdoten waren und hübsche Gartenlaube-Geschichten, sorgfältig ausformuliert und abgeschliffen, Helmuth Mensings gesammelte Erzählungen mit Goldschnitt und persönlicher Widmung, klug eingesetzte Lektionen auf dem Weg zum Standesamt. Oder? Vielleicht hätte sie doch bei ihm bleiben sollen.

Acht Minuten vor 11. Sie schaltete ein, nur mal sehen, ein Stück von dem Film ansehen, ein paar Minuten vielleicht; sie nahm die Lautstärke zurück, Degenhardts schliefen nebenan – durch das Bild lief eine tanzende, tobende Schar von jungen Leuten: Masken, Grimassen, ausgelassene Sprünge, sinnloser Übermut, Jeunesse dorée auf Englisch – was ist das, was soll das, was heißt das: „Blow up“, was siehst du daran und darin? Ein harter Schnitt dann auf Londoner Armut, grau im trüben Morgen, eine schäbige Gruppe von Bettlern und Säufern und Schnorrern, underclass, und dann er, der junge Mann, unraziert, aber ein glattes Wohlstandsgesicht, und unter einem Lumpenbündel verborgen sein Fotoapparat mit Bildern vom Nachtsyl. Zwei Straßenecken weiter der parkende Rolls, ein irres Cabrio, in das sein anmaßendes, altkluges Gesicht hineinpaßte wie in einen speziell gefertigten Rahmen. Das war

er also, das mußte er sein, der Star-Fotograf, Helmuths Ideal: jung und erfolgreich und reich. Das wollte er selber sein, so wollte er sein, damals, das war sein Typ, sein Traum. Mit dem Rolls Royce Cabrio lässig durch die Straßen fahren, ein bißchen telefonieren aus dem Auto, Aufträge erteilen, und dann das riesige Atelier, die Angestellten hören auf jedes Wort, jeden Ruf, wie Haustiere, Hunde, und er, überheblich, schnodderig, arrogant, stellt das hagere Modemodell in Pose, wie im Zirkus, im Zoo: „Zeig’ mir, was du kannst! Zeig’ es, zeig’ es!“ – die Models als Puppen, Miezen, kaum Menschen, widerlich: „Ihr könnt von Glück sagen, daß ich mich mit euch abgebe!“ – verkrampte Gesten, verbogene Körper, gehorsam dem Herrn hinter dem Sucher, dem Starfotografen, dem alles auf der Welt zum Objekt wird, doch das Objekt wird erst real durch sein Objektiv: Er sieht es, der Meister, er schießt es, erst durch ihn wird es kostbar, verwertbar. Ein verwöhntes Bürschchen, das ein Genie spielen möchte, aber in Wirklichkeit nichts ist als ein kleiner Voyeur; nur die Handgriffe sind exakt, professionell. Nicht anzusehen, nicht auszuhalten! Sie schaltete ab. War das wirklich Helmuths Traum gewesen, sein Wunschbild – oder vielleicht doch nur ein Gegenbild?

Sie konnte nicht einschlafen. Gegen Mitternacht stand sie wieder auf, setzte sich noch einmal vor den Fernseher, drückte die Einschalttaste. Immer noch dieses arrogante Dutzendgesicht, gleichgültig, überheblich, verletzend durch seine Gleichgültigkeit. Irgendetwas mußte inzwischen passiert sein, er schob zwei Teenager zur Tür hinaus, Gören, irgendetwas hatte er mit ihnen gemacht, gehabt, aber vorbei: jetzt arbeitete er, vergrößerte, immer weiter, er suchte offenbar etwas in diesem beinahe konturlosen Schwarz-Weiß: will etwas, weiß etwas. Aber wen interessiert das, mich nicht, er interessiert mich nicht, ich weiß nicht, wie jemand von diesem Film schwärmen kann, von diesem Menschen – den will ich nicht, nicht diesen Film, nicht diesen Burschen, den ganz bestimmt nicht.

Sie ging in die Diele zum Telefon, wählte seine Nummer, hörte geduldig den Pfeifton, ließ den Apparat drüben so lange klingeln, bis er sich endlich meldete, Ärger in der Stimme: „Ja? Was ist denn?“

Plötzlich wußte sie nicht mehr, was sie ihm sagen wollte. „Du“, sagte sie. „Ich – entschuldige, bitte. Aber ich habe deinen Film gesehen, ein Stück daraus, und ich fand ihn – ja, eigentlich finde ich ihn überhaupt nicht, nur ziemlich gräßlich, ich meine, den jungen Mann, deinen Traum-Fotografen.“

„Und deshalb rufst du jetzt an, nach Mitternacht? Wir können doch morgen darüber reden. Aber wenn’s dich beruhigt: Ich mag ihn auch nicht besonders, jedenfalls jetzt nicht mehr – verstehst du: Der war einmal so etwas wie ein Vorbild für mich, damals, ich weiß selbst nicht mehr, wieso und warum. Damals dachte ich wohl, so einer sei Spitze, und Spitze wollte ich eben auch werden, obwohl ich schon wußte, daß ich so wie der da gar nicht sein konnte, auch nicht sein wollte. Aber der Film ist nicht schlecht, finde ich, Antonioni, ich nehme ihn auf, wir können das Video später zusammen sehen. Erstmal schlaf’ jetzt, Liebes, es war doch ein sehr langer Tag – schlaf’ gut! Und danke, daß du mit mir warst, das war schön.“

„Gute Nacht“, sagte sie. „Bis morgen!“ Dann legte sie auf. Er hatte ‚danke‘ gesagt, zum erstenmal.

Das Fernsehbild im Wohnzimmer flimmerte immer noch, sie griff nach der Fernbedienung, setzte sich dann aber doch wieder in den Sessel, gebannt von einem finsternen Bild, fast farblose Nacht, sichtbar darin nur die eiligen weißen Hosenbeine des Fotografen, und dann im fahlen Licht eine männliche Leiche: im Gras, starr, bleich, er beugt sich zögernd hinunter, betastet das wächserne Gesicht, erschrickt, ratlos, sieht plötzlich erwachsen aus, nicht mehr verwöhntes, blasiertes Kind; dann läuft er fort in die Nacht, fort vor dem Tod.

Sie schaltete ab, sah auf die Uhr: 0 Uhr 16, sehr spät. Eine alte Liedzeile fiel ihr ein, ein Choral von der pompösen Trauerfeier für ihren Vater, schwarzgefaßte Betrübnis und füllige Kränze und abgegriffene Reden, abgegriffene Liederbücher: „Mitten wir im Leben sind – “. Aber die nächste Zeile fand sie nicht mehr, zu müde, zu spät: „Mitten wir im Leben sind – “ die anderen Worte versperreten sich ihr, obwohl sie beinahe sicher war, daß sie eine Lösung gebracht hätten, eine Antwort.

Ein Toter im nächtlichen Gras: Er sah, wie der andere sich

niederbeugte, wie er einen Augenblick lang zögerte und dann, ganz kurz, die Wange berührte, und er spürte die Leichenkälte in seinen eigenen Fingern: Großvater aufgebahrt im Zimmer oben, die knochigen Hände gefaltet, die Augen geschlossen, gespannte Haut, gelb und kühl – niemals vergaß seine Hand die kleine Berührung, den Schauer, den Schrecken, und hinter dem Leichnam die Scherenschnitt-Familie, schwarz und steif, und der hohe Wandspiegel weiß zugehängt, ohne Gesicht.

Er schaltete den Fernseher ab, der Videorecorder schnurrte weiter, morgen, übermorgen müssen wir darüber reden, über den Toten, den Tod, über uns.

Er schlief noch nicht, noch nicht ganz, als Großvater wieder da war, das strenge, bittere, abweisende Gesicht, faltig und hager, enttäuscht: Nie hatte er den Konkurs verwunden, so kurz vor 1933, als alles anders wurde, nur ein halbes Jahr später hätten sich neue, beinahe unglaubliche Möglichkeiten ergeben, für ein Trinkgeld wären Kostbarkeiten zu haben gewesen, für ein Spottgeld barocke Figuren und Braunschweiger Truhen, goldenes Biedermeier und gotische Kapitelle und sanfte Jugendstilschnitzereien, alles aus Berliner Besitz, Emigranten, alles beinahe geschenkt, doch er war pleite, durfte kein Stück mehr kaufen, verkaufen – das war sein Mißmut gewesen, seine harsche Bitterkeit, das hatte ihm seine Sprache genommen, sein Leben: der Spiegel verhängt, und hinter dem Leinentuch Leichentuch nichts mehr, kein Auge, kein Blick, kein Ich, nur noch erblindete Scherben, ich finde nichts mehr, finde mich nicht, kein Licht mehr, Köllemanns Auge, er weiß nicht, weshalb wir ihn schlagen und schlagen und schlagen, er sieht nichts, nichts mehr, er hat das Brot nicht gestohlen, das weiß ich, das darf ich nicht sagen, ich sage nichts nie, der Spiegel ist leer, will nichts mehr wissen, und Großvater tot, Großvater stumm, alle sind stumm auf den braunen Fotos in meinem Karton, der Prägestempel mit ausgezogenem H, Opa ist stumm und Oma ist stumm, die alten Mensings, und Vati ist stumm, hatte nie was zu sagen, aber Mutter ist Mutti ist doch nicht aber stumm, sagt nichts mehr, weiß nichts mehr, und der stumme Kegellclub, in der Mitte mein Opa, dreizehn Bratenröcke mit schwer hängenden Uhrketten über dreizehn Bürgerbäuchen, der

Brunauer Kegelclub, der einmal im Jahr seine Strafgeelder in Grünberg vertrank, unter Männern, unter Brüdern, unter Kegelbrüdern die Sau rauslassen, und alle kamen sie mit derselben Krankheit nach Hause, und alle Damen des Damenkränzchens setzten das gleiche Lächeln auf und hatten dann alle die gleiche Krankheit, doch nun sind sie stumm und niemand weiß noch, was damals in Grünberg war und wer und wie und warum, alle sind tot, was soll das, was ist denn? Wieder die Leiche im Gras, er beugte sich nieder, berührte das kalte Gesicht, lief davon in die Nacht, wer folgt mir, wer will was wer will mich, wo bin ich: Nun zeig' es mir, Hilde, zeig', was du kannst, sei nicht so spröde so zimperlich, zeig's mir, zeig' dich, aber kein Wort zu Ruth, bitte, kein Wort. Das Videoband läuft immer schneller zurück, wohin, die Fernbedienung gehorcht mir nicht mehr, halt' an, halt' doch an, es läuft immer weiter zurück, zum Ende, zum Anfang, bis alles starr wird und stumm: der enge Blick durch die goldenen Augenlöcher, Maskenlöcher, mein Blick in das eisblaue Gestern, ich sehe alles, die Fotos von Vater und Mutter, Mutti, und Hilde und Onkel Felix und Ute und Opa und alle die Masken, Fratzen, Mumiengesichter, das gestohlene Gold, das gestohlene Brot und ich sehe mich, mich, der Spiegel, will mich nicht sehen o Gott!

Schmerzen im Kreuz, Schmerzen im Nacken, müde wachte er auf, zerschlagen, griff noch im Halbschlaf zur Aspirin-Schachtel, trank das abgestandene Wasser, legte sich wieder zurück, dämmerte vor sich hin, Schmerzen ohne Gedanken, bis er unten den Briefkasten klappern hörte, die Post, Viertel vor 10 genau. Vorsichtig stieg er die Stufen hinunter, dabei habe ich gestern abend doch gar nichts genommen, Schleiersehen, setzte den Teekessel auf, trat in das Wohnzimmer, unangenehmer Geruch von ungeleerten Aschenbechern, schalen Bierresten in den Gläsern, öffnete das Kippfenster neben dem Eßplatz, holte die Post aus dem Kasten, reißerische Verheißungen, Drucksachen-Müll, wie täglich, ließ sich in den Sessel sinken, Lum-bago, bis in der Küche der Kessel durchdringend pffif. Drei Maßlöffel Tee für die Kanne. Dann griff er zum Telefon, wählte, verwählte sich, Gedächtnislücken, noch einmal, war dann einen Augenblick lang froh über den Klang ihrer Stimme: „Aber



es hilft nichts, heute, ich kann einfach nicht, jedenfalls jetzt noch nicht, mein Kopf platzt, ich habe die ganze Nacht geträumt, schrecklich, als ob man in meinem Alter noch träumen lernt. Ich melde mich später, ja? Vielleicht nach dem Mittagsschlaf, jetzt bin ich wirklich noch nicht zu gebrauchen.“

Sie legte auf. Dann also nicht. Einverstanden. Der Vormittag hatte noch zwei volle Stunden, zweieinhalb: Staubsaugen, Staubwischen, zum Bäcker, die Kontoauszüge bei der Bank, vielleicht noch zum Supermarkt, tanken müßte ich auch, und die Fleurop-Blumen für Papa nicht vergessen, sein Todestag nächsten Freitag. Das eigene Leben: genug, mehr als genug. Ihr fiel plötzlich ein, wie sie gestern – oder war es vorgestern gewesen? – beim Auflegen des Hörers gedacht hatte: Was geht mich das alles eigentlich an? Was war denn Brunau und und und, was kümmere ich mich um alte Geschichten, die niemand mehr interessieren, nicht einmal Helmuth, die nicht mehr zu ändern sind, und ich weiß nicht, ob er wirklich die Wahrheit sagt, ob er die Wahrheit will.

Beim Hinausgehen sah sie auf dem Schreibtisch die Fotos liegen, vierzig Fotos aus vierzig Jahren, groß vergrößert, 18 x 24, ausgewählt für sie: Vielleicht war seine Wahrheit darin? Sie setzte sich auf den Drehstuhl, nahm den Stapel in die Hand, blätterte, vergaß den Wochen-Staub.

Er hatte ihr die Fotos in der exakten Jahresfolge gegeben, 1950 bis 1989, Jahr für Jahr auf dem Bildrücken verzeichnet, hin und wieder war auch der Tag der Aufnahme vermerkt, dazu kurze Titel, Kennworte. Sie hatte die Reihenfolge inzwischen verändert, hatte Bilder hervorgezogen, betrachtet, abgelegt: Schaufensterfiguren als Traumschatten, die knospenden Zweige, erbärmliche Hinterhofmauern mit einem kleinen Kindergesicht, das einsame Haus in Salzburg, die Totenmaske, Paraderihen von Stühlen und Röhren und Bierwimpeln, das Rückenbild eines nackten Mädchens, das sicher nicht Lore Dorenbusch war, die spiegelnden Glasfassaden Manhattans, eine smoggraue Straßenfront im Ruhrgebiet. Wenn er beabsichtigt hatte, mit der Folge der Bilder seine Entwicklung als Fotograf zu dokumentieren – oder vielleicht seine Wandlun-

gen –, so war davon jetzt nichts mehr zu erkennen: Der Zufall hatte dem Bilderstapel eine neue Ordnung gegeben, eine vorläufige Unordnung, die sie nach ihrem Verständnis jederzeit wieder umstoßen konnte, die ihr im Grunde aber gerade deshalb gerechtfertigt und richtig erschien, zumal Bild für Bild nicht so sehr für das jeweilige Jahr stand und für die zeitliche Folge, sondern für sich selbst. Ihr fiel der alte Herr Fargemiel ein, bei dem sie vor Jahren zwei Wochen lang hospitiert und ziemlich verblüfft erfahren hatte, daß Lehrer und Schüler auch mit der Pädagogik von vorgestern leben und arbeiten konnten. Beim Interpretieren eines Gedichts stand für Herrn Fargemiel die Frage immer noch an der ersten Stelle: „Was will der Dichter uns damit sagen?“ Sie hatte damals darüber gelächelt, hatte heftig argumentiert, es gäbe auf eine solche Frage doch gar keine verbindliche Antwort, da ein Dichter nur seine Bilder im Medium Sprache in die Welt stelle, die jeder Leser dann für sich interpretieren müsse – und nicht einmal das: Jedes Gedicht stelle zunächst einmal nur sich selber dar und nicht mehr, und der Leser könne sich dabei etwas vorstellen oder auch denken, müsse das aber nicht. Herr Fargemiel dagegen hatte darauf bestanden, der Dichter verfolge eine bestimmte Absicht, wenn er so und nicht anders schreibe, und wer nicht fähig sei, diese oft verborgene Absicht zu erfragen, der brauche Gedichte gar nicht erst zu lesen.

Sie sah auf die „Straßenlichter“, Düsseldorf, Graf-Adolf-Straße, 1959. Schön! Vor der tiefen Nachtschwärze ein zauberischer Tanz von leuchtenden Punkten, die ihre Bedeutung verloren haben, vergessen – Kreise, Striche, kleine Ovale aus Licht, gesehen in einem Traum oder durch fast geschlossene Lider, müde vielleicht, aber noch hellwach für diese besondere Lichter-Choreographie. Wunderschön. Der zweite Blick bemerkte, daß das Dunkel-Hell-Dunkel beherrscht wurde von einem eindeutigen Zeichen, oben rechts, die einzigen Linien des Fotos, die scharf abgebildet waren, unverkennbar: ein Lichtpfeil nach oben, ein Lichtpfeil zur Seite hin abgebogen – eine unübersehbare Warnung: Du darfst nicht, du sollst hier, du mußt – kein Traum mehr, kein übermütiger Tanz, sondern bittere Realität im nächtlichen Straßenverkehr – Achtung!

Sie dachte: ‚Was will er damit sagen?‘, sah auf das nächste Blatt: ‚Das Haus‘, Salzburg 1964. Ein überhängendes Dach, vier gleiche Außenwände, die Fenster nur ungenau auszumachen, weil das Foto von schräg oben aufgenommen worden war, vielleicht von der Feste aus: ein trister Kubus, wie zufällig in eine graue Ebene gestellt, eingeklammert von leeren Straßen und Wegen, von denen nur einer, schmal, in das Haus führt. Das hatte er so gesehen, damals, gerade diesen Ausschnitt hatte er aus der unendlichen Zahl optischer Segmente gewählt – mit dem langen Tele herbeigeht, wie er ihr erklärt hatte –, weil er das Bild gerade so haben wollte, in dieser besonderen Perspektive, die das Haus von seiner weiteren Umgebung abschloß und ausschloß. Nur diese Mattscheiben-Einstellung war offenbar für ihn richtig und wichtig gewesen, weil er darin vielleicht seine eigene Isolierung gesehen hatte, seine Unfreiheit, seine Abhängigkeiten, weil er in seinem Leben kaum etwas anderes getan hatte als das, was anlag, was getan werden mußte, die Pflicht, die Gebote, Verbote, Vorschriften, weil er nicht fähig gewesen war, seine Träume zuende zu träumen, seine Wahl-Möglichkeiten zu erkennen und Entscheidungen danach zu treffen: ein Haus, umklammert, sich selbst überlassen, vereinsamt. Vielleicht hatten wir beide recht, dachte sie, der alte Herr Fargemiel ebenso wie ich.

‚Manhattan‘, New York, 1956: Nichts als hohe Recktecke, aufgetürmt, senkrecht nebeneinander, übereinander gestellt, Fenster, Fenster, exakt gestapelt, keine Abweichungen, keine fallenden Linien, unbarmherzig genau geschichtet, graues Glas, Spiegelglas, totes Glas, berechnet, gerechnet, kein Ausweg, und hinter den Fensterfassaden, wenn auch nur als Vermutung, Leben und Lachen und Geld und Geschäfte und Treiben, vorgegebene Strukturen von mächtigen Denkmäschinen, die nirgendwo sichtbar sind, die keinen Namen haben: steil aufeinander gesetzt und zu Streifen und Schienen verbunden, auf einem Boden, der unsichtbar bleibt: so kostbar, daß jeder Fleck überbaut ist, unter einem wertlosen Himmel, dem niemand noch einen Blick gönnt, nur ein winziges weißes Quereck am Bildrand links oben, wie zufällig, ohne Sonne, ohne Wolken. Das Bild müßte heißen: ‚Himmel über Manhattan‘, dachte sie, oder einfach: ‚Wir‘.

„Rheinbrücke“, 1985: Wieder ein senkrechtes Foto, schmal wie der hohe Spiegel im Brunauer Großvater-Zimmer – ein gewaltiges Kreuz, in das Bild gespannt mit mächtigen Balken. Unten der gemauerte Flußpfeiler, quer darüber die Fahrbahn, schwer und schwarz, aber trotzdem fast schwebend über der Leere – der Fluß ist nicht zu sehen –, und dann steil aufragend, bis über den Bildrand hinaus, der Pfeiler aus Stahl, zu beiden Seiten gehalten von schräg zulaufenden Seilen. Das Bildkreuz steht etwas außerhalb der Bildmitte, weil von links her ein einziger winziger Radfahrer kommt, beinahe abstrakt vor der Kompaktheit des stählernen Pfeilers, eingefangen vom Linienwerk des Kreuzes, unter den Harfendrähten: ein einsamer Mensch.

Und viele Menschen: „Großer Bahnhof für Haile Selassie“, Düsseldorf 11.11.54. Eine lange Diagonale aus zehn Paar blanken Herrenschuhen unter gestreiften Stresemannhosen, genau ausgerichtet an der Kante eines Kokosläufers. Davor, schräg angeschnitten, ein schwarzer Zylinderhut, den irgendjemand in der Hand hält oder schwenkt, und im Hintergrund rechts das Aufblinken einer Posaune – keine Körper, keine Köpfe, keine Namen, jeder an seinem Platz: ein respektabler Staatsempfang in der deutschen Provinz, respektlos und spöttisch gesehen – kein Bild für die Zeitung, kein Honorar.

Und die „Totenmaske, peruanisch“, Valparaiso 1979: Das harte, schimmernde Gold. Das Eisblau. Der grämliche Maskenmund. Die leeren, starrenden Augenlöcher. Und plötzlich fiel ihr ein, daß sie zu ihm gesagt hatte, vorgestern: „Schön – sehr schön!“ ohne sein Grauen zu bemerken, seine eigene Angst vor dem Tod, daß sie sehr rasch geurteilt hatte, wie sie das gewohnt war: „Ein gutes Bild, immerhin“, als ob er auf ihre Note gewartet hätte. Sie schob das Foto rasch wieder unter die anderen. Sie schämte sich. Es war sein Bild, und sie hatte es nicht sehen wollen, nicht sehen können.

Und das „Mädchen“, Düsseldorf 1951: ein nackter Körper, kein Gesicht: ihr Nacken ist zu sehen, die abfallenden Schultern, der hagere Rücken, seitlich der Übergang aus den kindlichen Hüften in das Becken – ein Frauenkind von 15 oder 16, scheu, wie Mädchen damals wohl waren, 1951. Ute vielleicht? Und ein „Hinterhof“, irgendwo, ohne Ortsangabe, 1976, ver-

rottete Mauern, brüchiger Fassadenschmuck, schmutzig, vielleicht DDR, und in der Mitte des Hofes ein Kind, ein Junge, ängstlich, mißtrauisch. Und „Oberhausen“, 1968, der schwere Dunst aus Schattenschornsteinen, Fördertürme im Industrienebel, Straßenbahnoberleitungen schneiden den finsternen Himmel kreuz und quer, drei kahle Äste von irgendwo, verdreckte Mauern, hinter denen noch Menschen wohnen – ein Schild „Friseur“ verrät es, eine runde weiße Reklame „JUNO“, ein parkender Kleinwagen, wie vergessen. Und „Gemeindesaal“, 1970: eine scheinbar endlose Reihe von abgestellten Klappstühlen, eng zusammengeschoben, eine sinnlose Parade, Stehschritt von Holzbeinen, aber keine Menschen, bis dahin, bis heute. Und „Sozialer Wohnungsbau“, Rheinhausen, 1966: Helle Kunststoffenster in einer streng verschachtelten Fassade, nüchterner Zweckoptimismus nach 20 Jahren Wiederaufbau, Balkongitter mit Blumenkästen, und eine Hausfrau in einer Kittelschürze mit heftigen Farbflecken lehnt sich hinaus, rundlich, zufrieden, sie ist wieder wer. Oder „Königsallee“, Düsseldorf, 1957: Zwei elegante Schatten im Gegenlicht, Schaufensterpuppen, schlank, in Persianerjacken, rundum üppiger Blumenschmuck, unkenntliche Preisschilder, und hinter den halb geschlossenen Schaufensterjalousien die Umrisse einer promenierenden Dame mit vorschriftsmäßig getrimmtem Pudeln an der Leine, auch er ein präziöser Schatten.

Sie legte die Fotos zur Seite: Seine Einfälle, seine Zufälle waren darin, die unberechnete Summe seiner Erfahrungen. Jedes Bild gab andere Hinweise, Andeutungen, Anspielungen, und es fehlten zudem die ersten zwanzig Jahre, Brunau, die Berliner Zeit des Überlebens zwischen den Trümmern, der erste Scheiterschnitt-Sommer in Düsseldorf. Offenbar waren die Fotos mehr als zufällige Schnappschüsse, aus denen seine Lebenszeit abzulesen war: Er verriet darin mehr von sich, als er ihr jemals sagen, erzählen, gestehen konnte. Dies war seine Sprache, und plötzlich wußte sie, daß sie diese Sprache lernen mußte, wenn sie mit ihm zusammensein, zusammenbleiben wollte – eine stumme Sprache ohne Buchstaben, ohne Grammatik, die er nicht einmal selber erklären konnte. Vielleicht, fiel ihr ein, versuchte er deshalb immer wieder, sich mit mathematischen For-

meln zu schützen, die Geheimnisse des Pentagramms zu ergründen, aus dem er den Goldenen Schnitt abzuleiten wußte: Konstruktionen, die seine Schwäche verbergen und ihm zugleich einen Kanon vollkommener Schönheit garantieren sollten.

Einmal hatte er ihr erzählt, daß er in der trüben Zeit nach Hildes Tod daran gedacht hatte, seine Erlebnisse und Erfahrungen aufzuschreiben, sein ganzes wirres Leben, und wenn es nur für Felix gewesen wäre. Auch deshalb habe er sich daran gesetzt, hatte er ihr anvertraut, weil er immer darunter gelitten habe, daß die schreibenden Journalisten und Redakteure seine Arbeit nie wirklich ernstgenommen, ihn selbst manchmal kaum wahrgenommen hätten: Er sei für sie nicht mehr gewesen als ein billiger Bilder-Lieferant, austauschbar wie seine Fotos. Über die ersten Seiten sei er aber nie hinausgekommen, blasse Erinnerungen an Brunau, die er gleich wieder zerrissen habe, bedrückt von der Unzulänglichkeit seiner Schreibversuche, hilflos vor dem weißen Papier. Er könne sich eben doch nur in Bildern ausdrücken, hatte er resigniert, obwohl Bilder stets nur die Oberfläche spiegelten. Kaum jemals könne man etwas allein durch Bilder erklären, und nie klärten Bilder wirklich auf. Worte dagegen könnten die Welt verändern, könnten sie mindestens kenntlicher machen, vielleicht sogar bildhafter. Wenn das aber so sei, hatte er ihr gestanden, dann müsse er sich doch fragen – und er frage sich das tatsächlich, und häufiger mit zunehmendem Alter: weshalb einer wie er weiterhin Fotos und Fotos und Fotos produziere, mitwirkend und daher mitschuldig an einer ungeheuren Verschmutzung der Welt, die unter dieser Sintflut von Bildern ihr Gesicht und ihr Gedächtnis verloren habe.

Kurz nach 12 rief er wieder an: Danke, ja, etwas besser, aber immer noch ziemlich mies, zerschlagen, Kopfweh, er sei das Träumen eben nicht gewohnt. Der eigentliche Ärger aber sei, und deshalb rufe er an, daß er nachher nach Krefeld fahren müsse, irgendeine dumme Pressekonferenz, bestimmt nichts anderes als die normale Wichtigtuerei eines unterbeschäftigten Pressereferenten, aber die Redaktion meinte – „Na, du weißt ja, ich muß hin, bin kaum vor Abend wieder zurück. Das tut

mir leid. Doch für den Rest der Woche habe ich mich jetzt einfach abgemeldet, ab morgen ist Pause, kein einziger Termin – das sind vier volle Tage zusammen mit dir, nur für uns beide! Ist das nichts?! Ich hätte sogar Lust, mit dir zu verreisen, das Wetter scheint sich zu halten, ein richtig bunter Oktober, und unterwegs bin ich dann nicht zu erreichen. Wie findest du das?“

„Warum nicht?!“; sagte sie. „Immerhin vier Tage.“

„Und du darfst dir wünschen, wohin wir fahren“, sagte er, „Wohin du willst!“

Um halb 7 war er wieder am Telefon: „Natürlich vollkommen überflüssig, dachte ich mir ja gleich, eine Blitzlichtnase und drei dumme Zeilen. Aber jetzt ist Schluß! Hast du dir unsere Reise überlegt – wohin wir fahren?“

„Ja“, sagte sie. „Am besten nehmen wir meinen Wagen, auf langen Strecken ist der bequemer. Ich möchte nämlich nach Brunau!“

Brunau war unerreichbar in vier Tagen, ganz ausgeschlossen: Kein Grenzübertritt, keine Einreise ohne Visum, und ein Visum brauchte Wochen, mindestens Tage, viel zu lange. Er konnte sein Unbehagen, seine Bedenken und Ängste für sich behalten: Brunau blieb unzugänglich, weit hinter den sieben Bergen, abgeschlossen – es blieb dort, grenzenlos fern, wo er es seit Jahrzehnten verwahrt hatte.

„Was willst du auch in Brunau?!“, sagte er. „Das war doch schon immer nichts als ein Kaff, eine Kleinstadt wie aus dem Bilderbuch, eine trostlose Landstadt, die es nicht einmal zu einem eigenen Bahnhof gebracht hatte, weil die biedereren Brunauer damals Angst hatten vor der neuen Zeit mit ihren gewaltigen Schienensträngen und ungeheuren Geschwindigkeiten. Ganz abgesehen davon, daß die Polen bestimmt kein Paradies auf den Trümmern gebaut haben, bei denen fehlt’s doch an jedem Nagel. Nein, nein, bleib’ mir weg mit Brunau!“

Sie ließ das Strickzeug sinken, sah zu ihm hin: „Vielleicht wollte ich dich da suchen, etwas von dir.“

Er drückte die Zigarette aus. „In Brunau? Da gibt es nichts mehr von mir, gar nichts. Und du hast mich doch hier, das müßte dir eigentlich reichen.“

„Ja“, sagte sie. „Vielleicht. Vielleicht hast du recht.“ Die Stricknadeln schlugen leise aneinander.

„Und einmal muß doch auch Schluß sein“, meinte er. „Inzwischen fühle ich mich richtig ausgelaugt und ausgewungen, beinahe wie nach einer Beichte. Ich habe dir wirklich alles erzählt, was wichtig war, denke ich, so gut wie alles. Und nun würde ich vorschlagen, daß wir morgen einfach ins Blaue fahren, locker Richtung Westerwald oder Sauerland, und wenn wir ein hübsches Hotel gefunden haben, mit allem Komfort, dann bleiben wir da und machen es uns gemütlich und freuen uns über den bunten Herbstwald.“

Sie legte das graue Wollgestrick zur Seite. „Wie wäre es mit Berlin?“, fragte sie. „Eigentlich würde ich gern mal sehen, wie Berlin sich gemacht hat, ohne Mauer und ohne Grenzen. Natur gibt’s hier doch genug. Und mein Bruder wohnt schließlich auch in Berlin, mit Frau und Kind, den solltest du auch einmal kennenlernen, meine ich, schließlich gehört er doch auch zu mir.“

Er zögerte einen Augenblick lang. „Du hast die Wahl!“, sagte er dann. „Meinetwegen also nach Berlin, da sind wir ja beinahe schon in Polen. Aber rechne nur nicht damit, daß du da noch eine Spur von mir findest – Berlin ist riesengroß, und ich bin schon vor 41 Jahren da weg.“

„Vielleicht suche ich auch meine eigenen Spuren“, sagte sie. „Schließlich habe ich fast zwei Jahre in Berlin studiert, 1970/71, und das war damals für mich eine sehr bewegte und wichtige Zeit.“

„Na schön“, sagte er. „Doch ob wir noch ein Hotel bekommen in diesen Wochen, wo halb Deutschland am Kudamm die Wiedervereinigung feiert?“

„Das dürfte kein Problem sein“, meinte sie. „Die Bonner sind mittlerweile alle mal durch das Brandenburger Tor spaziert, das reicht ihnen für ihre gesamtdeutschen Gefühle, jetzt sind sie längst wieder zuhause. Und ich kenne eine tolle Privatpension in der Bleibtreustraße, noch aus Kaisers Zeiten, drei Häuser von unserer alten WG entfernt – wenn’s die noch gibt, das wäre etwas für uns. Meine Eltern haben da auch mal gewohnt.“

„Also gutbürgerlich?“, fragte er.

Sie sagte: „Du wirst Augen machen!“



Sie sah ihm lange nach, wie er in der Dämmerung kleiner wurde, immer wieder angestrahlt von Scheinwerferlicht. Er ging vorsichtig am rechten Rand des Haltestreifens, mit Schritten, die immer kürzer zu werden schienen. Das unaufhörliche, unaufhaltsame Doppelgeräusch der Autoschlange – dichter Sonntagabendverkehr, heimwärts ins Ruhrgebiet – ermüdete sie, immer noch einmal der dunkle Laut der nahenden, der hellere Ton der nach vorn mit roten Doppellichtern verschwindenden Autos. Sie schaltete das Radio ein, die Skala leuchtete auf, verglimmte aber gleich wieder: kein Ton. Die Batterie war leer, verbraucht auf der langen Heimfahrt bei Schönen Stimmen und Hörerwünschen und Sportreport und Humperdinck, die ersten Hochrechnungen dann, die CDU wieder vorn in den neuen Bundesländern, hätte ich nicht gedacht, die glauben dem Kanzler noch immer, wie lange wohl noch, und die ewig siegreiche CSU in Bayern. Am Ende waren die Scheinwerfer erloschen: Kein Strom mehr, kein Motorgeräusch, nichts mehr. Er hatte sich lange unter die Motorhaube gebeugt, hatte mehrmals im Werkzeugkasten gewühlt, um endlich festzustellen: „Die Lichtmaschine arbeitet nicht mehr. Wie kann man auch einen Franzosen kaufen?! Die sind doch einfach nicht zuverlässig, das weiß doch jeder!“, und auf ihre Bemerkung hin, seit drei Jahren habe sie nicht eine einzige Panne gehabt, und der Wagen sei eben besonders bequem, komfortabler gefedert als alles, was sonst in dieser Preislage angeboten werde: „Sehr bequem, ja – besonders dann, wenn man am Sonntagabend auf der Autobahn liegenbleibt!“

Er war ärgerlich gewesen, gereizt, übermüdet, die Hände dreckig von Staub und Öl und Schmiere, an den Hemdsärmeln dunkle Flecken. Dann war er gegangen, zur nächsten Notrufsäule, die Zeiger wiesen nach vorn, verschwunden im halben Dunkel. Sie wartete, schläfrig. Irgendetwas würde geschehen, mußte geschehen. Plötzlich erschrak sie: Wenn er nicht wiederkäme? Wenn sie allein bliebe, hier, ohne Hilfe, ohne Abschied, einfach verlassen?

Die Reise war nicht geglückt. Sie hatte sich auf Berlin gefreut, drei Tage, drei Nächte zusammen mit ihm in der großen lebendigen Stadt, in der plötzlich ganz offenen Stadt ohne Sperren und Schlagbäume, ohne mißtrauische VoPo-Fragen und -Blicke. Stattdessen Enttäuschungen, Mißmut, am Ende Ratlosigkeit. Sie waren in eine fremde Stadt gekommen, die nichts mehr wissen wollte von gestern, vorgestern: die letzten Nachkriegstrümmer im Westen glatt und bunt überbaut, die Straßen von Blech verstopft, von Werbung entstellt, die großen Studentenrevolten nur noch Historie und Histörchen für elegante Yuppies im Benetton-Sweater, und der Osten war noch fremder als früher. Kaum irgendwo deckten sich ihre Erinnerungsbilder mit der neuen Realität. Selbst das so lange vertraute Mietshaus in der Bleibtreustraße war hinter einer glänzend neuen, sorgfältig abgestuften Farbfassade kaum wiederzufinden, nicht wiederzuerkennen, und aus der WG-Wohnung im Erdgeschoß war ein modisch gestyltes Verkaufsbüro für Computer der neuesten Generation geworden. Nur der Trödel im Zille-Hof war der gleiche geblieben, bei astronomisch gestiegenen Preisen, und der Alex im Osten war so kalt und leer und zugig wie früher, jetzt allerdings bunt gepunktet von leuchtenden Zigaretten-Reklamen und am Rande von quirligen Gruppen belebt, Bettler, Zuhälter, Hütchen-Spieler vor Zeltbahnständen mit krallem Bananen-Gelb und glänzendem Orange. Da war es beinahe tröstlich gewesen, daß die S-Bahn-Stationen sich kaum verändert hatten, noch immer der schäbige, schmutzige Rost, der Gestank nach Urin, und das Schlingern und Klappern der alten Waggons mit den lackierten Holzbänken brachte etwas von damals, damals zurück.

Doch nicht so sehr Berlin hatte das Wochenende verdorben – zuletzt war das aufdringlich Neue und ärgerlich Fremde der Stadt schon etwas vertraut geworden –, sondern sie selbst, sie beide. Es war keine glückliche Reise. Schon als sie vorfuhr, am Donnerstagmorgen gegen halb 10, wie verabredet, hatte er sie mürrisch empfangen, der flüchtige Kuß mehr eine Andeutung von gutem Benehmen als vertraute Zärtlichkeit: Aus Düsseldorf waren die Kalkar-Fotos zurückgekommen, alle. Er sei durchaus nicht unzufrieden, hatte der Verleger geschrieben, und

diese oder jene Aufnahme wäre zweifellos brauchbar gewesen, für eine kleine Auflage jedenfalls. Leider habe er aber einsehen müssen, nach neuerlichen Recherchen und Rückfragen bei gut informierten Freunden in Bonn und Düsseldorf, daß das Unternehmen Schneller Brüter endgültig abgesetzt sei, gescheitert, wenn auch das offizielle Aus erst etwas später kommen werde, nach den Bundestagswahlen. Unter diesen Voraussetzungen sei er leider gezwungen – und Herr Mensing werde das sicher nachvollziehen können –, seinen Auftrag zu stornieren, werde sich aber gern erinnern, sofern sich einmal andere Pläne konkretisieren sollten. Mit freundlichen Grüßen.

Der Tag war unglaublich klar und strahlend, Oktoberwetter vom Feinsten. Aber nach mehr als einer Stunde Fahrt in die Sonne hinein war er immer noch mißmutig, verdrossen. „Und ich kann nichts machen“, wiederholte er. „Gar nichts! Ich hatte ja einen Vertrag, wenn auch nur mündlich. Aber soll ich jetzt um ein schäbiges Ausfall-Honorar prozessieren? Das gibt doch nur Ärger und Kosten und Schreibung, und an einen anderen Auftrag brauche ich dann gar nicht mehr zu denken. Also gebe ich wieder mal nach und ziehe den Schwanz ein und finde mich selber zum Kotzen!“

„Nimm’s nicht so tragisch“, sagte sie. „Was ist denn schon passiert: Wir haben einen hübschen Ausflug nach Kalkar gemacht, Benzin ging auf meine Rechnung, du hast ein bißchen fotografiert, die Sonne schien, wir waren beide gesund und vergnügt, und ob du ein paar Mark dabei verdienst oder nicht, das kann dir doch wirklich gleich sein. Am besten lachst du darüber!“

„Genau das kann ich nicht, leider“, sagte er. „Ich kann das nicht mehr. Ich kann nicht mehr lachen über alle meine Mißerfolge und verpaßten Gelegenheiten, irgendwann ist das Limit erreicht! Und ich finde diese Geschichte auch gar nicht komisch, sondern einfach schäbig und niederträchtig, weil der Mann ja ganz sicher sein kann, daß Helmuth Mensing nicht aufmucken wird, wie sollte er wohl. Früher habe ich wirklich über sowas gelacht, manchmal jedenfalls, ich hatte in meinem Leben ja Fehlschläge und Blamagen genug, und manchmal war

das wirklich schon ziemlich komisch. Doch wenn man immer wieder auf der Verliererseite steht, wenn man immer wieder der Dumme ist und für andere bezahlen muß – zuletzt vergeht dir das Lachen. Verstehst du? Wenn ich schon der Dumme bin, dann mag ich nicht auch noch der dumme August sein! “

„Dann schick deinem Postkarten-Onkel doch einfach den Gerichtsvollzieher ins Haus“, sagte sie. „Per Zahlungsbefehl. Dann sieht er erst einmal ziemlich dumm aus, und du kannst lachen.“

Er schüttelte den Kopf. „Das lohnt nicht, und im Grunde ist es auch gar nicht zum Lachen. Vielleicht bin ich insofern besonders empfindlich, weil ich in meinem Leben zu viele Witze und Schnurren und Schwänke gehört und selber erzählt habe – ich weiß einfach, wie das geht und wie das kommt, das Gekicher, Gewieher, Gelächter, wenn einer dem anderen auf die Schenkel schlägt. Oft ist das gar nicht komisch, und das habe ich schon sehr früh gewußt, ohne das wissen zu wollen. Im Krieg nämlich, da war ich wohl 11 oder 12, griff meine Mutter mit Vorliebe zu den lustigen Büchern in unserem Bücherbord, um über das Triste des Alltag hinwegzukommen, läppische Großvater-Humoresken von Presber und Otto Reutter, auch Bücher von Heinrich Spoerl, die damals sehr viel mehr gelesen wurden als Hitlers ‚Mein Kampf‘, und natürlich las ich das alles auch, lieb mir sogar noch im April 1945 in einer kleinen Leihbücherei in Weißwasser ein Spoerl-Bändchen aus, ‚Man kann ruhig darüber sprechen‘ – ich weiß noch genau, wie ich gelacht habe, Tränen gelacht über kleine Plaudereien, die im Grunde nicht mehr waren als eine dünne Heiterei, wie Herr Tarnowski das nannte – ich sag’s mal so: Dieter Thomas Heck auf Löschpapier. Das las ich damals in Weißwasser, als Melder hatten wir immer mal eine ruhige Viertelstunde, während rundherum geschossen und gekämpft und gestorben wurde, und gleich nebenan schlug eine Granate ein, zwei Mann von Splintern zersiebt – da lachte ich allerdings nicht mehr.“

Und in der ersten Nacht schlief er nicht. Er wollte nicht schlafen. „Hier schlafe ich nicht!“, sagte er, als die schwarz gewandeten Pensionswirtinnen – zwei alterslose Schwestern mit spitzen Nasen, scharfen Lippen, weißen Jabots, eingehüllt in strengen

Lavendelgeruch – die Gäste durch den hochherrschaftlichen Flur und ein Vorzimmer mit rosa gestrichenen Gartenstühlen in das Schlafzimmer geleitet hatten: ein Traum, ein Alptraum in Rosa und Rot, über und über geschnitzte Rocailles-Pracht, pralle Paradekissen, fein gehäkelte Überdecken, goldene Lämpchen, eine Poudreuse mit fünfteiligem Spiegel, eine seidenbespannte Hängelampe, die hoch unter der Decke von einer fleischfarbenen Rokoko-Göttin mit neckisch verhüllter Scham und üppigem Blumenkranz gehalten wurde. „Nein!“, sagte er. „Nein. Hier ganz bestimmt nicht!“

„Aber das ist doch ganz hübsch“, meinte sie. „Irgendwie doch schon jenseits von Gut und Böse und Kitsch! Außerdem ist gleich Abend, wir können doch jetzt nicht mehr ein anderes Zimmer suchen!“

Es klopfte, eine der Schwestern trat ein: „Wir hoffen, es gefällt Ihnen bei uns“, sagte sie. „Es ist alles genau so geblieben wie bei unseren lieben Eltern. Wenn ich Ihnen jetzt das Frühstückszimmer zeigen dürfte?“

Ein ungeheurer Tisch in der Mitte beherrschte den Raum, der noch höher zu sein schien als das Schlafzimmer. Zwölf hochlehnlige Stühle mit schwarzen Renaissance-Schnitzereien standen um den Tisch herum. Die Wände waren bis an das Deckensims heran verkleidet mit Schnitzarbeiten im gleichen Renaissance-Stil, Schränke, Borde, Vertäfelungen in Schwarz. Eine geschmiedete Hängelampe leuchtete mit zahllosen Kerzenlämpchen über den Tisch, der wider alles Erwarten mit einem geblühten Wachstumstuch bedeckt war. Die Fenster waren hinter violetten Seidengardinen verborgen, das Nachmittagslicht drang nicht mehr herein. „Hier wird das Frühstück serviert“, sagte die Schwester, die nach Auftreten und Stimmklang die ältere war. „Bevorzugen Sie Milch oder Sahne zum Tee? Oder hätten Sie lieber Zitrone?“ Sie rückte ein silbernes Set mit Pfeffer- und Salz-Gefäßen und einem kristallinen Essigflacon in die Mitte des Tisches, genau unter den Lampenkranz an der Decke.

Er packte den Koffer aus, hängte den Anzug in den Schrank. „Eine Nacht also“, sagte er. „Meinetwegen, wenn es denn sein muß. Es ist ja dunkel nachher. Aber morgen ziehe ich aus,

irgendwo muß es hier doch ein stinknormales Hotelzimmer geben!“

„Ich verstehe dich nicht“, sagte sie. „Sonst bist du doch nicht so empfindlich.“

Er schob den Pyjama unter die Bettdecke. „Aber das hier, das finde ich einfach scheußlich!“

„Dabei wollte ich dir eine Freude machen“, sagte sie. „So eine Höhere-Tochter-Edelpension findest du wahrscheinlich auf der ganzen Welt nicht noch einmal – alles original Wilhelm Zwo und alles handgeschnitzt!“

Er schüttelte den Kopf: „Aber ich freue mich überhaupt nicht, weil – das kannst du natürlich nicht wissen: Das Schlafzimmer in Brunau, das Elternschlafzimmer, in dem meine Mutter schlief, das war so ähnlich, derselbe verlogene Stil von irdischem Glück, rot und rosa herausgeputzt, protzend mit falschem Gold. Wahrscheinlich hatte mein Großvater die Möbel einmal billig gefunden, und in unserem braven, bescheidenen Brunau dürften sie kaum verkäuflich gewesen sein – da kamen sie für die Aussteuer der Tochter gerade recht. Meine Mutter fand das Zimmer jedenfalls traumhaft, noch heute schwärmt sie davon: genau der passende Rahmen für eine zarte Prinzessin im Märchenland. Nur mein Vater, der hat dann dafür bezahlt, glaube ich – der wußte bestimmt, weshalb er sein Bett in der Dachkammer hatte.“

Nachts gegen halb 2 weckte er sie: „Ich kann nicht schlafen, Ruth“, sagte er. „Mein Herz –“

„Willst du eine Tablette?“, fragte sie, halb noch im Schlaf. „Sie liegen im Badezimmer, rechts auf dem kleinen Bord.“

„Nein“, sagte er. „Es ist nur – ich möchte gern mit dir reden. Verstehst du: Jetzt, hier.“

„Soll ich Licht machen“, fragte sie.

„Nein, nein!“ Er sprach stockend, schwer, gedrängt. Sie hörte seine Stimme, hörte ihn, fern, ohne ihn zu verstehen, ein Brief von Hilde, wußte plötzlich die andere Zeile wieder: „Mitten wir im Leben sind – Mit dem Tod umfassen“, fand langsam zurück in den Schlaf, während er sprach und sprach und sprach.

Als sie erwachte, stand er schon vor dem Spiegel, zog die Krawatte hoch. „Gut geschlafen?“, fragte er.

Sie dehnte sich, sah sich um im Rosaroten. „Danke, ja.“ Dann fiel ihr die Nacht wieder ein, seine Stimme, stockend, drängend: Wovon hatte er gesprochen, von einem Brief oder was, was war gewesen? Mit dem Tod umfassen?

„Ich geh’ schon mal ins Speisezimmer“, sagte er. „Vielleicht haben die Damen eine Zeitung für mich, zum Tee.“

Sie legte sich zurück, blickte zur Decke hinauf. Die fleischige Amourette lächelte blasiert, sah sie nicht an. Sie überlegte, daß ihre Eltern damals das gleiche Zimmer gehabt haben könnten, daß sie im gleichen Rokoko-Rosa geschlafen hatten, nicht nur geschlafen vielleicht, unter dem Blütenkranz, damals, da war Mutter erst 53, unvorstellbar, so jung noch, so alt schon, und Vater noch nicht einmal 50, aber mit schmalen Lippen und traurigen Augen und schütterem Haar und freundlich, höflich, gesetzt, ein Gatte, kein Mann. Da war nichts gewesen, nichts mehr, unvorstellbar, und dann der Kummer mit Knud, der gerade geschäft worden war von seinem Internat, wieder einmal, Vater verstand nicht, daß der Junge so war, daß er nicht lernen wollte, er war doch nicht dumm, „Kannst du das begreifen – Nein, Hermine, ich sage ja gar nichts, aber er müßte sich wirklich etwas mehr Mühe geben, ich meine ja nur, und den Scheck, den hätte er nicht – Natürlich, er ist nicht schlecht, er ist nur verführbar, und deshalb – Bitte, Hermine, ich mache dir gar keine Vorwürfe, doch für den Scheck finde ich keine Entschuldigung – Natürlich werde ich zahlen, das muß ich ja doch als Vater, ganz selbstverständlich, aber –“. Und Mutter vergaß zu sagen „Da wird nichts draus.“

Einmal noch hatte sie ihren Vater locker gesehen und heiter, ganz unerwartet, er war überraschend zu einer Sitzung nach Berlin gekommen, irgendetwas im Hilton, am anderen Morgen holte er sie ab, ging mit eingezogenem Kopf durch den dunklen Küchengang in ihr Zimmer, das letzte Zimmer hinter dem Bad, sah das zerwühlte Doppellager, versuchte es zu übersehen, dann lächelte er, lachte. Vater lachte. Sie tranken Kaffee im Kranzler, draußen der bunte Sommerverkehr, er nahm ihre Hand. Eigentlich habe er sie zum Essen einladen wollen, sagte er, gestand er. Aber gestern habe er, ja, gestern abend, eine Dame getroffen, eine Kollegin, Fachfrau von Graden, sie hätten

sich Jahre, Jahrzehnte nicht mehr gesehen, aber sie sei immer noch – na ja, ungefähr so wie damals, jedenfalls elegant und außergewöhnlich und überhaupt, er habe sie einmal verehrt, ja, vielleicht geliebt, und es sei dann spät geworden gestern, und er habe deshalb seine Buchung um eine Nacht verlängert. „Wir wollen nachher zusammen essen, das verstehst du doch? Ach ja, und deine Mutter läßt vielmals grüßen, und ob du einen Wunsch zum Geburtstag hast – das sollte ich nicht vergessen! Ob ich Blumen kaufe – tut man das heute noch?“

Nachmittags wollte er ihr zeigen, ja, jetzt doch, wo er damals gewohnt hatte, Neu-Kölln, das Zimmer mit dem verbretterten Fenster, das Klo halbe Treppe, der enge Hof. Als der Bus anhielt, stieg er zuerst aus und stand, ungläubig, vor einer grauen Wand mit groß gemalten wilden Sprays FREIHEIT FÜR ALLE POLITISCHEN GEFANGENEN – ROT FRONT! – MACHT KAPUT WASEUCH KAPUT MACHT, offenbar eine Werkstatt aus Betonfertigteilen, die Tür versperrt, von Unkraut halb zugewuchert, das Fenster eingeschlagen. Er sah sich um, fand auf der anderen Straßenseite den Souterrain-Schuster, den Möbel-Trödler, die filigranen Balkongitter in der Beletage. „Aber hier war unser Haus!“ sagte er. „Bestimmt! Ich könnte dir noch jede Treppenstufe beschreiben, den abgefallenen Putz rechts von der Haustür. Diesen Schuppen, den gab es damals nicht.“ Er versuchte, durch den Türspalt etwas zu erkennen.

„Man soll eben nicht in seine Vergangenheit reisen“, sagte sie. „Meistens ist man nur enttäuscht, weil alles anders ist, sicher auch anders war als in der Erinnerung. Hast du denn keine Fotos von damals?“

„Schon“, sagte er. „Aber zuhause, in meinem Karton, ein paar aus unserer Berliner Zeit – ich zeig’ sie dir mal, wenn du magst. Aber das Haus habe ich damals bestimmt nicht fotografiert, es war keine Schönheit und ziemlich kaputt, und der Film war mir sicher zu kostbar dafür.“

Später im stolzen Zeughaus Unter den Linden, die blanke Säulenpracht des Königreichs Preußen, würdig und majestätisch, da kann das kleine Bonn sich verstecken: eine Ausstellung, „Laß uns mal sehen – ‚Fluchtmobile – Fluchtversuche



von Deutschland/ Ost nach Deutschland/ West', die selbst gebastelte Flugmaschine, denk' mal, und das enge Versteck in der kleinen Isetta, da komm' erstmal drauf – ich frage mich immer noch, wie Hilde damals eigentlich über die Grenze gekommen ist, angeblich wußte sie das ja selbst nicht, aber wem kannst du heute noch glauben?!"

Und dann der Besuch bei Knud, dem Bruder – Nein, bloß nicht anmelden, nur so, wir machen es kurz! Ein solider Altbau in Schmargendorf, neben der Haustür ein blankes, barock geschwungenes Messingschild mit dem Namen in Blockbuchstaben, darunter FINANZBERATER – VERSICHERUNGSMAKLER – 5. ETAGE. Der Fahrstuhl schwebte in seinem Gitterkäfig gemächlich nach oben. Das Treppenhaus zeigte bis zur 1. Etage polierte Marmorpracht, dann nur noch nüchterne Holzstufen, ungepflegt, billigen Putz, im 4. Stock blieb der Fahrstuhl mit leichtem Ruck stehen. Ein schmaler Ausgang führte ins Dachgeschoß, der Klingelknopf neben der Tür war neu, im gleichen blanken Barock wie unten das Firmenschild. Drinnen ertönte ein dreifacher Glockenklang einladend harmonisch, dann öffnete ein halbwüchsiges Mädchen die Tür zur Hälfte, ein Kind mit grell umschminkten Augen und streifig – lila und schwarz – gefärbten Haaren: „Mein Vater ist nicht zuhause!“

„Ich bin deine Tante“, sagte sie. „Guten Tag. Tante Ruth!“

Das Mädchen verschwand nach hinten im Flur, rief: „Anni! Besuch!“

Dann hockten sie im Wohnzimmer unter der Dachschräge, die Kaffeetassen auf dem niedrigen Couchtisch. „Sie will das so“, sagte die Mutter. „Ich komme dagegen nicht an, wir haben ja nur unsere Fabiola, und Knud, na, du kennst ihn ja. Wollt ihr auf ihn warten? Wahrscheinlich kommt er heute erst spät, er ist in Brandenburg unterwegs, jetzt muß man eben dranbleiben und absahnen, die Osis haben von nichts 'ne Ahnung, und das kann er ja wirklich, mein Knud, den Leuten sagen, wo's lang geht. Vielleicht bleibt er auch irgendwo über Nacht, morgen ist ein guter Versicherungstag, da sind die meisten zuhause und haben Zeit, sie reißen uns die Policen fast aus der Hand, da müssen sie eben richtig beraten werden.“

„Ich glaube, Ruth –“, sagte er. „Wir wollen noch – wir wollen Sie dann nicht länger aufhalten.“

„Kannst ruhig du zu mir sagen“, sagte die Frau. „Wir sind doch jetzt so gut wie verwandt. Oder schläft ihr in Einzelzimmern?“

Der Fahrstuhl kam nicht, besetzt, sie stiegen die Treppen hinunter, um den Gitterkasten herum. Im 1. Stock leuchtete der Betriebs-Knopf, die Fahrstuhltür war nur angelehnt. „Da können wir lange warten“, meinte er. „Daß die Leute so rücksichtslos sind – typisch Berlin!“

„Vielleicht waren es Kinder“, meinte sie und schob die Tür zu.

„Die müßten eben anders erzogen werden“, sagte er. „Aber jeder tut heute ja, was er will. Wenn ich so eine Tochter wie die Fabiola hätte, also ich weiß nicht –.“

Und auf dem Kurfürstendamm abends das dichte Menschengedränge, der penetrante Trabi-Gestank, die glitzernde Werbung, die Mädchen vom Bahnhof Zoo und die Hütchenspieler, das blitzschnelle Hin und Her, gewonnen, verloren, oh, natürlich Zigeuner, die braunen Finger unglaublich geschickt, er gewann 20 Mark, man muß sich eben nur konzentrieren, er verlor 150 Mark, Scheiße, aber wie willst du denen irgendwas nachweisen, alles Gauner.

Und am anderen Tag der Ausflug nach Potsdam, niemals gewesen, möchte ich endlich mal sehen: Sanssouci, das Neue Palais, überall Wochenenddrängelei vor den Kassen, in der Rotunde, kannst du was erkennen? Nur die Gärten, die Terrassen. Die alten Parkbäume waren so würdig und schön wie auf den Postkarten, und dazu ein milder Altweibersommer, das Herbstgold, das Chinesische Teehaus, leider um 5 schon geschlossen, typisch DDR – ach was, mir reicht's jetzt, laß uns fahren, heute abend sollen wir zu – wie hieß dein Freund? Ludwig? Den seh' ich mir an!

Der mit den schmalen Lippen, der goldgeränderten Brille, der mit dem Hochbegabten-Stipendium, der für die WG immer den Wochenplan aufgestellt hatte, zwischen Marx- und Lenin-Lektüre penibel errechnet, Woche für Woche: der Küchendienst, die Badezimmerordnung, auf die Minute, die Dielen-Reinigung, akribisch genau, wenn auch am Ende nicht effektiv, einer war

immer dabei, mindestens einer, der – aber der perfekte Plan als unumgängliche Voraussetzung des Lebens in Gleichheit und Freiheit und Selbstverwirklichung, sonst könnte ja jeder, und abends die Diskussionen bis spät, Palaver um Freud und Reich und CG Jung, mein Orgasmus, dein Orgasmus, unser Orgasmus, er wußte alles und alles genau: Entfaltungsfreiheit, Bewußtseinserweiterung, der Aufstand gegen die Leistungsgesellschaft, Bedürfnisbefriedigung, Verdrängung und Utopie, Identität und Nonkonformismus, Protest und Widerstand, die radikale Aufklärung, Gewalt als legitimes Mittel der Revolution, Che Guevara, und Trotzki natürlich, so eng darfst du das wirklich nicht sehen, über die Wahrheit läßt sich eben nicht streiten, lies mal das 3. Kapitel im 5. Band, dann weißt du mehr, und wann ist morgen die Demo? Er am Telefon, Ludwig, gedämpfte Stimme: Nein, ich freue mich, daß du anrufst, natürlich freue ich mich, ich freue mich sehr, ich muß nur gleich zum Jogging, anschließend Squash und Sauna, wenn man nicht fit bleibt, ist man bald out, und heute abend haben wir – aber natürlich kommst du, kommt ihr beide, Martine freut sich bestimmt, nein, eine gemischte Fete, fällt gar nicht auf, einige ziemlich betuchte Leute, dazu ein bißchen Senat und Kunst und Immobilien, die Mischung macht's, du wirst dich amüsieren, Kleidung ist absolut Nebensache, bestimmt, Martine ist da ganz offen, wenn auch – also ihr kommt, abgemacht, top, Ausfahrt Nikolassee, die dritte links, dann zweimal rechts, einmal links, wir haben den Vorgarten illuminiert, du wirst schon sehen, ein Autopark zwischen BMW und Jaguar, auch ein paar offene Cabrios, bei dem Wetter, jedenfalls gar nichts Spießiges, im Garten Spanferkel am Spieß, auf der Terrasse das Kalte Buffet und Bihun-Suppe, Getränke nach Wunsch – na ja, weshalb habe ich mich denn so lange mit der blöden Betriebswirtschaft herumgeärgert?!

Und dann im Hotelzimmer, spät, zwei gerade Betten, zwei niedrige Nachtschränke, ein Tisch mit Farbfernseher und Aschenbecher, zwei Stühle, ein Schrank, das Brandenburger Tor gerahmt, von draußen das ständige Wechseln der Lichtreklamen. Und Sodbrennen: Spanferkel, Krautsalat, urig. Das war dein Ludwig? So einer? Nein, war er nicht, damals nicht –

komm, bitte. Hast du die schwarze Stola gesehen, Martine, und nichts darunter? Na ja, er wollte eben Erfolg, wer will das nicht, und er hat ja auch Erfolg, offensichtlich. Aber so? Komm, bitte, laß uns. Nein, ich bin müde, mag nicht.

Er zog die Handbremse scharf an, schaltete das Licht aus. „So“, sagte er, „Da wären wir glücklich wieder. Du hast geschlafen?“

Sie räkelte sich aus dem Sitz heraus. „Ja, ganz fest“, sagte sie. „Wie spät ist es denn?“

„Fast halb“, sagte er. „Halb 9. Komm, laß uns gleich auspacken. Morgen früh bringe ich den Wagen dann zur Werkstatt, ich kann dich ja bei der Schule absetzen. Jetzt mache ich uns erst einmal einen Tee.“

Als er die Koffer vor der Haustür absetzte um aufzuschließen, sagte er: „Übrigens – es war dumm von mir, vorhin, daß ich so reagiert habe, bei unserer Panne. Ich war ziemlich müde, bin eben nicht mehr ganz jung. Tut mir leid.“

„Schon gut“, sagte sie. „Es war doch nichts.“

Er hängte den Mantel an die Garderobe. „Ja“, sagte er. „Es war wohl nichts, unsere Reise.“

Sie schloß die Tür. „Sagen wir mal: Es war kein reines Vergnügen. Aber das war ja auch nicht unbedingt zu erwarten.“

„Und wie geht's weiter?“ fragte er. „Magst du noch etwas essen?“

„Danke“, sagte sie. „Ein Tee ist genug. Mir liegt noch das Kalte Buffet von gestern im Magen.“

„Ein echtes Souvenir“, meinte er. „Immerhin. Aber das war ja nun wirklich deine Vergangenheit. Ich wäre gern in die Oper gegangen, ‚Zar und Zimmermann‘, Karten hätten wir noch bekommen.“

„Ich hatte doch gar keine Wahl“, sagte sie, „nachdem ich mit Ludwig telefoniert hatte. Und ich wollte natürlich wissen, was aus ihm geworden ist – verstehst du? Für dich war das doch auch – na, jedenfalls: sehenswert, diese piekfeine Party-Gesellschaft, letzte Mode und letztes Gelumpe und dazu drei tobende Gören mit Langnese-verschmierten Gesichtern, und am Suppentopf die schöne Adele ganz in Schwarz, und die Köpfe zwischen Grosz und Kollwitz und Zille – wo triffst du das

sonst an einem Abend?!”

„Na ja“, sagte er. „Wenn auch mehr Grosz als Kollwitz, und dein schnieker Ludwig paßte genau dazu.“

Er ging in die Küche. Sie ließ sich in einen Sessel fallen, nahm die Zeitung vom Tisch, „Schäuble außer Lebensgefahr“, legte sie wieder fort.

Adele hinter dem blanken Suppentopf, schlank, freundlich, spöttisch: „Natürlich, die alte Ruth – was tust denn du in unserem verrotteten Berlin?“ Küßchen, Küßchen – sie mache das nur nebenbei, das Catering, meistens zweimal im Monat, Suppe und Schmalzstullen oder auch Austern, das reiche zum Leben, und dazu Psychologie, natürlich. Sie hatte zur WG in der Bleibtreustraße gehört, drei Jahre alt damals, nachts im Bett zwischen Ludwig und ihr, die Mutter lehnte sie ab, tags überall dabei, huckepack in der Nationalgalerie, in der Tragetasche zum Teach-In, zwischendurch Obst geklaut beim Türken. Auf das „War doch ne schöne Zeit“ meinte sie skeptisch: „Wirklich? Ich weiß nicht. Meine Kinder sollen es einmal besser haben, in einer richtigen Familie.“ Hella kam hinzu, im Schneiderkostüm, erfolgreiche Rechtsanwältin, dezentes Jugendstil-Medaillon: „Schön, dich zu sehen! Hat unsere kleine Adele sich nicht gemacht?!” Später aber, zur Seite: „Alles weiß sie besser, schrecklich, und von dem, was wir erreicht haben, will sie nichts wissen – so sind sie alle: Schrecken vor nichts zurück, wenn sie für sich etwas haben wollen, und uns werfen sie vor, daß wir versucht haben, die Welt zu verändern – für wen denn? Für unsere Kinder! Als sie noch am Daumen lutschte, haben wir mit Marcuse über repressive Toleranz diskutiert und mit Mandel anti-imperialistische Strategien entworfen – und was ist der Dank? Sie wissen alles besser.“

Bei der zweiten Tasse Suppe fragte Adele, mit einem kurzen Blick zu Helmuth: „Und den da, den willst du jetzt? So einen Alten?“

„Ja“, sagte sie. „Den will ich.“

Sie war matt, müde, wäre am liebsten allein zu Hause gewesen. Er kam mit dem Teegeschirr, deckte auf, schenkte ein.

„Was für eine schöne Kanne“, sagte sie.

„Findest du? Meißen glaube ich, jedenfalls blödsinnig teuer. Deswegen lasse ich sie auch meistens im Schrank. Hilde hat sie mir geschenkt, als sie einzog – sie wollte wohl etwas beisteuern zum Haushalt, ausgerechnet Meißener Porzellan! Aber sie kam ja von drüben, und so war sie eben, vernünftig rechnen konnte sie nicht.“

„Vielleicht brauchst du manchmal gerade jemanden, der nicht so vernünftig rechnet wie du“, sagte sie. „Zahlen und Werte und Haben, Haben, was ist das schon?!“

„Du hast gut reden – Beamtin auf Lebenszeit! Aber wenn jemand Sozialhilfe bezieht – mußte sie ihre letzten Pfennige ausgerechnet für so eine Teekanne verschleudern? Den kleinen Rest haben wir dann noch ein Jahr lang abgestottert.“

„Das verstehst du nicht“, sagte sie. „Frauen sind eben anders.“

„Genau!“, sagte er. „Aber ich bin ein Mann und weiß, was ich weiß und bin, wie ich bin, und wenn man rechnet – und rechnen muß –, dann hat das nichts mit Gefühlen zu tun oder mit Mann und Frau. Ist das so schwer zu verstehen?“

Sie trank den Tee in kleinen Schlucken, setzte die Tasse ab, strich sich die Haare aus der Stirn. „Ich verstehe dich ja“, sagte sie dann. „So wie du bist mit deinen Zahlen und Proportionen, mit deinen errechneten Sicherheiten, auch wenn die Rechnungen wohl nicht immer aufgehen – und du weißt doch, ich mag dich, trotzdem – oder nicht trotzdem, sondern weil du der bist, der du bist.“

„Na also!“, sagte er. „Das ist ja mein Reden. In einer guten Beziehung gibt eben jeder mal nach – Hauptsache, die Schlußabrechnung stimmt.“

„So kann man das wohl auch sagen“, meinte sie. „Wir sind eben sehr verschieden, und das bleiben wir auch. Früher habe ich immer gedacht – und ich war mir da ganz sicher –, daß der Mensch grundsätzlich offen sei für Einsichten und Erkenntnisse, daß er also erziehbar sei. Inzwischen bin ich doch ziemlich skeptisch geworden, ob ein Mensch überhaupt in seiner Grundstruktur verändert werden kann. Wir müssen uns, denke ich, so nehmen und annehmen, wie wir sind. Im übrigen neige ich immer mehr dazu, den Zufall als das eigentliche Lebensprinzip anzuerkennen. In unserem Leben gibt es kaum

vorgegebene Daten außer Geburt und Tod, fast alles andere entwickelt sich aus dem Ja oder Nein von subjektiven, oft völlig irrationalen Entscheidungen. Lange habe ich angenommen, daß im Grunde jeder Mensch lebenslang auf dem Weg zu sich selbst ist, und es gab für mich gar keinen Zweifel, daß dieser Weg notwendig zu einem besseren, freieren Leben führen müßte, wenn nur die überkommenen Zwänge und Prinzipien weggeräumt würden. Aber die Vorgaben meiner Lehrbücher stimmen nicht – jeder trifft seine Entscheidungen für sich, weil man ist, der man ist.“

„Magst du noch Tee?“, fragte er. Als er die Kanne hob, spürte er, daß seine rechte Hand zitterte, die rechte diesmal, und er dachte: „Es ist Zeit. Es wird Zeit.“

„Jedenfalls bin ich froh, daß du da bist“, sagte er, „hier bei mir, zufällig oder nicht. Und ich will dir auch sagen, daß unsere Gespräche gut für mich waren, irgendwie, obwohl ich so viel mehr erzählt habe als du. Früher war das wohl alles leichter, da sagte man einfach ‚Ich liebe dich‘, und der Rest war dann Schweigen, ein Leben lang. Jedenfalls habe ich noch nie jemandem so viel von mir erzählt wie dir, ehrlich. Den Brief mußt du aber noch lesen.“

„Welchen Brief?“, fragte sie.

„Aber ich habe dir doch erzählt, in unserer ersten Berliner Nacht, im rosa Rokoko: Hildes Abschiedsbrief. Der mich so fertig gemacht hat mit seinen Anklagen und Klagen und Beschuldigungen – weil ich darauf nicht antworten konnte, nach Hildes Tod.“

„Ich möchte den Brief gar nicht lesen“, sagte sie. „Ich weiß doch, denke ich, wie du bist: wie du bist für mich, und das muß genug sein. Eine Ehe-Versicherung gibt es ja sowieso nicht.“

Er hob die Schultern: „Vielleicht hast du recht. Wahrscheinlich hätte ich dazu auch gar nichts zu sagen gewußt, oder ich würde nur wieder versuchen zu erklären und richtigzustellen, ich kann ja doch nichts mehr ändern, das war eben so, das ist so. Aber die alten Fotos, die möchte ich dir noch zeigen, Brunau und ein bißchen Berlin – da oben liegen sie, der Schuhkarton im obersten Fach.“

Er schob einen Stuhl an das Bücherbord, stieg hinauf, nur

jetzt nicht noch fallen, blies einen kleinen Staubwirbel auf, kehrte dann mit einem Sprung zurück, den er schmerzhaft in den Knien spürte. Der Karton war fest verschnürt, solides Paketband. Er versuchte, den Knoten zu lösen, zerschnitt dann ungeduldig die Schnur.

„Meine Mutter!“, sagte er und reichte ihr ein braun getöntes Atelierfoto hin, ein Mädchen von 15 oder 16, schmal, blaß, in gestärktem Matrosenkleid, halbhohe Stiefeletten, mit einer übergroßen Haarschleife, ein selbstbewußtes Gesicht mit einem etwas schnippischen Mund, großen Augen, die rechte Hand hielt eine Rose.

„Sie muß hübsch gewesen sein“, sagte er. „Der Verzug ihrer Eltern, von Frau Lewandowski gar nicht zu reden. Und hier das Hochzeitsbild von Herrn Tarnowski, schwarzweiß und nüchtern, mein Vater vom Brautschleier halb verdeckt, und meine Mutter – na ja, sie hatte eben bei uns das Sagen.“

Er schüttete einen ganzen Haufen von Fotos auf den Tisch, fand schließlich, was er gesucht hatte: „Da war ich ungefähr zwei, siehst du, wie meine Mutter mich stolz vor die Kamera hält?! Ich hatte wohl eher Angst, jedenfalls sehe ich nicht sehr glücklich aus, finde ich – na ja, das habe ich eben niemals richtig gelernt, das Glücklichein.“

„Das kann ja noch werden“, meinte sie.

Er schüttelte den Kopf: „Das hat man, oder man hat es nicht, da mache ich mir nichts vor. Aber hier – sieh mal: Bilder aus unserer ersten Berliner Zeit, der Film war grausam körnig, mit Altersflecken. Aber ich habe tatsächlich unser Haus fotografiert, das hatte ich völlig vergessen – hier, Hausnummer 29! Das Haus war ziemlich mitgenommen vom Krieg, Dachstuhl und vierter Stock ausgebrannt, eigentlich eine Ruine, ich habe deshalb auch nur die untere Fassade aufgenommen.“

Sie nahm das Foto. „Der Ausschnitt macht es“, sagte sie. „Das weißt du ja besser als ich. Und wir sind eben alle anfällig für Fassaden, weil – eigentlich suchen wir in unserem Leben das Schöne, das Vollkommene, und weil wir das nicht finden, in unserer Welt nicht und auch nicht in uns, halten wir uns an den schönen Schein.“

Er ließ sie reden, eine Lehrerin; er nickte. „Manchmal habe



ich schon gedacht“, sagte er dann, „wenn ich früher gestorben wäre, in Weißwasser damals oder im Lager oder auch später, einmal lag ich oben auf einem Eisenbahnwaggon, ein Hamster-Zug Richtung Hagenow Land, und weil ich schlapp war und müde, bin ich eingeschlafen auf dem runden Waggondach, ohne Halt, ohne was. Oder in New York, hab’ ich dir doch erzählt: ein einziger Schritt mehr, ein halber Schritt weniger, und ich wäre überfahren worden wie der alte Mann neben mir – ein Totenschein weniger, bis jetzt jedenfalls, das würde den ganzen Unterschied ausmachen.“

„Wenn du an mich nicht denkst“, sagte sie. Aber sie war sich nicht sicher, ob er verstanden hatte, was sie ihm sagen wollte.

## Nachwort

Der Doppeltitel von Kay Hoffs Roman *Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt*, 1996 im Carl Bösch Verlag in Siegen erschienen, nimmt direkt Bezug auf den Inhalt des Buches. Denn in dessen Mittelpunkt stehen Helmuth, ein mäßig erfolgreicher Zeitungsfotograf von 60 Jahren, und Ruth, knapp vierzigjährig und Lehrerin, die in langen und zahlreichen Gesprächen herauszufinden suchen, ob sie wirklich zueinander passen und miteinander die Ehe eingehen sollen. Natürlich ist dabei auch stets die Frage von Bedeutung, wie sich die beiden selbst einschätzen, was sie erlebt und was sie versäumt haben, was sie prägte und was sie erhoffen. Denn nicht allein der Altersunterschied macht ihr Verhältnis so schwierig, sondern die Erfahrungsdifferenzen und die daraus resultierenden unterschiedlichen Lebensanschauungen komplizieren diese Beziehung: Helmuth schlägt sich innerlich noch immer mit Kindheits-, Nachkriegs- und Liebeserlebnissen herum, ohne den rechten Abstand zu ihnen zu gewinnen, Ruth geriert sich als sogenannte Achtundsechzigerin, die mit dem Strickstrumpf in der Hand beständig ihr Unverständnis hinsichtlich der älteren Generation artikuliert, den seinerzeit nationalsozialistisch Kriegsgläubigen ebenso wie den als orientierungslos eingeschätzten, nur an der eigenen Karriere interessierten Zeitgenossen gegenüber. Diese Konstellation führt dazu, daß beinahe alle Lebensbereiche zur Sprache kommen, erotische Verhältnisse, Eheerfahrungen, Krankheiten, das Elternhaus, die Lehr- und Studienjahre, Freundschaften, Feindschaften, Niederlagen und vermeintliche Überlegenheiten. Während der zweite Titel des Romans lediglich auf die mitunter aufbrechende Neigung Helmuths anspielt, seinen Fotos eine ästhetische Dimension, einen künstlerischen Einschlag zu geben, steckt der Primärtitel also ein weites, kaum begrenztes Feld von Gesprächsgegenständen ab, die Eingang in den Roman gefunden haben.

Mehr noch: Mit dem Titel *Voreheliche Gespräche* stellt Hoff von vornherein klar, daß es sich hier um einen diskursiven Roman handelt. Der Begriff 'Diskurs' wurde in den 70er und

80er Jahren des vorigen Jahrhunderts nachgerade zu einem Modebegriff, der nicht nur den Journalismus, sondern zudem die Wissenschaftssprache der Zeit prägte und damit auch in die Terminologie der Philologien eindrang. Ein diskursiver Roman ist ihnen zufolge ein epischer Text von größerem Umfang, der weniger auf Handlungsmomente, nicht auf Aktionsgipfel und Ereigniskatastrophen, sondern auf Diskussionen, Elemente der Reflexion und der Problemerkörterung Wert legt. Dieser Typus besitzt durchaus eine Tradition, die schon etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzt. Größere Partien von Wielands *Geschichte des Agathon* kann man als diskursiv bezeichnen, weite Strecken des *Heinrich von Ofterdingen* haben Gesprächscharakter, wer Fontanes späten Roman *Der Stechlin* zur Hand nimmt, wird von den stark diskursiven Elementen der Erzählung beeindruckt sein und schnell erkennen, daß auf ihnen die langsame, unaufgeregte und zeitaufwendige Darstellung beruht. Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* zählt zu den bekanntesten Werken diskursiven Zuschnitts, und zumal Thomas Manns *Der Zauberberg* mit seinen seitenlangen, ja kapitellangen Gesprächen zwischen Hans Castorp, Madame Chauchat, Mynheer Peeperkorn und insonderheit mit den Kampfdiskursen zwischen den Herren Settembrini und Naphta bildet den Inbegriff eines diskursiven Romans. Doch der Begriff kam erst in Mode, als das traditionelle, handlungsorientierte Erzählen obsolet geworden war. Und das geschah im Zusammenhang mit der Politisierung der Gesellschaft in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Auseinandersetzungen der nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen mit der Vätergeneration, die Frontstellung gegen den Vietnamkrieg und die restaurativen Tendenzen in der westlichen Welt ließen das Interesse an spannender, unterhaltsamer, aktionsgesättigter Erzählliteratur zugunsten einer die aktuellen Fragen diskutierenden Literatur zurücktreten. Ein Schlüsselwerk dafür ist der Roman *örtlich betäubt* von Günter Grass aus dem Jahr 1969, der auf die Ereignisse von 1967/1968 Bezug nimmt, und zwar nicht nur dadurch, daß er Jugendliche in den Mittelpunkt rückt, die gegen den Vietnamkrieg demonstrieren wollen, sondern vor allem auch durch die diskursiven Elemente, die den Roman

prägen. Studienrat Starusch diskutiert mit Schülern, Kollegen und im Behandlungsstuhl mit seinem Zahnarzt die Zeitprobleme und das Zeitgeschehen, fragt nach den Denkweisen der Mitmenschen und rückt so die Varianten des Bewußtseins an die Stelle einer Berichterstattung über Aktionen. In gewisser Weise hat *örtlich betäubt* Schule gemacht, jedenfalls galt die Erzählliteratur der folgenden Jahre als gedankenlastig und handlungsarm, ja man behauptete gar, es sei nicht die Zeit für pralles, raffendes und spannendes Erzählen.

Man wird nicht behaupten, Kay Hoff's Roman folge diesem Modell direkt, zumal er ja 25 Jahre später erschienen ist. Die diskursiven Elemente haben eher etwas mit Hoff's Spätstil zu tun, dem Verzicht auf lebhaftere Handlungsprofile, der Orientierung an Altersproblemen, wie sie bereits in *Janus* artikuliert wurden, und dem Rückblick als Element der Selbstvergewisserung. Aber erzähltypologisch ist der Roman *Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt* dem diskursiven Typus zuzuordnen, was bei *Janus* keineswegs der Fall ist. Und noch in einem anderen Punkt unterscheiden sich beide Werke: In *Janus* werden alle Erinnerungen und Reflexionen, alle Handlungen und Beobachtungen dadurch zusammengehalten, daß sie als Elemente eines Porträts wirken, das der Ich-Erzähler mit seinen Aufzeichnungen von sich selbst entwirft. In *Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt* hingegen funktionieren die Berichte und Reflexionen der beiden Hauptfiguren als Elemente existentieller Harmonie oder Disharmonie. Die Liebes- und Eheerfahrungen Helmuths beispielsweise weichen von denen Ruths beträchtlich ab und spiegeln insofern starke Gegensätze. Helmuths Erzählungen von seinem väterlichen Freund und Mentor Tarnowski oder dem in Chile lebenden und präkolumbianische Kunst sammelnden Freund aus dem Gefangenenerlager besitzen kein Pendant in den Erinnerungen Ruths und wirken daher ebenfalls isolierend. Doch auch in diesem Roman gilt, daß vornehmlich das Alltägliche, Normale, Unspektakuläre darstellenswert ist. Denn der epische Ansatz, zwei Menschen überprüfen zu lassen, ob sie für das Leben zueinander passen, gibt dem Spektakulären weniger Raum als dem Gewöhnlichen, den allen Menschen vertrauten Lebensproblemen. Insofern wird

der Leser auch hier vor allem mit Anschauungen und Erfahrungen konfrontiert, die ihm geläufig sind, weil sie auch sein eigenes Leben prägen. Das verbindet *Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt* mit dem zwölf Jahre zuvor erschienenen Roman *Janus*.

Jürgen H. Petersen